Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit [illegible] so wie an Sonn= und Festtagen, bleibt selb[illegible]

[illegible] eihbibliothek,

[illegible] 8. München.

Johannes Kepler.

Historische Erzählung

von

Julie Burow.
(Frau Pfannenschmidt).

Menschengrößen gibt es zwei hienieden,
Eine jede kleidet ihren Mann. —
Das Verdienst webt beide; doch verschieden
Sind die Fäden und die Farben d'ran —
— — — — — — — — — — — — —
Stille Größe! Dich nur bet' ich an!
Alois Blumauer.

Dritter Band.

1857.
Prag & Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Fenster der Wohnung, die Kepler mit seiner jungen Gattin jetzt ganz innehatte, stand die letztere in glänzendster Toilette und schaute hinaus auf die Straße, die von geputzten Menschen wimmelte, obgleich ein mit Schnee untermischter Regen durchaus nicht zum Flaniren einzuladen schien.

Fräulein Renata von Eggenberg saß ebenfalls im höchsten Staate auf dem schönen, mit gepreßtem Leder beschlagenen Lehnstuhle, der für den eigentlichen Ehrenplatz in dem Prunkzimmer der jungen Frau Barbara Kepler galt, und genoß ein Gläschen gewürzten Weins, das ihr die Hausfrau freundlich vorgesetzt. Nur von Zeit zu Zeit nippte die alte Dame an dem aromatischen Getränk und setzte das Glas

dann immer wieder aus der Hand auf den kleinen, auf vergoldeten Löwenfüßen ruhenden Tisch.

Die kleine Elisabeth, Kepler's Stieftöchterchen, spielte am Boden, erhob dann den hübschen Kopf und sagte:

„Horch, Mutterle! Horch!"

Die Glocken aller Kirchen begannen zu läuten und aus der Ferne hörte man einzelne Pöllerschüße.

„Der Zug ist in das Paulusthor gelangt," sagte Fräulein Renata. „Jetzt wird auch unser Wagen kommen, denn der Magister muß längst mit den übrigen Lehrern des Stiftes an dem großen Eingang zur Burg stehen."

„Wir werden nichts von der Pracht des Zuges zu sehen bekommen," entgegnete Barbara, „wenn der Wagen nicht zur rechten Zeit zurückkommt"

„Das ist eine Pracht, von der ich mir wenig Gutes verspreche," meinte Renata, den Kopf schüttelnd. „Ach! ach! wie nothwendig wäre es, daß die Prediger und Prädikanten der lutherischen Gemeinde hier einwenig ruhiger, einwenig milder wären. Es stehen schwere Zeiten bevor, denn an dem furchtbaren Ernste, mit dem unser junger Erzherzog sich die Ausrottung der Protestanten vorgesetzt, kann niemand zweifeln."

„Ah, Gottlob! da ist der Wagen," rief Barbara, „eilen wir, eilen wir, gnädiges Fräulein." Sie hüllte sich in ihre Enveloppe von rothem Damast und schob die schönen Aermel ihres reichen blauen Kleides, welche ebenfalls roth waren wie der Ueberzug des Mantels, durch die weiten Hängeärmel desselben. Auch Fräulein Renata beendete eilig ihre Toilette, die kleine Elisabeth aber ward von beiden in einen Pelz gehüllt, und die Damen nahmen das Kind zwischen sich auf den gepolsterten Sitz der Kutsche.

Durch die Murgasse, die steile Sporgasse hinauf fuhr man in die Hofgasse und hielt unter vielen andern Wagen auf dem Burgplatze, ganz nahe der Kirche, welche Erzherzog Karl zur Domkirche erhoben hatte.

Dem Winter zum Trotze waren alle Fenster und Façaden der Häuser und Paläste mit Kränzen geschmückt. Fahnen wehten von allen Zinnen, Teppiche von kostbarem Gewebe lagen vor den Hausthüren.

Im höchsten Schmuck, ihre Insignien und Fahnen vor sich hertragend, standen die Gewerbe aufmarschirt vor der mächtigen Pforte der alten Burg, die einst schon die Residenz der Traunganschen Grafen gewesen und in deren Hallen die Wiege des

jungen Erzherzogs und seiner Geschwister gestanden hatte.

An der Thür der Domkirche waren die Lehrer der beiden großen neuen evangelischen Lehranstalten der Stiftsschule und des Joanneums aufgestellt, Kepler befand sich unter denselben. Die Herren von den Ständen, unter ihnen der alte Herr von Eggenberg, standen an der andern Seite. Die Mitglieder des Magistrats befanden sich zwischen beiden.

Ueberall in der ungeheuern Menschenmenge herrschte ein tiefes feierliches Schweigen, und die Glockentöne, welche fort und fort hallten und in welche auf dieser Stelle sich die von Blasinstrumenten ausgeführte Musik eines Marsches mischte, klangen wie Leichengeläute.

Langsam bewegte sich der prächtige Zug die Paulusgasse hinauf nach dem Burgplatze.

Trabanten, gekleidet in den steiermärkischen Landesfarben, grün, roth und weiß, eröffneten ihn; hinter denselben wanderte langsam Paar an Paar Kerzen tragend und Weihrauchfässer schwingend die katholische Geistlichkeit, ein ernster stattlicher Zug.

Dann kam auf schneeweißem Pferde im Hermelinmantel, die Herzogskrone auf dem Haupt, der junge Herrscher der Steiermark, Erzherzog Ferdinand,

der später als Ferdinand der II. die eiserne Krone des heiligen römischen Reiches trug. Ein Jüngling, wenig über achtzehn Jahre alt, lag doch in seinem Gesichte, das die bräunliche Farbe seiner spanischen Abkunft trug, ein tiefer Ernst; sein dunkles Auge, das er nur selten erhob, hatte einen schwärmerisch glühenden Blick, und um den Mund lag trotz der weichen habsburgischen Lippen eine Festigkeit, wohlgeeignet, der Jugendlichkeit des Antlitzes die Wage zu halten.

Neben ihm zur Rechten ritt auf einem stattlichen Braunen Erzherzog Max, sein Oheim und Vormund, Großmeister der Deutschherren und früher erwählter König von Polen, der während Ferdinands Minderjährigkeit sein Land regiert hatte; und zur Linken auf einem Rappen sein jüngerer Bruder Erzherzog Leopold, später Bischof von Passau, zur Zeit noch ein elfjähriger Knabe.

Die nächsten im Zuge waren zwei Männer, beide in einfacher weltlicher Tracht und nur durch den eigenthümlich geformten Hut erkennbar als Mitglieder der Gesellschaft Jesu.

Der eine, dessen auffallende Schönheit ihn, wo er sich auch zeigte, bemerkbar gemacht hatte, erschien hier mit seinem ernsten Blick, mit dem feinen Munde,

um den ein Ausdruck milder Trauer lag, wie der Engel des Gerichtes. Es war Pater Johannes, der Lehrer des jungen Fürsten, der zweite, von unscheinbarem Aeußern, das nur durch ein Paar große hellblaue Augen, die ernst und milde umherschauten, Bedeutung erhielt, war Christoph Schreiner, der frühere Beichtvater Erzherzog Karls.

In einem prächtigen, von vier Schimmeln gezogenen Wagen folgte nun die Erzherzogin Maria, Mutter des jungen Fürsten, mit ihren sechs noch ganz jugendlichen Töchtern.

Sie trug wie immer, seit dem Tode ihres Gatten auch an diesem festlichen Tage ihre schwarze Witwentracht, die lieblichen sechs Kinder dagegen prangten in glänzenden Kleidern, roth, weiß und grün.

Neben diesem Wagen ritt auf einem sanften Paßgänger der Kardinal Herr Adam von Dietrichstein, Minister Sr. Majestät Kaiser Rudolph des II., und von ihm zu dieser feierlichen Gelegenheit mit fünf adeligen Gefährten nach Grätz gesendet. Viele Kavaliere zu Pferde, glänzend gekleidet und von stolzer Haltung, unter denen sich auch die Abgesandten des Herzogs von Bayern befanden, beschloßen den festlichen Zug, um den sich die bunte Menge der Bevölkerung drängte, die jedoch da, wo derselbe sich eben befand,

von zwei Reihen zur Seite schreitender Hartschiere von der Mitte der Straße an die Häuser zurückgedrückt wurde.

Vor dem im rustiken Style erbauten, der Domkirche gegenüberliegenden Burgthore, hielt der Erzherzog sein Pferd an. Die versammelten Magistratspersonen, die Väter der Stadt in ihren schwarzen Schauben und Federbarets, die Degen an der Seite, traten vor, um ihren jugendlichen Gebieter in der Halle, die ihn geboren werden sah, willkommen zu heißen. Der Erzherzog aber winkte abwehrend mit der schmalen länglichen Hand und sagte laut und vernehmlich: „Später, meine Herren, später!“

Dann ritt er durch den Thorbogen, seine nächsten Begleiter, das heißt seine Familie, seine beiden Lehrer und der Kardinal von Dietrichstein folgten ihm, während die katholische Geistlichkeit unter lautem Gesang, gefolgt von den Kavalieren, die ihre Pferde an die bereitstehenden Diener abgaben, in den Dom schritt, vor dessen Pforten diejenigen, welche dort schon harrend standen, dem Dezemberwetter ausgesetzt stehen bleiben mußten. Das schaulustige Publikum ließ sich durch den niederfallenden feuchten Schnee und durch den hohl brausenden Wind nicht stören.

Auch Fräulein Renata von Eggenberg und Frau

Barbara Kepler behielten ihren Platz in ihrem an einer ziemlich geschützten Stelle stehenden Wagen, und Johannes trat zu ihnen, um mit seiner jugendlichen Gattin und deren Beschützerin zu plaudern.

Er fühlte sich von dem langen Stehen in Schnee und Wind ermüdet und bis ins Mark erkältet, und ein Gefühl der Trauer, dessen er nicht Herr werden konnte, hatte seine Seele beschlichen.

Frau Barbara sah so lächelnd, so harmlos und ahnungslos aus in ihrem glänzenden Putze, als sie sich zu ihrem Gatten niederbeugte und sagte: „Ein schöner Herr ist unser junger Erzherzog, nur etwas braun und für seine große Jugend sehr ernst. Ob es wohl am Hofe jetzt wieder schöne Fackeltänze, Ringelreigen und Karoussel geben wird, wie in früheren Zeiten, von denen meine Mutter selig mir erzählte?"

„Die Zeit ist nicht günstig für solche Lustbarkeiten," sagte Fräulein Renata, „gebe nur Gott der Herr, daß sie nicht noch schlimmer würde."

„Setzt Euch hier einwenig zu uns, Johannes, der Eintritt des gnädigsten Herrn in den Dom wird ja angekündigt durch den Schall der Trompeten, Ihr habt es wärmer hier im Wagen, als dort auf dem kalten zügigen Pflaster," sagte die junge Frau freund-

lich; kopfschüttelnd aber und mit einem Seufzer lehnte dieser die liebreiche Aufforderung ab. „Laßt mich bei meinen Kollegen und Freunden," entgegnete er, „ich werde ertragen können, was sie ertragen, einwenig Kälte ist ja nicht so schlimm, wenn man weiß, daß einen später ein heimatlich Dach, ein warmes Zimmer und ein warmes Herz erwarten. Gott zum Gruß, meine liebe Barbara, mein gnädiges Fräulein, ich bin Ihr unterthänigster Diener."

Während die Bewohner seiner Residenz in Wind und Wetter so auf ein Gnadenzeichen ihres neuen Herrschers warteten, war dieser im ersten Burghofe vom Pferde gestiegen, und stand, umgeben von seinen Angehörigen, einige Augenblicke sinnend am Fuße der mächtigen Steintreppe, welche in seine Gemächer führte.

Die Erzherzogin seine Mutter lehnte sich auf den Arm des Kardinals von Dietrichstein und schritt mit ihm die Treppe hinauf, die kleinen Prinzessinnen folgten nach und alle begaben sich in das Zimmer, das während ihrer Witwenzeit der Erzherzogin zum gewöhnlichen Aufenthalt gedient.

Hier erschien auch nach einigen Augenblicken Pater Johannes, und Maria reichte ihm mit mildem Lächeln die schöne Hand.

„Mein Sohn ist ein Mann geworden, mein werther Freund," sagte sie freundlich, „ein Mann, welcher der großen Aufgabe, welche der Allerhöchste auf seine Schultern legte, mehr und mehr entgegenreift. Sie haben ein Gott wohlgefälliges Werk gefördert und geleitet."

„So hoffe, so glaube ich, Durchlauchtigste Frau," entgegnete der Priester. „Zwei junge Fürsten übernehmen fast im gleichen Augenblick ihre schönen deutschen Länder, welche die Kraft und den Willen haben, der heiligen Sache Gottes zu dienen. Kurfürst Wilhelm, Ew. Durchlaucht Bruder, hat, gedrängt von den Sorgen der Regierung, die seiner Kraft zu viel wurden, seinem tüchtigen Sohne Platz gemacht, und jetzt schon beschäftigt sich Maximilian mit der Gründung einer Landwehr in seinen Staaten, die in Zukunft, wenn Erzherzog Ferdinand als Nachfolger Kaiser Rudolphs anerkannt ist, diesem, seinem Vetter, Jugendfreunde und Studiengenossen zugute kommen wird.

„Die schlimmste Plage unserer Zeiten sind die zügellosen Söldnerschaaren, die, ein Auswurf aller Länder Europa's, dem, welchem sie dienen, eine ebenso große Last sind, als dem, gegen welches sie geführt werden.

„Maximilian von Bayern wird einstens dem Kaiser

Ferdinand ein Generalissimus sein, der ihm ein wohlgeordnetes Heer zuführt, das nicht aus hergelaufenen Schurken, sondern aus Kindern des Landes besteht, die nicht bloß für Sold und Plünderung fechten, sondern für eine Idee, die sie verstehen, und die sie begeistert."

„Ach, mein lieber Herr," sagte Adam von Dietrichstein, „das ist eine Idee, die als Idee sehr schön klingt, in der Ausführung aber sich sehr schlecht erweisen würde. — Die große Masse muß eben nichts anderes sein, als eine Maschine, die von dem Willen eines Einzigen geleitet wird, ohne zu begehren das wohin? und warum? wissen zu wollen. — Eine Armee von Soldaten, die man erst begeistern müßte durch eine Idee, wäre viel schlimmer zu kommandiren als eine, die sich selbst begeistert durch die Geister in den Flaschen."

Pater Johannes senkte die glänzenden Augen momentan auf den alten Staatsmann. Fast schien es, als schwebe eine bittere Antwort auf seinen Lippen, er schwieg jedoch und sagte endlich wie in höflicher Uebereinstimmung: „Ew. Eminenz haben vollkommen Recht aus Ihrem Gesichtspunkte. Sobald ein Mensch so weit ist, daß er eine Idee selbst fassen und sich für dieselbe begeistern kann, ist er gefährlich, weil er das nothwendigste aller irdischen Uebel, den blinden Gehorsam, nur als christlich

erhabene Tugend auf sich nehmen kann. Menschen, die das thun, wie unbedeutend ihre Stellung und Persönlichkeit auch sonst sein möge, sind sehr selten auf Erden, und werden es immer bleiben; wo sie sich aber finden, da müssen sie von einer weisen Regierung gewonnen werden.

„Hier in dem Weichbilde der Residenz befindet sich jemand, der zu dieser Kathegorie gehört. Magister Kepler, der gelehrte Mathematiker und Sternkundige."

„Ah ja!" entgegnete Adam von Dietrichstein; „ja, ich habe von dem jungen Manne gehört durch Herrn Tycho von Brahe und den Herrn Reimarus Ursus, den Hofastronomen Sr. Majestät."

In diesem Augenblick ward das Gespräch unterbrochen durch den Eintritt des Erzherzogs, der, sich seiner Mutter nähernd, sie bat, ihm vor seinem Eintritt in die Domkirche, wo er die Huldigung der Stände seines Landes annehmen sollte, ihren mütterlichen Segen zu geben.

Es lag ein tiefer, heiliger Ernst in den edlen Zügen des jungen Fürsten, als er, sich auf ein Knie niederlassend, das Haupt vor der segnenden Hand seiner Mutter beugte, und diese, überwältigt von dem Moment, der ihren Sohn so früh zum Herrscher machte, vergaß die Anwesenheit der Zeugen und

drückte einen heißen Mutterkuß auf die stolze Stirn ihres Erstgeborenen.

Glockentöne und Trompetenstöße gaben in diesem Augenblick der harrenden Menge das Zeichen, daß der Erzherzog sich in den Dom begab; und so richteten sich denn alle Augen auf den überdachten Säulengang, der über dem Eingangsthore aus den Gemächern der Burg nach jenen Schwibbögen führt, die den bedeckten Weg tragen, der die Burg mit dem Dome verbindet.

Erzherzog Ferdinand, sein Oheim, seine Mutter und Geschwister und ein langes Gefolge, an dessen Spitze sich außer den beiden schon genannten, noch mehrere Patres der Gesellschaft Jesu, sowie der Kardinal Minister von Dietrichstein befanden, durchschritten jenen Säulengang; die an der Thüre Harrenden traten durch diese in demselben Augenblick in den Dom und ein feierliches Hochamt begann, bei dem die größere Mehrzahl der Anwesenden, aus Protestanten bestehend, ohne das Knie zu beugen, aufrechtblieb.

Erzherzog Ferdinands dunkles Auge schien Blitze zu sprühen, als es einen Moment lang über diese Versammlung hinwegglitt; da er sich aber selbst auf

die Kniee warf, erschien seine Andacht inbrünstig und von keinen Aeußerlichkeiten mehr abgezogen zu sein.

Nachdem das Hochamt vorüber, begab der junge Fürst sich auf den zu diesem Zweck im Dome errichteten Thronsessel und empfing sitzend die Huldigung der Stände, des Magistrats, der hohen Offiziere, der Beamten und Mitglieder des Hofstaates, der Geistlichkeit, sowie des Lehrerpersonals der verschiedenen gelehrten Anstalten, sowohl katholischer als protestantischer Religion. Ein Herold nannte dabei jedesmal laut die Namen der Personen, die je zu sechs und sechs an den Stufen des Thrones niederknieend, ihren Eid der Treue in die Hand des Erzherzogs Max, Großmeisters des deutschen Ritterordens und einst erwählten Königs von Polen, niederlegten.

Es war eine tief ernste, ergreifende Feierlichkeit. Die Gesinnungen des jungen Herrschers in Bezug auf seine protestantischen Unterthanen waren allen Anwesenden nur zu wohl bekannt und die größere Hälfte derselben waren Protestanten. Selbst zur Familie Eggenberg gehörten mehrere protestantische Mitglieder, ja es gab deren so viele, daß man später behauptete, der einzige Mann, welcher an jenem Tage das heilige Abendmahl nach katholischem Ritus genoß, sei Erzherzog Ferdinand selbst gewesen.

Die Feierlichkeit war nun vorüber, der Wintertag neigte sich zu seinem Ende.

Die Bürger waren in ihre Wohnungen zurückgekehrt, die Söldner in ihre Standquartiere, bis auf die, welche sich zechend und plaudernd in Gaststuben und Schenken versammelt hatten.

In den Höfen der Burg brannten bereits die Pechfackeln und schweigend und menschenleer erschienen die ernsten stattlichen Baulichkeiten denjenigen, die jetzt daran vorüberschritten.

Die Glockenuhr am Dom schlug laut und vernehmlich sieben und Erzherzog Ferdinand horchte, die weiße Stirn an die Scheibe seines Fensters gedrückt, zählend auf die Schläge. Dann richtete er sich empor und ging im Zimmer mit langsamen Schritten auf und ab.

„Der Tag ist vorüber, der erste Schritt in meinem Beruf gethan," sagte er dann halblaut zu sich selbst, und blickte sinnend an den Plafond des Gemachs, auf dessen zierlichen Knäufen und Rosetten die Schatten der Kerzenbeleuchtung spielten.

„Berufen und auserwählt," flüsterte er dann, „ein Rüstzeug des höchsten Gottes, bestimmt, die Pest der Ketzerei auszurotten, die giftig durch alle Länder der Erde schleicht! — Eine erhabene Bestimmung,

so erhaben als schwer! Ja, Pater Johannes hat Recht, es gehört der ganze Wille, die ganze Kraft eines Menschen dazu! Ich habe keine Zeit, die ich mein eigen nennen könnte, ich habe kein Gefühl, über das ich frei wie andere Menschen verfügen dürfte, mein ganzes Sein, mein ganzes Leben gehört Dir, o Dir, erhabene Königin des Himmels und der Erde, jungfräuliche Mutter aller Gnade, Dir, o Maria! deren Thron die Ketzer umzustoßen gewagt."

Er hatte bei diesen Worten ein kleines, auf Elfenbein gemaltes Bild aus dem Busen gezogen und sich auf die Kniee werfend, hielt er es hoch empor und sagte mit begeistertem Tone: „Heilige! Gebenedeite! Göttliche! o Du hast mein Gelübde empfangen zu tausend- und tausendmalen schon. Gib mir die Kraft, Dein Werk zu fördern, bleib mir nahe mit Deiner Huld und Gnade und nicht bloß mir — ein Mensch bin ich ja nur — ein Einzelner, und meine Macht liegt in meinem Heer — Du, Du, o Mutter Gottes, sei die Führerin desselben. Begeistere jeden meiner Krieger, wie Du mich begeistert hast, mit anbetender Liebe zu Dir. Ich habe Dich geschaut mit diesen meinen Augen in schlaflosen Nächten, ich kenne Deine göttliche Liebe und Lieb-

lichkeit, ich will Dein Streiter sein, sei Du meine Führerin!" Es war ein Gebet von heißer Inbrunst, so heiß, daß der Zustand des fürstlichen Jünglings dabei ein verzückter zu sein schien.

Seine dunklen Augen glänzten, ein warmes Roth lag auf seiner sonst bleichen Wange und um die Lippen zuckte ein Strahl unirdischer Wonne.

„Ich sehe Dich, Gebenedeite, anders, o wie viel erhabener in Deiner göttlichen Schöne, als diese Maler Dich zeichnen, als diese Bildner Dich meißeln können. Tief, tief, unauslöschlich tief ist Dein Bildniß in meine Seele gedrückt, mein Sein und Leben, mein Denken und Fühlen, mein Glauben und Hoffen, alles, alles gehört Dir!" flüsterte er dann abermals, und erhob sich erst von den Knieen, als leise Tritte im Nebenzimmer ihm verriethen, daß seine Mutter ihn aufzusuchen käme.

Die Erzherzogin Maria, eine hohe, stattliche Dame, trat fast in dem nämlichen Augenblick bei ihrem Sohne ein, und setzte sich in den Sessel, der unter dem lebensgroßen Bilde ihres frühgestorbenen Gatten Erzherzog Karl stand.

„Du hast Recht gehabt, mein Sohn," sagte sie, mit den feinen Händen an den Spitzen ihres Battisttuches zupfend, „vollkommen Recht, die Mühen dieses

Tages für uns nicht noch durch ein Fest in diesen Räumen zu erhöhen. Ich fühle mich tödtlich ermattet und Deine Geschwister sind bereits in ihre Schlafzimmer gebracht worden."

„Wir werden ein Fest feiern, so glänzend, als menschliche Macht es ausrichten kann, wenn wir der Schlange der Ketzerei in unseren Erblanden das Haupt zertreten haben," entgegnete der Erzherzog feierlich: „Solange noch in dem Weichbilde dieser Stadt ein Prädikant die freche Stimme erhebet, solange ist für mich, den Streiter der allerheiligsten Jungfrau, keine Zeit zu Festen und Banketten. Gebet ist uns noth! und das Wort: ‚Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet,' ist besonders auch für uns gesprochen."

Die Augen des Jünglings hatten bei diesen Worten einen seltsamen intensiven Glanz, der das Mutterherz erschreckte, und sie reichte dem Sohne die Hand und zog ihn, dem Gefühle ihres Herzens nachgebend, zu sich, sein dunkel gelocktes Haupt an ihren Busen lehnend.

„Mein Erstgeborener, mein theures Kind," flüsterte sie mit einer Milde, die man ihrem stattlichen und gemessenen Wesen kaum zugetraut hätte, „Du bist so jung noch und die schwere Last der Regierung

in so schwerer Zeit ist schon auf Deine Schultern gelegt. O daß Dein Vater noch lebte, damit Du Dich tummeln könntest, wie es Deiner Jugend zukommt, in ritterlichen Spielen, in freier heiterer Uebung Deiner Körperkraft."

Er unterbrach sie, indem er, das Haupt vom Mutterbusen erhebend, jedoch noch neben ihr knieend, sagte: „Vergeßt nicht, o Mutter, daß alle Kraft von oben kommt. Ich bin das auserwählte Rüstzeug, der Streiter des Herrn und bedarf nicht körperlicher Kräfte zur Förderung des mir auferlegten Werkes. Kinder und Jungfrauen sind schon Werkzeug des Höchsten gewesen, ich, ein Jüngling noch an Jahren, bin an Begeisterung mehr als ein Mann. Je jünger ich bin, desto längere Zeit ist mir gewährt für das Werk, das ich zu fördern habe. Frei sollen die Länder Europa's werden von dem höllischen Gifte der Ketzerei und überall, soweit man Christi Namen kennt, erhebe die Andacht ihre Hand zum Throne der gebenedeiten Mutter aller Gnaden. — Ich weiß, daß ich dieß Ziel erreichen werde. Sie selbst, die Allerheiligste, hat mir's gesagt, und ein Zweifel an ihrer Verheißung wäre ein Sacrilegium."

„Wie, mein Sohn," entgegnete die Erzherzogin, „sprichst Du im Ernste? wohl hörte ich viel von

Deiner Begeisterung für die allerheiligste Jungfrau; ich weiß aus dem Munde des ehrwürdigen Pater Johannes, daß Du in Pilgertracht eine Wallfahrt unternommen zum Heiligthume in Loretto und dem Gnadenbilde dort Deine Gelübde zu Füßen gelegt hast, schon vor zwei Jahren. Jetzt auf Deiner Reise zum heiligen Vater, der Dir die Weihe und seinen Segen gegeben, hast Du es zum zweitenmale besucht, ich kenne Deine fromme Andacht für die Gnadenreiche, die den Heiland geboren, aber daß Du begnadigt wurdest durch ihre Erscheinung, das ist mir unbekannt geblieben."

„Hört mich, meine Mutter," sagte der fürstliche Jüngling mit feierlichem Ernste, „was ich niemandem mitgetheilt, selbst nicht in der Beichte — denn es war ja keine Sünde, sondern die erhabenste Beseligung, die einem Sterblichen zutheil werden kann. — Euch will ich es offenbaren. Wisset, ich war noch ein Knabe und befand mich mit meinem edlen Vater in Prag. Des Kaiser Rudolph Majestät hatte viele Vorliebe für mich, und schon flüsterte man, daß er, der seine Brüder alle nicht liebte, und den Erzherzog Mathias am wenigsten, in mir sich einen Nachfolger bestimmt habe. — Ich war eben noch kindisch genug, um das zu hören ohne Gemüthsbewegung,

weder in Furcht noch in Freude. — Mein Vergnügen war, umherzuschweifen in den weiten Hallen der Kaiserburg, und vor allem zog es mich wie mit Gewalt zu allen Stunden des Tages in den prächtigen Dom, wo eben Werkleute arbeiteten an dem Grabmal des edlen Kaisers Max. — So war ich dort auch zur Zeit, wenn beim Beginnen des Herbstes der Tag sich frühe schon neigt, und schaute von ferne den geschäftigen Künstlern zu, die sich eben rüsteten, den Dom zu verlassen. Langsam schritten sie durch die Pforte, über welcher sich das Bildniß unseres Ahnen, des Kaisers Ferdinand und seiner drei Gattinnen, befindet. — Als der letzte der Männer den Dom verlassen, freute ich mich in kindischem Herzen meiner Einsamkeit in dem heiligen Raume, über den die Dämmerung ihren grauen Schleier zu weben begann, und leise schlich ich durch die hallenden Gänge bis zu dem Pfeiler unfern jenes Eingangs. Dort stand ich lange und betrachtete andächtig das Haupt des Erlösers mit der Dornenkrone, dessen Goldgrund ein Licht auszustrahlen schien, hell genug, um mich sehen zu lassen, wie die sanften braunen Augen des Heilandes mir nachblickten, wohin ich auch ging. Ich kniete nieder und betete; als ich mich aber von den Knieen erhob, stand hinter mir, nur wenige

Schritte von mir entfernt, eine Erscheinung, eine Jungfrau in weißem, golddurchwirktem Gewande, mit Haaren, glänzend wie das Gold ihres Kleides. Sie blickte mich an liebevoll und erhaben mit Augen, gleich denen des schönen byzantinischen Gemäldes, vor dem ich gebetet. Ich konnte, erstaunt, ergriffen, mich nicht erheben von den Knieen, da sprach sie leise, aber vernehmlich und mit einer Stimme, die ewig nachtönen wird in meinem Herzen: ‚O frommes Kind, das bestimmt ist, Herr der Christenheit zu werden, die gebenedeite Mutter des Heilandes schaut liebevoll und gnädig auf Dich.‘ Es zitterte dieß Wort durch meine Seele, ich erhob mich, ich streckte die Hände aus nach der göttlichen Erscheinung — aber sie war in der Dunkelheit verschwebt. Ich eilte nun hinaus, in meine Zimmer, wo Pater Schreiner, mein damaliger Lehrer und meines erlauchten Vaters Beichtvater, mich verwundert empfing und mir ernstlich verbot, nicht mehr allein in den Dom zu gehen, da ich dort unter den Arbeitern noch etwa Schaden leiden, auch endlich gar mich in den Höfen des großen Hradschin verirren könnte, und vielleicht in den Hirschgraben zu den Löwen und Leoparden gerathen. Wenige Tage darauf verließen wir Prag und nach dem frühen Tode meines Herrn Vaters

kam ich, wie mein Vetter Max von Bayern, nach Ingolstadt und unter die besondere Leitung des würdigen Pater Johannes. Ich hatte nie und gegen Niemanden jener Erscheinung im prager Dome erwähnt, die Erinnerung daran bewahrte ich wie einen heiligen Schatz in meinem Herzen, in das der Samen der Frömmigkeit wie in ein gutes Land fiel. Pater Johannes unterließ nicht, mich darauf aufmerksam zu machen, daß ich als möglicher Nachfolger Kaiser Rudolphs keine höhere Pflicht hätte, als die Befestigung der Kirche Gottes auf Erden, und wenn er über die Heiligkeit dieser Pflicht sprach, dann schilderte sein begeisterter Mund vor allen die Erhabenheit der heiligen Jungfrau und die Süßigkeit, sie zu verehren. Mir war schon frühe eine Ahnung davon zutheil geworden, denn eine Stimme in meinem Herzen flüsterte mir zu, daß ich in jener Weihestunde im prager Dome schon als ein Kind gewürdigt worden, die Allerheiligste mit meinen irdischen Augen zu sehen. — Es war am Abende vor meiner ersten Beichte, mit zitternder Andacht bereitete ich mich auf dieselbe vor, da stieg in meiner Seele der Gedanke auf, eilig noch aus dem Zimmer des Pater Johannes das Blatt zu holen, auf welchem Ihr, meine Mutter, mir Eure Segenswünsche gesendet, und das sich dort be-

fand. Ich trat ein, unangemeldet, rascher als je, aber mein Fuß blieb auf der Schwelle haften. — Mit Thränen-überströmtem Gesicht, mit gerungenen Händen, lag Johannes auf den Knieen vor einem Bilde, das unter den Bäumen eines Gartens die heilige Jungfrau zeigte, wie sie mir einst erschienen, in goldgesticktem Gewande, den Schleier über die goldigen Haare. Pater Johannes erhob sich von seinen Knieen, ließ leise einen Vorhang über das Bild rollen und fragte nach meinem Begehren. ‚O mein Vater,‘ sagte ich, meiner nicht mehr mächtig, ‚verberget sie mir nicht, die allerheiligste Mutter des Erlösers; so ist sie mir erschienen im Dome zu Prag, so blickten ihre Augen, als sie mir sagte, daß ich bestimmt sei, die heilige Kirche zu befestigen auf Erden.‘ Er blickte mich eine Weile an, dann sagte er mit zitternder Stimme: ‚Euch ist sie erschienen, die erhabene Jungfrau? Euch? und im prager Dome?‘ — ‚Glaubt nicht, daß ich mich selbst täusche oder Euch zu täuschen beabsichtige,‘ entgegnete ich. ‚Dieß Antlitz voll göttlicher Erhabenheit vergißt der nie, der es einmal zu schauen gewürdigt ward, ja selbst Gewand und Schleier, in denen ich sie sah, sind auf Euerm schönen Bilde wiedergegeben.‘ — ‚Seht Sie Euch denn an, die Jungfrau voll Milde,‘ sagte er nun, und zog den

Vorhang von dem schönen Gemälde, „seht Sie Euch an und bewahrt das göttliche Bild in Euerm Herzen!“

„Von diesem Tage wußte ich, daß ich berufen sei und auserwählt zum Streiter für die Sache der heiligen Jungfrau. — Wenn mein kluger und starker Vetter Max von Bayern über die weltlichen Vortheile mit unsern Lehrern sprach, welche die heilige Religion für Völker und Fürsten hat, hörte ich auf die Stimme in meinem Innern, die mir zurief, daß alle Macht und Kraft von oben kommt, und daß der nicht an das Irdische denken darf, der das Himmlische zu schauen gewürdigt wurde.“

Die Erzherzogin Mutter hatte mit Achtsamkeit zugehört.

„Ihr habt Recht, mein Sohn,“ sagte sie nach einer Weile, „wer das Himmlische geschaut, hat nicht nöthig, sich an das Irdische zu erinnern; aber wir Menschen auf Erden müssen uns auch zur Erreichung der allerheiligsten Zwecke der irdischen Mittel bedienen. Deßhalb seid Ihr umso mehr verpflichtet, Eure theure Gesundheit zu schonen, Euch in ritterlichen Künsten zu üben, Euer Heer wohl zu schulen und Eure künftigen Räthe und Feldobristen unter den würdigsten und tüchtigsten Eurer Unterthanen zu wählen. Die besten Räthe, die Ihr finden könnt, werden freilich

immer und zu allen Zeiten die trefflichen Männer sein, die Euch bildeten. Sie sollen und werden Euch immer nahe sein, ja Euer Vater hat dafür gesorgt, daß Ihr in jeder Stunde, bei Tag oder Nacht, Euch ihrer Nähe und Gesellschaft erfreuen und getrösten könnt; folgt mir einwenig, mein lieber Sohn, wenn Ihr Euch wohl genug zu einem kleinen Spaziergange fühlt."

Die Fürstin hatte bei diesen Worten einen in der Tapetenwand verborgenen Schrank geöffnet und eine kleine Wachsfackel daraus genommen, die sie an einer der Kerzen entzündete; dann schritt sie, von ihrem Sohne gefolgt, in das Schlafgemach, das auch früher sein Vater benutzt hatte. Dort drückte sie mit dem Finger gegen einen stählernen Stift und geräuschlos bewegte sich ein Feld des Holzgetäfels und zeigte eine Treppe, die ziemlich steil hinab durch einen festen gemauerten Gang und endlich nach einer Wanderung von einigen Minuten zu einer ähnlichen aufwärts leitenden Treppe führte. Den Ausgang derselben eröffnete die Erzherzogin ebenfalls durch einen leichten Fingerdruck, und mit Erstaunen sah sich der junge Fürst in einem gewölbten Saale des Jesuitenkollegiums und dem Pater Johannes gegen-

über, der seine erlauchten Gäste mit Ehrerbietung aber ganz ohne Staunen empfing.

„Hier hast Du Deine Freunde, Deine Leiter und Lehrer, mein Sohn,“ sagte die Fürstin, indem sie dem Pater freundschaftlich die schöne Hand reichte. „Vergiß nie, daß der einzelne Mensch, auch der kräftigste, ein schwaches Geschöpf ist, der zittern muß selbst vor einem der stärkeren Thiere, während ein Verein menschlicher Kräfte den Elementen Gesetze vorschreibt. Nirgend aber wirst Du einen Verein menschlicher Kraft und Weisheit so eng verbunden, so ganz von einem Willen beseelt, so ganz zu einem und zwar zu dem heiligsten und höchsten Zweck strebend finden, als den der Brüder der Gesellschaft Jesu. Sie waren die Freunde Deines in Gott ruhenden Vaters, sie waren Deine Lehrer, sie werden Deine Freunde sein und bleiben auch dann, wenn Dein Geschick Dich auf den deutschen Kaiserthron berufen wird, auf welchem Du, mein theurer Sohn, den Völkern deutscher Zunge das höchste aller Güter, den einen wahren Glauben, wiedergeben sollst. An diesen Verein Dich lehnend, wird seine Kraft die Deine, seine Weisheit Dein Eigenthum sein.“

„Amen!“ sagte Pater Johannes, „ein Mensch, und wäre er der höchste Potentat, geht unter und

wird erdrückt in dem großen Strome des Lebens; ein Verein von Menschen, mit dem stärksten an seiner Spitze, wird seiner Herr und durchbricht ihn."

Sechszehntes Kapitel.

Es waren seit der Krönung des jungen Erzherzogs zwei Monate ins Land gelaufen, und das neue Weben des Lenzes zeigte sich bereits an den knospenden Bäumen. Der Winter hatte frühe den Platz geräumt, all überall auf den Matten und sonnigen Bergabhängen sah man das junge Gras wie einen zart grünen Mantel ausgebreitet, und nur in den nördlichen Schluchten und auf den höchsten Spitzen hingen noch einzelne blendende Schneeschleier und von ihnen herab rieselten die Bächlein und Brünnlein und zeigten sich als Silberfädchen zwischen dem jungen Grün.

Lächelnd wie ein jugendlicher Sieger stand die Sonne am Himmel, und die leicht gekräuselten Wölkchen schienen geschmückte Kinder, die fröhlich den Triumphwagen desselben umtanzen.

Es war ein Tag, ganz geeignet, die Sorgen

schwinden zu machen, und auch das müdeste Menschenherz mit neuem Muth und neuer Freude zu erfüllen.

Und doch lag auf dem feinen und edlen Gesichte Kepler's, der einsam in den einsamen Wegen des Dorfes Tobel umherwanderte, der Ausdruck bitterer schmerzlicher Sorge.

Unwillkürlich schien ihn sein Fuß den wenig betretenen Pfad durch den Fichtenwald nach den warmen Quellen zu führen, und als er sie erreicht hatte, setzte er sich nieder und ließ das klare laue Wasser in seine Hand rinnen, gedankenvoll dem Spiel der zierlichen Blasen zuschauend, die sich beim Austritt des Wassers aus dem Boden bilden.

Der einsame nachdenkliche Mann in der einsamen sonnenhellen Gegend neben der sprudelnden Quelle, war ein Bild jener sanften Schwermuth, die, gleich fern von der Bitterkeit des Schmerzes und der Süße der Freude, von beiden ein eigenthümliches Gemisch in sich trägt und eine Seligkeit enthält, welche zu kosten nur edleren Naturen möglich ist.

Johannes Kepler, von aller menschlichen Gesellschaft hier geschieden, war mit seinem Gott allein in der frühlingsfrischen Welt, und jedes keimende Blatt, jedes zarte sich regende Thierleben flüsterte ihm leise Grüße zu von dem erhabenen und güti-

gen Geist, dessen Weben und Leben er in der geschaffenen Natur mit so treuer Liebe und Ausdauer suchte.

Die dunklen, sanften Augen des jungen Gelehrten waren von Thränen verschleiert, als er den Blick zum Himmel erhob, aber er zerdrückte sie, und sein geklärter Blick schweifte über alles, was ihn umgab, mit erneuter Heiterkeit.

„Glück! was ist Glück?“ sagte er leise, „was berechtigt mich, Glück zu fordern von einem andern Wesen als mir selbst?

„Arme Barbara, sie meint es sicherlich gut und hätte wohl Grund, an mich, der ihr Freund und Schützer zu sein versprach, andere Ansprüche zu machen, als ich zu erfüllen fähig bin.

„Ihre Besitzungen werden verlorengehen unzweifelhaft, ich kann und ich will sie nicht auf die Weise retten, die man von mir fordert.

„Es ist sonderbar — Uebertritt zum katholischen Glauben insgeheim, kann denn das Ernst sein, oder ist es nicht vielmehr eine Prüfung der Aufrichtigkeit meiner evangelischen Gesinnungen?“

Er zog aus seiner Brusttasche einen Brief, glättete ihn mit der Hand und las:

‚Mein Vetter!

Sie sehen, daß es unserm jungen und begeisterten Landesfürsten Ernst ist mit der Wiedereinführung des katholischen Glaubens. Verlassen sie sich auf mich als einen Mann, der es gut mit Ihnen meint, und warten Sie das Elend, das Ihrer unfehlbar harrt, nicht ab. — Ein Wort nur, eine Sylbe aus Ihrem Munde, und Ihre Sicherheit, sowie die Besitzthümer Ihrer Gattin bleiben ungefährdet.

Der Erzherzog will einen Mann von Ihrer Gelehrsamkeit und Herzensgüte nicht schädigen, er wünscht dringend, Sie zu schützen und Ihre Wirksamkeit den Schulen seines Landes zu erhalten. Geben Sie mir das Versprechen, zu unserer heiligen Kirche zurückzukehren, hören Sie einmal heimlich in tiefster Stille die Messe, beichten Sie, und wäre es in der Stille der Nacht, und Ihre Stellung bleibt Ihnen, sowie die Güter Ihrer Gattin. Niemand als ich darf von Ihrer Bekehrung wissen. Sie sollen Ihren Glaubensgenossen, Ihrer Familie kein Aergerniß geben, Sie sollen sich nur vom Untergange retten.

Kommen Sie morgen nach der Kirche in Tobel, um vier Uhr Nachmittags werden Sie mich dort treffen, wir besprechen dann in aller Aufrichtigkeit das Nähere. J. F.‘

„Wenn ich den Freund sehen will, der sich hier mit mir zu besprechen wünscht und der mir schon so manchen Beweis seines Wohlwollens gegeben, so ist es jetzt Zeit, daß ich in das Gotteshaus trete," sagte Kepler, nach Beendigung des Briefes einen Blick auf den Stand der Sonne werfend. „Ich habe von hier aus eine Stunde zu gehen, bis ich die Kirche erreiche."

Rüstig schritt er durch den Wald — und blickte immer wieder mit liebevoller Achtsamkeit nach den Zweigen der Föhren, die braunen Spitzen betrachtend, in denen das neue Pflanzenleben sich regte.

„O die Natur ist ewig wahr, treu und gütig," sagte er leise, „sie liegt vor unseren Augen wie ein aufgeschlagenes Buch, alle Lehren der Weisheit und Wissenschaft enthaltend. Wohl dem, der früh geübt ward, die Schrift desselben zu lesen. Wie auch mein äußeres Geschick sich traurig gestalte, wie auch mein armes Menschenherz gelitten hat und leidet, doch bin ich glücklich, bin einer der Bevorzugten des gütigen Schöpfers, weil ich den Quell der Wonne kenne, die in der Natur fließt. Wahrheit, Schönheit, Liebe, alles, wonach die Menschenseele sich sehnt, ich finde es in der Natur."

Das Glöckchen der alten ehrwürdigen Kirche

im Tobel läutete zur Vesper und lieblich schallte der Akkord durch die reine frühlingsfrische Luft. Kepler zog den Hut, faltete die Hände und betete leise, kein Gedanke kam in seine Seele an die religiösen Streitigkeiten, welche die Menschenwelt um ihn her in zwei sich wüthend befeindende Parteien theilten. Ihm war der Glockenton im hellen Frühlingsweben nur ein Ruf mehr, liebend und demüthig dessen zu gedenken, der seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte.

In der einfachen alterthümlichen Dorfkirche herrschte jenes Zwielicht, das ein Symbol zu sein scheint der an eine bestimmte Form gebundenen Religion.

Licht, Luft und Waldeshauch waren draußen im Freien, Dämmerung, Weihrauchdämpfe und Orgelklang in den Mauern der Kirche.

Ein Priester, von einem Ministranten begleitet, schritt das Schiff derselben hinauf, dem Eintretenden den Rücken zuwendend.

Mit leisem Tritt ging Kepler, der Protestant, nach dem nächsten verdeckten Kirchenstuhl, setzte sich dort nieder und wartete das Ende des Gottesdienstes ab, und noch waren die letzten Klänge der Orgel

nicht verhallt, als ein Mann zu ihm trat, dessen schöne Züge sich unverlöschlich seiner Seele eingeprägt hatten.

„Ah, Ihr seid also mein freundlicher liebreicher Warner, Ihr mein Wohlthäter, der barmherzige Samariter, ohne den ich umgekommen wäre am wilden Wege," sagte ersterer, seine Hand mit aufrichtiger Freude ihm zum Gruße reichend.

„Ich habe Euch ja gesagt, Magister Kepler," entgegnete Pater Johannes, „daß ich schon als Verwandter und als Landsmann an Euch theilnehme. Ich bin mit meinen Gedanken und meinem Herzen Eurer Laufbahn als Gelehrter gefolgt und habe mich inniglich gefreut über die Art und Weise, mit der Ihr das System des großen Weisen Kopernikus unterstützt und der Welt anschaulich gemacht.

„Ich ehre und schätze Euch aufrichtig, mein werther junger Magister, und ich hoffe zu Gott, daß Ihr mich werdet in den Stand setzen, Euch wahrhaft dienen zu können.

„Ihr habt Euch eine schöne Gattin ausgesucht, Frau Barbara Kepler ist sogar unserm jungen, dem weiblichen Geschlecht so ganz und gar nicht holden Erzherzog am Tage seiner Krönung aufgefallen, und die Dame hat Euch auch ein hübsches

Vermögen zugebracht. Ist ein Mensch würdig und berechtigt, diese Segnung zu genießen, so seid Ihr's, Magister Johannes. Enthoben den drückenden Pflichten Eures Lehramtes wird Euer Geist in ländlicher Muße erst frei seine Schwingen regen und der erstaunten Menschheit die Wunder der Schöpfung verdeutlichen."

Magister Kepler strich mit der Hand über seine weiße Stirn. „Ja!" sagte er, „Frau Barbara, mein Weib, ist ein schönes Frauenbild, und besitzt ein schönes Erbe, aber obgleich sie den Prozeß gegen ihre Lehensvettern gewonnen hat, so weiß doch jedermann, daß ihre Einkünfte zur Zeit noch großentheils an die Hofkammer fließen für Prozeßkosten und dergleichen. Außerdem hängt ja über dem Haupte aller Protestanten das geschliffene Schwert an einem Haare. Unsere Geistlichen sind aus dem Lande getrieben und wir Lehrer sollen ihnen in kürzester Zeit folgen. Man sagt, daß schon bestimmt sei, zu welchem Zweck man künftig die Gebäude unserer Lehranstalt benutzen werde und daß die Frau Erzherzogin ein Nonnenkloster daraus zu machen beabsichtige. — Meine nächsten Bekannten sind bereits Landes verwiesen, andere gefoltert und in Gefängnisse geworfen; was der folgende Tag mir und meiner Familie

bringen kann, weiß ich nicht, aber ich vertraue auf Gott, der mir die Kraft geben wird, die Last auch zu tragen, welche seine Liebe und Weisheit mir auferlegt."

„Darüber eben möchte ich mit Ihnen sprechen, mein werther Verwandter," sagte Pater Johannes, ihn freundschaftlich unterbrechend. — „Wollen Sie allein wider den unaufhaltsam fortrollenden Strom schwimmen? Die Zeit des Protestantismus ist vorüber, glauben Sie mir das, mein junger Freund. Immer ist er nur ein wilder Ast am Baum unserer heiligen Religion gewesen, der, je mehr er wucherlich wuchs und sich ausbreitete, desto sicherer war, frühzeitig abgehauen und ins Feuer geworfen zu werden. Eilen Sie, sich selbst zu retten, bevor die Katastrophe ihn jetzt erreicht. — Der Katholizismus ist ein festgeschlossenes, auf einer sichern Grundlage seit einem Jahrtausend ruhendes Gebäude. Der Protestantismus ein luftiges Zelt, das ein Windstoß umwerfen muß. — Sie sehen, mein lieber Verwandter, ich kämpfe mit Ihnen nicht in zelotischer Weise mit Gründen aus der heiligen Schrift oder den Kirchenvätern, ich zeige Ihnen nur das Wirkliche, das Bestehende. Jeder Ihrer Prädikanten hat eine andere Einsicht und vertheidigt sie, gibt es doch

fast soviel Sekten in dem neuen Glauben, als es Anhänger desselben gibt, und der tollste Wahnsinn findet immer noch seine Proselyten. Die Lehren der Kirche sind, wenn auch bisweilen der menschlichen Vernunft zu hoch, doch ihr nie widersprechend, und überall und immer haben sie die heilige Kraft, das Herz zu erwärmen. — Kehren Sie, mein werther Freund, in den Mutterschooß derselben zurück und gestatten Sie so unserm gütigen jungen Fürsten, einem Mann, den er in seinem Herzen aufrichtig ehrt, auch äußerlich die Ehre, die ihm zukommt, zu erweisen."

Magister Kepler hatte still mit gefalteten Händen den lebhaften Worten des Priesters zugehört. Bei den letzten erhob er das gesenkte Haupt und heftete sein braunes Auge fest auf das schöne Gesicht desselben.

Pater Johannes' bleiche Wange färbte sich bei diesem Blick mit einem leisen Roth und Kepler bemerkte dieß mit sanftem Lächeln voll Wehmuth.

„Ich sehe es an Ihrem Gesicht, mein Lebensretter," sagte er sehr milde, „daß Sie mich Gottlob höher achten, als Ihre Worte dieß erwarten lassen. Sie glauben selbst nicht daran, daß ich um irdischer Vortheile willen den Glauben, zu dem ich mich aus

aufrichtigem Herzen und nach bester Einsicht bekenne, zu einer Zeit verlassen werde, da ihm Gefahr droht. Streiten wir nicht um die Wahrheit der Lehrsätze unserer verschiedenen Glaubensparteien. Sie selbst versuchen es ja auch nicht. Gott sieht wahrscheinlich auf unsere spitzfindigen Streitigkeiten, wie ein Vater auf den Streit seiner Kinder, die sich um den Besitz eines Grashalms raufen, den sie in ihrem Spiel für einen Königsszepter erklärt haben. Wie sehr wir aber auch schwach und dem Irrthum unterworfen sind, festhalten an dem Erkannten und Erwählten ist die erste Bedingung männlicher Rechtschaffenheit, lassen Sie uns nur jeder durch die That beweisen, daß er von der Wahrheit seines Glaubens durchdrungen ist."

Er wollte von seinem Sitze aufstehen, aber der Pater ergriff seine Hände und zog ihn nieder. „Nein! bleiben Sie noch, Magister Kepler, ich bitte, ich flehe Sie an, bleiben Sie und hören Sie mich. — Sie sind ein edler Mann, ein Mann von hohem Werthe, aber je mehr ich Sie schätze und ehre, desto lebhafter ist in mir der Wunsch, Sie zeitlich und ewiglich zu retten. Kehren Sie zurück, o kehren Sie zurück auf den Weg der Wahrheit, zurück in unsere heilige allein selig machende Kirche. Es gibt Millionen

Irrthümer, aber nur eine Wahrheit, und diese eine liegt im Schooß der Kirche" —

Magister Kepler unterbrach ihn mit Lebhaftigkeit — „Ja, es gibt nur eine Wahrheit," sagte er fest und ernst. „Gott ist die Wahrheit! aber es gibt tausend und tausend Wege zu ihm. Glauben Sie mir, mein würdiger Freund, ich bin Ihnen aus aufrichtigem Herzen dankbar für Ihre Bemühungen um das, was Sie für mein Heil halten, aber wir gehen von gar verschiedenen Ansichten aus. Gott ist mein Zeuge, ich achte in allen drei christlichen Religionsbekenntnissen alles, was darin von christlicher Liebe und Demuth, von christlicher Duldung und von Erkenntniß Gottes enthalten ist. Mögen Sie, mein Lebensretter, mir einst am Tage des großen Gerichtes das Zeugniß geben, daß ich keinen Haß gegen den Papst, noch gegen die Priester hege, und daß nur der eifrige Wunsch, in der Erkenntniß Gottes vorwärts zu schreiten ohne Unterbrechung, mich verharren läßt auf dem Wege, auf welchem Gott mich geboren werden ließ. Ich verachte den Verfolgungsgeist, welcher alle Religionsparteien beherrscht, die Einbildung, welche jede hat, ihre Sache sei auch die Sache Gottes, und sie allein besitze das Privilegium zur Seligkeit. — Es führen alle Wege nach Rom, aber

man muß auf dem eingeschlagenen mit dem Ziel im Auge fortschreiten ohne Umkehr. — Lassen Sie mich den meinen gehen, sei er auch ein Umweg, ein Irrweg ist er nicht; denn mein Blick verliert das Ziel, die Erkenntniß des Herrn, nicht aus den Augen. Und ist dieser Weg ein schwerer, führt er durch Dornen und Gestrüpp, nur immer den Blick nach oben zu dem leuchtenden Ziele, und die schlimmsten Schwierigkeiten lassen sich überwinden.

„Leben Sie wohl, mein würdiger Beschützer, grüßen Sie Ihre Kollegen, die Herren Patres Cysetus und Schreiner. Auch sie suchen Gott in seinen Werken, auch der erhabene Kopernikus suchte ihn dort, im Himmel, vor Gottes Angesicht, werden wir ihn vereint preisen."

Er stand auf, die Thurmglocke schlug mit hellem Klange fünf Uhr. Pater Johannes Fickler hielt, eine Thräne verbergend, die Hand vor den Augen, und Kepler schritt, ohne daß er ihm nachblickte, rasch durch die kleine Kirche hinaus in die Frühlingsluft.

„Umsonst!" sagte der Priester, sich betrübt von seinem Sitze erhebend. — „Er ist nicht zu retten, das Rad der Nothwendigkeit muß über ihn hinwegrollen, er will ihm nicht ausbeugen."

Sein thränenfeuchtes Auge fiel auf das ein-

fache Kruzifix neben dem Hauptaltar, und ein Schauder durchrieselte seine Seele. „Erlöser, Weltheiland, der Du am Kreuze für uns gestorben," rief er, sich wie in Verzweiflung vor demselben niederwerfend, „und ist es denn Dein Wille, daß die Irrenden mit Gewalt auf die rechte Bahn gebracht werden? ist es denn Dein Wille, daß sie in Elend büßen müssen für die Irrthümer, die sie Dir entfernen? Bewahre meine Seele vor Zweifel, Du Menschgewordener," flehte er dann mit gerungenen Händen, „denn jeder Zweifel in meinem Fall wäre ja bodenlose Verzweiflung." —

Kepler ging unterdeß mit eiligen Schritten nach Grätz zurück. Der Weg, für Wagen schlecht zu befahren, ist für einen rüstigen Fußgänger angenehm, und die Seele des jungen Gelehrten erhob sich bei der leichten körperlichen Bewegung zu wahrer Freudigkeit.

„Komme, was mag," dachte er, „ich will es nur als eine Prüfung meiner Kraft betrachten, und das Schlimmste soll mich nicht niederdrücken. — Armuth wird mich treffen, aber war der Heiland auf Erden nicht auch arm? Ich werde mein Amt verlieren, aber meine Menschenwürde und Thatkraft sind von meinem Amte unabhängig, vielleicht wartet Gefängniß

meiner, aber den Geist fesseln nicht Schlösser und Ketten, man kann mich foltern, tödten, aber der Heiland, der am Kreuze sterbend ausrief: ‚Es ist vollbracht!‘ hat alle körperlichen Leiden und Martern erschöpft, und uns bewiesen, daß man sie beherrschen kann. — Eins nur, eins ist schwer, ist ein furchtbares Hinderniß meiner Willensfreiheit: werde ich sie, die von mir mit Recht das Glück ihres Lebens erwartet, leiden sehen können, ohne den Muth zu verlieren? Schwachheit ist die Natur des Weibes, und sie ist dem Manne beigegeben wie eine Bleilast, die ihm das Schwimmen auf dem wilden ungewissen Meere des Lebens erschwert, aber auch zugleich zur Uebung seiner Kraft dient.“ — Die Erinnerung an die milde, weise, sanfte und muthige Pflegerin seiner Kindheit zuckte bei diesem Gedanken wie ein Stern aus dunklem Gewölke durch seine Seele. Er kam sich undankbar und unedel vor, indem er sie nicht ausgenommen von der Allgemeinheit des weiblichen Geschlechtes. — „Sowie diese, mögen die erhabenen Frauen gewesen sein, von denen die Schrift uns erzählt,“ dachte er. „Wohl dem von Gott begnadigten Manne, der eine solche zur Gefährtin auf dem Pfade durchs Leben erhalten, welche Leiden könnten ihn beugen, welche Schrecknisse ihn schrecken, wenn er an

dem treuen Herzen seiner Gattin Verständniß, Mitgefühl, Ermuthigung finden kann? O Apollonia, meine Freundin, meine wahre Mutter, der Herr segne Dich, und mögen viele auf Erden Dir gleich sein."

Er hatte seine Wohnung erreicht und es war Abend geworden. Im Zimmer, wo Frau Barbara sich aufzuhalten pflegte, war es dunkel; so ging er denn sogleich in sein Studierzimmer und setzte sich nieder, um zu arbeiten.

Auf seinem Tische lag ein Brief; er öffnete ihn und sah, daß er aus Prag von dem gelehrten Dänen Tycho von Brahe sei, mit dem er schon längere Zeit in Verbindung stand.

Herr von Brahe schrieb.

„Hochweiser, hochgelehrter Herr Magister!

Mit großem Vergnügen habe ich Ew. Würden schöne Auseinandersetzung und Erklärung des kopernikanischen Sonnensystems in Ihrer Schrift ‚Prodromus' gelesen, und ich bewundere aufrichtig ebensowohl die Gelehrsamkeit, welche Sie in derselben entwickeln, als auch ihre edle und blühende Sprache.

Auch ich habe, wie sie wissen, gleich dem frauenburger Domherrn, ein Sonnensystem aufgestellt, was freilich anders ist, als das des gelehrten Träumers, aber sicherlich der Wahrheit um vieles näher kommt.

Die Planeten bewegen sich freilich in Kreisen um die Sonne, aber diese bewegt sich sammt den Planeten und dem Monde um die im Mittelpunkte des Weltalls ruhende Erde. Es ist dieß der heiligen Schrift sowohl, als dem gemeinen Menschenverstande weit angemessener; denn wie groß müßte die Welt sein, wenn unsere unermeßliche Erde, auf welcher der Sohn Gottes als Heiland erschienen, nur ein einzeln Sternchen wäre, eines von den Tausenden, die wir am Himmel erblicken? — Aber meiner Arbeit fehlt ein Erklärer gleich Ihnen. — Wie wäre es nun, mein Herr Magister, wenn Sie sich herbeiließen, mir denselben Dienst zu erweisen wie dem Kopernikus, meiner Dankbarkeit könnten Sie gewiß sein. Ich hoffe auf eine baldige zustimmende Antwort und bin mit aller Hochachtung, Herr Magister, Ihr ergebener Diener

Tycho von Brahe,

Hofastronom Sr. Majestät Kaiser Rudolph II.'

Mit leisem Lächeln legte Kepler das Blatt aus den Händen und schrieb auf den Rand: ‚Ein jeder liebt sich selbst.' — „Sollte der gelehrte Ritter von Brahe nicht einsehen, daß Gottes Allmacht die Welt so groß schaffen konnte, als der Geist eines Menschen sie träumen kann?" dachte er, und setzte sich

dann wieder nieder zu seinen Forschungen und Arbeiten.

Stunde verrann so nach Stunde, und es war schon tief in die Nacht, als es ihm einfiel, daß weder Barbara noch das Kind etwas von sich hören ließen. So stand er denn auf, nahm seine Leuchte und ging in das gemeinsame Wohnzimmer. Es war wirklich leer, Frau Barbara war ausgegangen und noch nicht heimgekehrt.

Seit dem Mittage hatte Kepler nichts genossen, und da er jetzt von seiner Arbeit nicht in Anspruch genommen war, fühlte er Hunger und Abspannung. Er suchte in allen Schränken nach Speise, er rief nach der Magd, aber auch diese war ihrer Wege gegangen, und der Tag, der ihm in mancherlei Gemüthsaufregungen und angestrengter Arbeit vergangen, endete mit dem verdrießlichen Gefühl des Hungerns.

Er wollte wieder in sein Zimmer gehen, um sich durch Arbeit zu zerstreuen, da hörte er in dem Korridor vor seiner Wohnung die Stimme seiner Gattin, und bald darauf trat diese auch ein, begleitet von der Magd, die das Kind auf dem einen Arm und in der andern Hand eine noch funkelnde Fakkel trug.

Frau Kepler schien schmollend an ihrem Gatten vorübergehen zu wollen, Johannes aber fragte freundlich, wo sie gewesen, und bat sie, ihm noch ein wenig Speise zu besorgen, bevor sie sich zur Ruhe begebe.

„Und wo seid Ihr denn gewesen, Magister Kepler?“ entgegnete die Frau mit Bitterkeit. „Verlangt Ihr, daß ich Euch Rechenschaft gebe von jedem meiner Schritte, nur für Euch denken, leben und sorgen soll, während Ihr lebt, als hättet Ihr keine Frau, und nach Belieben geht und kommt? Laßt mich meine Wege gehn, wie Ihr die Eurigen geht, so stören wir einander zum mindesten nicht.“

So erzürnt hatte Kepler seine junge Gattin noch nie gesehen.

„Welche Ursache zur Unzufriedenheit habe ich Euch gegeben, Barbara?“ fragte er mild, indem er, ihre Hand festhaltend, sie hinderte, fortzugehen.

„Das fragt Ihr? das könnt Ihr fragen, Johannes,“ sagte sie, und brach plötzlich in einen Strom heißer Thränen aus.

„Barbara, meine Liebe,“ sagte er und zog die Weinende zu sich. „Ich kann mir nicht denken, was ich verbrochen habe; fließen diese Thränen meinetwegen, wie Eure Worte anzudeuten scheinen?“

„Zweifelt Ihr daran?“ entgegnete sie, und rang schluchzend ihre weißen Hände. „O Du mein Herr und Heiland, hat wohl jemals eine Frau gelebt, so beklagenswerth unglücklich wie ich?“

„Ihr leidet und leidet durch mich?“ fragte Kepler, und beugte sich, vom sanftesten Mitleid ergriffen, über sein schönes weinendes Weib, „sagt mir, meine Barbara, womit habe ich Euch Leid und Schmerz verursacht? was ist's, das Ihr an mir anders haben möchtet, denn durch mein Thun kann ich Euch nicht beleidigt haben, sondern nur durch mein Sein.“

„Ich verstehe Eure spitzfindigen Unterscheidungen nicht,“ sagte sie heftig, „und fast kommt es mir wie eine Erniedrigung vor, daß ich mir meinen Schmerz um Euch merken lasse. Ich, jung, schön, von vornehmer Familie und mit großem Vermögen, ließ mich bestechen von Eurem sanften Wesen und dem Ruf Eurer großen Gelehrsamkeit, Ihr gefielt meinen Augen und meinem Herzen, und ich dachte an Euch einen Gatten zu finden, wie er unter denen, die mit dem Schwert d'reinschlagen, ebensowenig, als unter dem falschen Hofgezücht ist. Ach, ich träumte mir soviel Glück neben einem Manne, der durch mich doch so vieles Gute empfing, und der so beredt zu sprechen weiß von allen hohen Dingen und jetzt“ —

„Ich habe Euern Erwartungen nicht entsprochen, meine Barbara?“ fragte Kepler sanft.

„Bin ich denn für Euch nur in der Welt?“ entgegnete sie händeringend und unter heftigen Thränen. „Kümmert Ihr Euch um mich so viel, als wäre ich nur etwa ein Hündchen, das sich zu Euch gewöhnt hat? O für Euch gibt's nichts anderes als die Sterne, und die gelehrten Dinge, von denen ich freilich nichts verstehe. Ihr sitzet am Tische neben mir und seht über mich weg, als wäre ich gar nicht da. Wenn ich Euch frage, schmeckt's Euch, Johannes, oder etwas anderes dergleichen, so antwortet Ihr entweder gar nicht, oder ganz verkehrtes Zeug. Wenn ich Abends in meiner Stube bin, so sitzt Ihr in der Eurigen und arbeitet bis tief in die Nächte hinein, wenn andere Christenmenschen längst schlafen. Das ist ein Leben, was ich führe. — Gott helfe mir. Mein erster Mann, von dem ich geschieden ward als ein halbes Kind noch, war zwar ein Säufer und Schlemmer und hätte das Meine durchgebracht, wenn mein Vater selig mich nicht von ihm genommen, aber er kümmerte sich doch bisweilen um mich, er sagte mir freundliche Worte, er ging mit mir in Gesellschaft — und ich hatte ihn nicht lieb wie Euch — ich“ —

Das Wort war unwillkürlich über ihre Lippen gegangen und fiel warm in das weiche Herz Kepler's.

„Hast Du mich denn lieb, Barbara?“ fragte er, die zarte Gestalt näher an sich ziehend mit milder Rührung.

„Würde ich Euch denn sonst geheiratet haben,“ entgegnete sie einfach. „Ach ich hatte gedacht so glücklich zu sein, aber keine Frau soll meinen, ihr Mann würde sich in der Ehe um sie und ihre Zufriedenheit kümmern. Die Soldaten raufen sich, die Kaufleute streichen in der Welt herum, und die Gelehrten sitzen über ihren Büchern und fragen viel nach ihren Weibern!“

Aber die letzten Worte hatte sie schon mit halbem Lächeln ausgesprochen; denn Kepler hatte sie an seine Brust gezogen, und drückte ihre Hände an sein Herz.

„Verzeih' mir, meine Freundin, mein liebes Weib,“ sagte er innig, „verzeih' mir, daß ich das Beste, was Du mir zubrachtest, Dein liebevolles Herz nicht nach seinem vollen Werth gewürdigt habe, verzeih' mir und versuche mit mir Geduld zu haben. Du hast ganz Recht, ich sitze über meinen Büchern und vergesse, daß Du neben mir stehst und aus meiner Hand die einfachen Freuden Deines jugendlichen Lebens erwartest, und unterdessen ist die Zeit der Freude für uns verstrichen. — Barbara, meine Liebe, Noth

und Kummer klopfen an unsere Thür, wie wirst Du den Muth finden, ihnen zu widerstehen?"

„Sprecht Ihr im Ernst, Johannes?" fragte Barbara, „ist etwas vorgefallen, was Euch besonderes Unglück für uns fürchten läßt."

Sie lag bei dieser Frage mit dem Kopfe auf seiner Schulter und blickte ängstlich in sein ihr zugeneigtes Gesicht.

„Höre mich," entgegnete er sehr ernst, „ein Freund hat mir den Vorschlag gemacht, heimlich zum katholischen Glauben überzutreten, um mir hier in Steiermark mein Amt, Dir Deine Güter zu retten."

Wie von einer Feder geschnellt, war sie aufgesprungen bei diesen Worten. „Das werdet Ihr nicht thun, das thut Ihr nicht, Johannes, Ihr werdet Euch nicht in den Rachen der Finsterniß, in die Macht des Papstes stürzen; Ihr werdet nicht wieder abschwören das Licht der wahren Erkenntniß, Ihr, ein so gelehrter Mann, das könnt Ihr nicht, das werdet Ihr nicht!"

„Ich werde es nicht!" entgegnete er ruhig, „wenn ich auch über diese Dinge vielleicht anders als Ihr denke, wenn ich auch glaube, daß wir alle irrende Menschen sind, und daß Duldung und Schonung unsere ersten und heiligsten Pflichten sind; wenn ich nun aber mein Amt verliere — wenn" —

„Ei, Johannes, bin ich nicht reich, hab' ich meinen Prozeß nicht gewonnen — zumtheil durch Eure gelehrte Beihilfe sogar?"

„Aber wenn man Euch als einer Anhängerin der augsburgischen Konfession Eure Güter nimmt?"

„Das wird man ja nicht, wie könnte man denn das?"

„Der Macht ist alles möglich, und wenn es geschähe, Barbara?"

„Würdet Ihr mich lieb haben, Johannes?" fragte sie mit gesenktem Blick, „wenn ich nun bettelarm wäre und Euch nichts zugebracht hätte als mein Kind, das Ihr ernähren müßtet?"

„Von ganzem Herzen, mein theures Weib!" entgegnete er, ihren schönen Mund mit Wärme küssend, „von ganzem Herzen!"

„Nun," sagte sie, „ich denke ja doch, es wird alles in der Welt nicht so schlimm, als man's fürchtet, und nicht so gut, als man's hofft und sich einbildet. Ich weiß freilich noch nicht, wie Armuth schmeckt, bin ich doch reicher Eltern einziges Kind, ich sollte aber denken, ein so schrecklich gelehrter Mann wie Ihr müßte das tägliche Brot für seine Familie erwerben können."

„Wenigstens werde ich das, komme auch was mag,

ehrlich und muthig versuchen," sagte er heiter, „aber meine gute Barbara, die Gelehrsamkeit ist eine Göttin, die für sich selbst keiner irdischen Nahrung bedarf und deßhalb vielleicht manchmal vergißt, daß ihre Priester sterbliche Menschen mit irdischen Bedürfnissen sind und bleiben."

„Aber jeder Arbeiter ist doch seines Lohnes werth," sagte sie, „und seht, ich denke so: stündet Ihr allein in der Welt, so würdet Ihr eben hungern, ein Kleid aus Sacklinnen ohne große Ueberwindung tragen oder von Ort zu Ort wandernd, unter einem Baum oder in einem Heuschober schlafen, wo Ihr eben müde zusammenfielet. Das aber will Gott nicht, d'rum hat er Euch ein Weib gegeben. Wenn ich Euch nur zur rechten Zeit daran erinnere, daß ich Nahrung und Kleidung und Obdach brauche, auch Vergnügen und Zerstreuung, so werdet Ihr mir schon das Alles verschaffen, und so gut verschaffen, wie nur irgendein Mann seiner Frau. Seht, ich lerne Euch alle Tage besser kennen. Zu Anfang, als ich Euch bekommen, wart Ihr mir ein Räthsel. Jedesmal aber, wenn wir miteinander zanken, entfällt Euch ein oder das andere Wort, das mir zeigt, wie gut Ihr seid. Hört! ich bin gar nicht gelehrt, nicht ein kleines winziges Bißchen, aber ich bin doch zehnmal klüger als Ihr."

„Möglich, möglich, meine liebe Barbara!“ sagte er, in ihre freundlichen Augen sehend.

„Und daß Ihr's wißt, ich hab' Euch mit Willen heute hungern und dursten lassen und bin recht mit Fleiß fortgegangen und spät heimgekehrt, weil Ihr vergessen hattet, daß ein Ehemann, wenn er vom Hause fortgeht, hübsch seiner Frau sagt: ich gehe und komme dann und dann wieder, und weil ich überhaupt zu glauben anfange, Ihr müßt bisweilen im Guten und Bösen daran erinnert werden, daß Ihr nicht im Himmel, sondern auf Erden und in diesen Mauern zu Hause seid.“

„Wer weiß, wie lange?“ entgegnete Kepler mit einem schmerzlichen Seufzer.

„So lange es Gott gefällt, Magister Johannes, nicht eine Stunde länger oder kürzer,“ sagte Barbara, und der gelehrte Mann reichte der einfältigen Frau die Hand und antwortete: „Da habt Ihr Recht, meine Liebe.“

Als nach diesem Abende der Morgen recht thauig und freundlich über der schönen Hauptstadt des Steierlandes erbrach, erwachte Magister Kepler mit einem Gefühl besonderer Heiterkeit. Es war ihm zu Muthe, als ob er etwas Angenehmes zu erwarten habe, oder

als ob ihm etwas besonders Schwieriges gelungen sei, er wußte nur nicht was.

Erst als sein Blick auf die neben ihm noch sanft schlummernde Gattin fiel, erinnerte er sich ihres gestrigen Gespräches.

„Sie theilt nicht meine Interessen, aber sie hat ein warmes und aufrichtiges Herz für mich," dachte er, „und das ist vielleicht mehr, als ich von ihr verdiene, die ich zur Gefährtin meines Lebens machte, weil ihre Schönheit meinen Augen wohlgefiel und ihr Reichthum mir die Bequemlichkeit versprach, nach meinen Neigungen für eine Wissenschaft leben zu können, die mir zwar Freude, aber keinen Vortheil bringt. Konnte ich verlangen, daß sie meinen Neigungen die Ihren opfert? ich selbstsüchtiger Thor, der sich beklagt, nicht verstanden zu werden, wo er noch nie sich bemühte, zu verstehen! Arme Barbara, ich bin nicht werth, daß Du mich lieb hast, denn Liebe kann nur durch Liebe aufgewogen werden. Von jetzt ab will ich für Dich leben, meine liebe Frau, ich will es, ohne mich zu beklagen, auch nicht in meinem Innern, daß ich Zeit und Gedanken, die ich so gerne auf die Betrachtung der erhabenen Werke des Herrn verwendet hätte, den kleinen Freuden, Bedürfnissen und Leiden der Häuslichkeit widme. O Apollonia hatte Recht,

als sie mich tadelte wegen meiner Wahl, denn sie war selbstsüchtig und unedel, und ich kann das Unrecht derselben nur gut machen, wenn ich liebend für mein Weib lebe. Aber läßt sich Liebe denn erzwingen? ist sie nicht vielmehr das freieste Gefühl des Herzens? Dann hätte ich sie ihr auch nicht am Altare versprechen müssen; Wort zu halten, ist die erste Pflicht jeden Mannes, und Wort will ich Dir halten, mein gutes, schönes, jugendliches Weib, und es kann ja auch nicht schwer sein, Dich zu lieben, jetzt, wo ich weiß, wie sehr Du geliebt zu sein wünschest."

Als Barbara an diesem Morgen in das Zimmer des Gelehrten blickte, um ihn zum Frühmahle zu rufen, sah er heiteren Auges von seiner Arbeit auf, folgte ihr sogleich und versuchte die Berechnungen, die er im Kopfe hatte, zu vergessen und ihrem einfachen Geplauder seine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Es war ein Opfer, schwerer, als die junge Frau es ahnen konnte, eine Selbstverläugnung, deren Größe sie nie hätte begreifen können, aber es war eine erfüllte Pflicht, ein schöner Edelstein mehr in der himmlischen Krone, die der große Mann um

seine Stirn wand, nur Gott und seinen Engeln sichtbar.

Frau Barbara Kepler hatte ihren Gatten wirklich und von ganzem Herzen lieb, wenngleich sie für seine geistigen Strebungen nicht das geringste Verständniß besaß. Sie freute sich, daß er nun endlich wie andere Männer mit ihr an schönen hellen Sonntagen spazieren ging, mit ihr im grünen an einem der vielen Vergnügungsorte saß und sich von ihr erzählen ließ, was dieses und jenes Kleidungsstück einer Bekannten gekostet, welchen schönen Schmuck Fräulein Renata von Eggenberg, ihre alte Gönnerin, einer neuverheirateten Nichte gesendet und ähnliches. So strebte Kepler mit Anwendung seiner eigenen Kraft das Glück seines Hauses zu begründen, während von außen her die Stürme, die demselben drohten, immer näher und näher kamen.

Die lutherischen Kirchen in Grätz und Umgegend waren auf strengen Befehl des Erzherzogs geschlossen, die Prädikanten aus der Stadt gewiesen worden und am 17. September ward der Befehl bekannt gemacht, daß alle protestantischen Familien vor Sonnenuntergang noch die Stadt räumen oder zur Messe gehen sollten.

Kepler empfing denselben an seinem Arbeitstisch,

er trug Siegel und Unterschrift des Erzherzogs, war aber auch unterzeichnet von den Räthen Cysetus und Fickler. Der erste Gedanke Kepler's betraf seine Gattin, deren Zustand jetzt die höchste Schonung forderte, und sein Herz war voll tiefen Mitleides gegen die arme Frau. Er wollte zu ihr gehen und sie auf diesen Schlag so gut als möglich vorbereiten; da hörte er in ihrem Zimmer schon lautes Sprechen und heftiges Weinen.

Frau Stad war bei Barbara, sie hatte ihre Kinder bei sich und rang in Verzweiflung die Hände.

„Wohin sollen wir nun gehen, mein Gott; mein Gott, wo sollen wir nun bleiben? Helfen Sie uns, rathen Sie uns, Herr Magister," jammerte die Witwe, als er in das Zimmer Barbara's trat, „soll ich mit meinen armen Kindern die papistische Messe hören und unsere theuer erkaufte Seligkeit opfern, um in meinem ärmlichen Stübchen bleiben und mich und diese Kinder mit meiner Hände Arbeit ernähren zu können? und ich habe nicht einmal Reisegeld, bettelnd müßte ich mit den Würmern von Thür zu Thür gehen, um an der Grenze Hungers zu sterben."

„Warum sollen Sie denn Grätz verlassen, liebe Freundin?" fragte Frau Kepler ganz gelassen, „Sie

sind ja doch kein Geistlicher oder dergleichen, Sie sind ja eine friedliche Witwe, die niemandem in den Weg kommt."

„Aber ich soll in die Messe gehen, oder die Stadt und die Lande des Erzherzogs räumen; in die Messe! großer Gott, mein seliger Mann und mein Vater drehten sich im Grabe um, wenn sie das wüßten, auch gehe ich nicht in die Messe, der Herr bewahre mich, ich will das Vorrecht, Christi Blut im heiligen Abendmahle zu genießen, nicht aufgeben und müßte ich auch mit meinen Kindern verhungern, lieber zeitlichen als ewigen Tod."

„Ist es denn wirklich dahin gekommen?" fragte Barbara erschrocken, „sollen wir wirklich wählen zwischen unserem Glauben und unserem zeitlichen Glück?"

„Hier das Dekret des Erzherzogs, das den Befehl enthält, zur Messe zu gehen, oder in sechs Stunden die Stadt zu räumen," entgegnete ihr Gatte.

„So will ich mein Kind anziehen und unsere nothwendigsten Sachen zusammenpacken," entgegnete die junge Frau mit funkelnden Augen. „Sie sollen nicht denken, daß wir so am Irdischen hängen, daß sie uns auch nur schwankend machen können. Fort, Johannes, fort von hier, die Welt ist ja überall des Herrn, und ich denke, daß ein Mann, wie Du, sein

Brot auch anderswo als in diesem Lande finden wird und muß."

Eine tiefe Rührung, eine wahrhaft himmlische Freude erhob sich bei diesen Worten seiner Lebensgefährtin in der Seele Kepler's. Er streckte die Arme nach ihr aus und zog sie voll innigster Liebe an seine Brust.

„Wohl mir und Dir, meine Freundin, daß Du, ein schwaches und am Irdischen hängendes Weib, doch fähig und entschlossen bist, ohne Wanken Dein zeitliches Glück hinzugeben, um festzuhalten an dem, was Du für das Wahre und Ewige erkannt," sagte er, ihre Lippen küssend; „so lange Deutschlands Frauen das thun, wird es ein Sitz der Wahrheit und der Weisheit bleiben, denn das Weib, wie wenig es auch vielleicht von der Wahrheit erkennt, wird dennoch den Mann anspornen, sie zu suchen und festzuhalten, wenn es den Muth behält, für die Sache der Wahrheit zu leiden. Ich fürchte mich nicht mehr vor der Zukunft, wenn Du mir mit dem guten Beispiel vorangehst, Du, die Du soviel zarter und an die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens soviel mehr gewöhnt bist."

Er nahm dann aus seiner Börse einige Gold-

stücke und reichte sie freundlich der Witwe seines Vorgängers.

„Mag das ausreichen für Sie und Ihre Kinder zum Reisegeld, es ist die Hälfte von allem, worüber ich jetzt zu gebieten habe, meine werthe Frau Stad," sagte er milde, und ging dann, seine Bücher, seine einfachen Apparate und das Manuskript, an dem er arbeitete, zu packen, während Barbara die Silbergeräthe, ihren Schmuck und andere Werthsachen in einen Koffer that, den sie mitzunehmen beabsichtigte.

In den Straßen herrschte unterdeß ein eigenes trauriges Leben.

Von allen Seiten sah man Familien und einzelne Personen zu Pferde, zu Wagen und zu Fuß, beladen mit den verschiedensten Dingen, sich nach den Thoren begeben, und jenseits derselben lagerten sie sich in hellen Haufen auf den Stoppelfeldern, unter den schönen Bäumen an den Wegen und an den Brunnen und Quellen. Mehr als eine Gruppe lagerte in den im herbstlichen Schmuck prangenden Feldern und Wäldern, die an jenen biblischen Spruch erinnerte:

‚An den Wasserflüssen Babylons saßen wir und weinten.‘

Die Umgegend von Grätz war eines der Saatfelder, auf denen der Samen zu dem fürchterlichen Kriege ausgestreut ward und Wurzel schlug in allen Herzen, der, wenige Jahre später ausbrechend, drei Dezennien hindurch wüthete und Deutschland an die Grenzen der Barbarei zurückführte.

Als die Sonne sank, war Kepler und seine Frau bereit, sich dem Zuge der Auswandernden anzuschließen. Barbara saß auf einem Pferde und hielt die kleine Elisabeth vor sich, während das Felleisen mit ihren werthvollsten Sachen hinten aufgeschnallt war. Johannes ging, das ruhige Thür am Zügel führend, und trug seine Manuskripte in einer Kapsel auf dem Rücken; so näherten sie sich dem Thor, als ein Mann ihnen entgegentrat, der, sich dicht an ihn drängend, ihm leise zuflüsterte:

„Ein Wort, Magister Kepler, ein einziges!"

„Was wünschen Sie?" fragte der Gelehrte.

„Ich habe Sie in Ihrem Hause gesucht und nicht gefunden," entgegnete jener, „ich komme noch einmal, Ihnen zu rathen, Sie zu warnen. Fügen Sie sich der Nothwendigkeit des Augenblickes, unterzeichnen Sie hier draußen auf der Straße den Schein, daß Sie gebeichtet und Messe gehört haben, und kehren Sie mit Ihrer Familie im Frieden in Ihr Haus

und zu Ihren Beschäftigungen zurück. Niemand soll das Papier sehen, als eben nur der Erzherzog. — Es verpflichtet Sie ja zu nichts für die Zukunft und sichert Ihnen nur die Möglichkeit, weiter fortzufahren in Ihrem gelehrten Wirken, Ihrer Gattin ihr schönes Eigenthum. Lassen Sie sich erbitten, mein werther Freund, es ist das aufrichtigste Wohlwollen, die herzlichste Achtung, die mich treibt, mich Ihnen noch einmal zu nähern."

„Ich danke Ihnen und verkenne Ihre gute Absicht nicht, aber lassen Sie mich Ihrer Achtung und Ihres Wohlwollens werth bleiben, indem ich auf dem Wege bleibe, den ich einmal eingeschlagen. Ich treibe kein Spiel mit meinem Glauben, er ist mir heiliger Ernst und jetzt, wo ich meines wackern Weibes Festigkeit kenne, ist es mir eine Freude, für denselben zu leiden. Gott befohlen, Pater Johannes, ich bin Euch nicht weniger für Eure Güte dankbar, weil ich sie nicht annehmen kann."

Er eilte zu Barbara zurück, die in einem Gedränge von Menschen ihr Pferd zügelte, und Johannes Fickler wandte sich um und schritt dem Zuge der Auswandernden entgegen nach der nicht allzufernen Burg.

Hier stand er, während der Herbstabend dunk-

ler und dunkler ward, in dem Burghof neben dem sprudelnden Wasser, das Erzherzog Karl von dem Rosenberge hierher geleitet, er drückte die Hand auf sein heftig schlagendes Herz.

„Er geht! er geht mit Weib und Kind ins Elend! geht muthig, freudig sogar! Kann denn der Irrthum begeistern wie die Wahrheit? Wahrheit! Der gilt ja mein Streben, mein Kämpfen, mein Leiden, werde ich in der den Lohn finden für die Schmerzen meines Lebens?“

Leise rauschte der Brunnen neben ihm, die Sterne funkelten und blitzten am klaren Himmel, aber sie beantworteten nicht die Frage, die sein Menschenherz mit einem angstvollen Blick nach oben an sie zu richten schien, und wenige Schritte davon zogen noch Scharen von Menschen trauernd in die Fremde, von Haus und Hof, von allen Freuden der Heimat sich trennend — für die Wahrheit.

Ach die Wahrheit ist eine Münze mit doppeltem Stempel und jeder von uns sieht nur die ihm zugekehrte Seite desselben. Darum sind ja dem nach ihr Strebenden die Liebe so nothwendig und die Demuth; die Wahrheit ist wie das Eisen, ein Grundbestandtheil alles Irdischen, des Menschen Wille kann

es reinigen von allen Beimischungen, und zu Schwert und Dolch oder zu Spaten und Pflugschar formen.

Siebzehntes Kapitel.

Es war Morgen. Eine Lerche stieg singend zum blauen Himmel empor und schwebte über dem Felde, auf welchem lustig pfeifend ein Bauer den Pflug regierte, den zwei stattliche Rinder zogen. Ueber den Wäldern hing der Nebel wie ein zarter Schleier und die Zweige der Laubhölzer begannen sich röthlich und bräunlich zu färben. Die ganze schöne Gegend mit Berg und Thal, Wald und Fluß, war angehaucht von mildem Weben des Herbstes, und die Trauben in den Weingärten schimmerten bereits golden und bläulich unter den mächtigen Blättern hervor.

Es war eine schöne Gegend, eine schöne Jahreszeit, ein schöner Tag, und der Zug, der langsam einen Hügel hinabkam, gab ein schönes Bild in der Landschaft.

Eine junge Frau zu Pferde, ein Kind in den Armen haltend, daneben wacker ausschreitend ein Mann von edler Haltung, der das Thier bewacht und regiert und liebevolle Worte mit der Reiterin

wechselt. — Kepler und seine mit ihm vertriebene Familie.

„Sieh', meine liebe Barbara," sagte freundlich der Gelehrte, „wie viele Freuden dem menschlichen Herzen erwachsen in der Natur. Wie schön ist dieser Herbstmorgen im Sonnenlicht! wie erfrischend weht die Luft, wie lieblich flüstern die bewegten Zweige! Das Alles würden wir nicht sehen ohne das Leid, das uns getroffen."

„Ja! ja! Johannes," entgegnete Barbara, „Du hast schon Recht, mir ist hier im Freien fast zu Muthe, als hätte ich nur eine Lustreise mit Dir und dem Kinde unternommen, und Du bist überdieß so gut und sorgst so herzig für mich und die Kleine, daß ich meine, ich erführe jetzt erst, welch einen braven Mann ich habe. Es bleibt aber immer doch schrecklich, so von Haus und Hof, von Hab' und Gut getrieben zu werden! Und wie wird es nur werden mit den Einkünften von meinen Besitzungen, werden wir zur rechten Zeit den Pachtschilling erhalten und dadurch die Mittel, in der Fremde zu leben; oder wird man uns betrügen und zu Bettlern machen, nachdem man uns aus der Heimat verjagt?"

„Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen, es ist

genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe," antwortete Kepler, indem er seine Hand auf die zarte seiner Gattin legte. „Meine Freundin, bedenke, wie viel kleiner unsere Prüfungen sind, als die der meisten unserer Leidensgefährten. Es fehlt uns vor der Hand noch nicht am Gelde zur Bestreitung unserer Bedürfnisse, wir sind bei einander und finden Trost einer im andern. Wir haben zudem Freunde, die sicherlich sorgen werden, daß wir bald uns eine neue Heimat gründen können. Gern bliebe ich zwar Deinetwegen in diesem gesegneten Steierlande, obschon das Licht des reinen Evangeliums in demselben unterzugehen droht; kann es aber nicht sein, müssen wir Deine Heimat verlassen: ei nun, Schwaben ist auch ein gutes Land, und mit der Zeit wirst Du Dich heimisch fühlen in der Heimat Deines Gatten."

Barbara weinte. „Es wird mir schwer, von allem zu scheiden, woran ich seit meiner Kindheit gewöhnt bin," sagte sie endlich, „aber doch ginge ich schon mit Dir, wenn wir uns da, wo Du zu Hause bist, festsetzen könnten; da wird man Deine große Gelehrsamkeit auch besser erkennen als hier, und Du bist da gewiß so hochgeehrt"—

Kepler unterbrach sie lachend. „Nun, wenn auch vielleicht nicht so hoch als Du meinst," sagte er,

„doch immer noch über mein Verdienst. — Du hast im Hause des Herrn von Eggenberg und durch die Worte des Grafen Waldstein Dir eine gar große Meinung gebildet von meiner Weisheit und Wissenschaft, wisse aber, meine Freundin, wenn ich wirklich ein Gelehrter bin, so bin ich es nicht in der Art und Weise meiner Zeit. Fürsten und Herren trauen mir Wissenschaften zu, die ich gar nicht besitze, ja die ich gar nicht einmal erstreben möchte, dafern sie menschlichem Streben zugänglich wären. Ich möchte nicht die Zukunft in den Sternen lesen können. Was nützte es mir, sie zu wissen, wenn ich nicht die göttliche Macht hätte, sie zu ändern, und hätte ich diese, so würde ich sie nicht anwenden wollen, da nach meinem demüthigen Glauben Gott der Allgütige am besten weiß, was zu unserem wahren Heile dient und kein Haar von unserem Haupte fallen läßt, anders als nach seinem liebevollen und weisen Willen. Ich möchte auch kein Gold machen können, das vermehrte Gold würde nur denjenigen Dingen einen höheren Preis geben, die zum Leben unerläßlich sind, wenn es unter viele vertheilt wäre, und in einer Hand wäre es ein schlimmeres Mittel zum Verderben und Verknechten der Menschheit als Gift und Dolch. — Meine Weisheit und Wissenschaft besteht einzig darin, daß ich

die Weisheit Gottes in der Schönheit und Ordnung seiner Werke zu erkennen strebe. Ein Größerer als ich, ein reiner edler Menschengeist hat die Pforte der Erkenntniß Gottes durch die Natur geöffnet, ihm strebe ich nach, und mehr als ein wackerer Mensch meiner Zeit geht mit mir in einer Richtung, aber wir schwimmen dem großen Strome entgegen, meine theure Freundin, und werden oft gedrängt, gestoßen, verwundet werden, wir werden vielleicht unsere Erkenntniß mit unserem Leben bezahlen müssen, aber die Erkenntniß wird bleiben, ein heiliges unantastbares Eigenthum der Menschheit, das Stammkapital, zu dem spätere Zeiten ihre Schätze häufen werden. Mag denn mein Leben auch der Preis sein, mit dem ich der Menschheit die Erkenntniß sichere, daß einfache Gesetze das Weltall regieren und die Pracht und Schönheit der Schöpfung das Ergebniß ihrer Ordnung und Regelmäßigkeit ist! Was ist das Leben? Wohl mir! beseligt bin ich vor Tausenden, denn die Wahrheit, die ich gefunden, wird mich überdauern, und ein Grundstein sein im Tempel, den die Menschheit langsam aber unaufhaltsam dem Herrn auf Erden bauet."

Das Auge Kepler's leuchtete bei diesen Worten auf im Feuer heiligster Begeisterung und das Elend

und Weh der Gegenwart war von seiner Seele genommen.

Barbara betrachtete ihren Gatten mit Erstaunen, so hatte sie ihn nie gesehen, schien es doch, als ob ein Feuer in seinen Blicken brenne, das der Sonne gleich Strahlen entsendete.

„Wir sind nun schon lange vorwärts gezogen, herzlieber Johannes,“ sagte sie, nachdem er ein Weilchen geschwiegen, „seht, hier nur wenige Schritte ab vom Wege ist so ein schönes Plätzchen dort unter den drei mächtigen Eichen, da könnten wir einwenig ruhen, Speise zu uns nehmen und das Pferd an der Quelle trinken und grasen lassen.“

Kepler fuhr aus seinen Gedanken empor. „Du hast Recht, meine Liebste,“ entgegnete er freundlich, „hier können wir rasten, niemand kann den Bäumen verbieten, daß sie uns ihren Schatten geben, der Quelle, daß sie uns erquickt, Katholik oder Protestant, die Gaben der Natur sind für alle.“

Sie lagerten sich im grünen. Auf Kepler's ausgebreitetem Mantel, sein neuestes Manuskript: ‚Die Weisheit des Schöpfers in der erschaffenen Welt,‘ als Kopfkissen, entschlief das ermüdete Kind, nachdem es einwenig Brot gegessen und etwas mit Wasser gemischten Wein getrunken.

Barbara saß auf dem vom Pferde genommenen Sattel und lehnte den schönen Kopf an den Rand einer Eiche.

Johannes lag zu ihren Füßen im Grase und blickte empor in die durchsichtige Himmelsbläue, in das unermeßliche Meer, in dem die Sonnen und Kometen schwimmen gleich den Fischen im Ozean. —

„Erzähle mir von Deiner Heimat, mein Lieber," sagte Barbara, ihre feine Hand auf des Gatten Schulter legend, „von Deiner Mutter, Deinen Geschwistern, von Deinem Vater und Deinen Schulkameraden."

Er sah ihr freundlich in die Augen, und drückte dann sein Gesicht in ihren Schooß. Er weinte! Das Erdenleben hatte sein vollstes Recht an ihn geltend gemacht, aber ihm auch sein schönstes Glück gegeben. Er liebte sein schönes, einfaches, von ihm abhängiges, jetzt mit all ihren Hoffnungen und Bedürfnissen an ihn gewiesenes Weib von ganzem Herzen. Das Leid hatte sie vereinigt, es war zum schönsten Segen geworden für beide. —

Am Abend dieses Tages rasteten die Flüchtlinge in einer Dorfherberge, und während Barbara und das Kind sich dem Schlafe überließen, benutzte Kepler das Schreibzeug, das man zur Zeit neben der Waffe im Gürtel zu tragen pflegte, um von neuem

nach Würtemberg zu schreiben und seinen Lehrer und Freund Mästlin dringend zu bitten, ihm in der alten lieben Heimat eine Anstellung zu verschaffen.

Wohl sollte man meinen, daß Kepler berechtigt gewesen wäre, von den protestantischen Theologen seiner Heimat, deren Wille ihn nach Steiermark geschickt und all den vielen Anfechtungen ausgesetzt hatte, die er um seines Glaubens willen dort zu erdulden gehabt hatte, einen Ersatz zu fordern.

Er selbst aber wußte am besten, wie wenig diese für ihn zu thun gesonnen waren. Seit seiner Anstellung in Grätz stand er in brieflicher Verbindung mit den Milderen derselben, Michael Mästlin, Stephan Gerlach und Mathäus Hafenreffer, und hatte seit der Krönung Ferdinands das möglichste gethan, um eine Stelle als Lehrer an einer der gelehrten Schulen Würtembergs zu erhalten, jedoch vergebens.

Der zelotische Eifer der tübinger Theologen verketzerte den Mann, der sich ihren Formularen nicht unterwerfen wollte, ebenso sehr, ja vielleicht noch mehr, als der Eifer der Jesuiten für die katholische Kirche.

Kaum wagte Mästlin, ihm zu antworten, und würde es auch wahrscheinlich nicht gethan haben, wenn nicht der Herzog Friedrich, der Regent Wür-

tembergs an Kepler's Schriften hohes Interesse genommen und namentlich seine Freude an dem von Kepler genau beschriebenen kopernikanischen Sonnensystem öffentlich vielfach ausgesprochen hätte.

Aber auch der Herzog war nicht mächtig genug, denjenigen zu beschützen, der sich die Feindschaft der protestantischen Geistlichkeit zugezogen.

Diese herrschte über die Gemüther und Gewissen und wurde mit jedem Tage mächtiger und kühner.

Denn Würtemberg war seit Jahren der Sitz der lutherischen Gottesgelahrtheit, Männer, wie der ältere Andrä, wie Jakob Brenz, Hafenreffer und Gerlach lebten dort, und ihr Feuereifer wirkte wie jedes Feuer: Anfangs wärmend und erhellend, dann aber zerstörend.

Diese Eiferer für die lutherische Auslegung der heiligen Schrift, die sie für die eigentliche Sache Gottes hielten, waren nicht fähig, die milde Duldsamkeit Kepler's zu verstehen. Sie hielten dieselbe für ein unerlaubtes Hinneigen zu der Partei, die sie Feinde Gottes und Baalskinder nannten.

Selbst Kepler's innigster Freund und früherer Lehrer, Michael Mästlin, wagte kaum seine Briefe zu beantworten, und wenn er es that, so sprach aus

jeder Zeile die Furcht, den strengen Männern miß-fällig zu werden, welche als Hauptkämpfer für die Ansicht Luther's jeden, der nicht wie sie dachte, für einen Feind erklärten.

Kepler's Brief an Mästlin enthielt eine neue dringende Bitte um eine Anstellung in Schwaben.

„Ausgetrieben von dem strengen Willen meines Landesherrn, der uns Lehrern nur die Wahl ließ zwischen der Messe und der Auswanderung," schrieb er, „bin ich mit meinem jungen Weibe und ihrem Kinde jetzt hier in der Herberge eines Dörfchens wenige Meilen von der Grenze Ungarns, welche wir erreichen wollen, um Schutz zu suchen bei dem wackern Volke der Magyaren, die für die Freiheit ihres Glaubens bereits so manchen Kampf gekämpft, so manches Opfer gebracht. Es ist ein trübes Gefühl, Haus und Hof verlassen zu müssen, und erst, wenn man davon scheidet, fühlt man, mit wie vielen und innigen Banden man an die Orte und Gegenstände geknüpft ist, die uns im täglichen Leben umgeben. Ei wie schmerzlich sehne ich mich nach dem Fenster meines stillen Studirzimmers, wo meine einfachen Instrumente zur Beobachtung der Sterne aufgestellt waren. Wie sehr vermisse ich den Tisch und den Stuhl davor, an welchem ich zu schrei-

den gewöhnt war, und den Sonnenstrahl, der sich zwischen dem Giebeldach des Nachbarhauses hindurch auf meine Hand stahl, wenn ich in der Nachmittagstunde arbeitete.

Freilich die Welt ist überall des Herrn und ein Fenster, durch das die Sterne auf mich niederschauen, durch das der Sonne liebes Licht mich begrüßt, würde ich auch anderwärts als in dem schönen Grätz finden. Wisse aber, mein theurer Freund und Lehrer, daß ich nirgend auf dem weiten Erdboden so gern mein dauerndes Asyl finden würde, als in dem lieben alten Schwabenlande, der Heimat meiner Kindheit und Jugend. Wie gerne, o wie so sehr gerne möchte ich wirken im Verein mit den wackern Männern, die meine Jugend belehrt und erleuchtet haben!

Ist es denn nicht möglich, daß Du, mein werther Freund, mir eine Stelle als Lehrer schaffst in Tübingen, wo ich im Umgange mit Dir, mit dem wackern Hafenreffer und all den andern tüchtigen Geistern mein Herz erquicken könnte. — Du weißt, mein theurer Freund, daß ich aus aufrichtigem Herzen der Lehre Luther's zugethan bin, nur daß ich den Streit um den Buchstaben nicht für das wesentliche derselben, ja sogar für einen Fehler halte.

Liebe zu Gott und den Menschen ist die Haupt-

sache aller christlichen Gesinnungen, und diese, mein verehrter Freund und Lehrer, fehlt meinem Herzen nicht. — Ich suche und finde den Herrn in seinen Werken, und selige Freude erfüllt meine Seele, wenn meine Wissenschaft mir einen neuen Beweis gibt von der einfachen Erhabenheit des Weltbaues und folglich von der Weisheit des Schöpfers. Ich ehre die heilige Schrift, wie es einem Christen zukommt, ohne an der buchstäblichen Auslegung ihrer Ausdrücke und Wendungen zu kleben. Die Bibel ist für jedermann, er sei gelehrt oder ungelehrt, und muß deßhalb sich derjenigen Ausdrücke bedienen, die dem Ungelehrten geläufig sind, da der Gelehrte sie sich ja ohne Mühe richtig zu deuten weiß, und wenn sie Josua sagen läßt: ‚Sonne stehe still!‘ und hinzufügt, daß sie auch still gestanden, so wissen diejenigen, welche die Naturgesetze kennen, daß darunter zu verstehen sei, Gott habe die Kraft Josua's so gestärkt, daß er bis zum Sonnenuntergang die Schlacht gegen seine Feinde gewonnen. — Niemand würde die Himmelserscheinungen anders als nach dem Augenschein bezeichnen, und der gelehrteste Astronom wird immer sagen, die Sonne geht auf oder unter, obschon er sehr wohl weiß, daß das Phänomen durch die Umwälzung der Erde bewirkt wird. Die Bibel spricht überall gemeinver-

ständlich, aber sie ist kein Lehrbuch der Naturwissenschaften, sondern der Moral, und ihre Gebote sind in derselben klar und in voller Wahrheit und Weisheit ausgedrückt; aber der Buchstabe tödtet und der Geist gibt Leben.

Ich könnte nicht Geistlicher sein, ich fühle das jetzt wohl, und erkenne mit Dank, daß meine Lehrer mich an einen Platz gestellt, auf dem ich des theologischen Gezänkes, das meiner Seele so zuwider ist, überhoben bin, aber einen Lehrstuhl der Mathematik bei Euch im lieben Schwabenlande könnte ich und möchte ich einnehmen. Die Beschäftigung mit der Natur ist für mich eine Quelle des reinsten und immer neuen Vergnügens, in der Schöpfung greife ich den Schöpfer gleichsam mit Händen, und wenn mich etwas in diesem niederbeugenden Exil aufrichten kann, so ist es die Sternkunde, weil sie die Verherrlichung des weisesten Schöpfers zum Gegenstand hat. Glücklich würde ich sein, wenn ich in der Heimat ein Lehramt in dieser Wissenschaft erhielte, und ich glaube auch, daß ich der nach uns kommenden Jugend nützlich sein würde. Darum, mein theurer Freund und Lehrer, suche für mich soviel als möglich zu thun, ich vertraue Dir und Deiner Liebe, und befehle Dich und die Deinen dem allmächtigen Schutze Gottes und ver-

harre in treuer Freundschaft trotz aller Betrübniß als Dein

Johannes Kepler."

Als er diese Epistel geendet, fühlte er sich heiter und ging noch hinaus in die stille monderhellte Nacht, zu seiner Freude einige Beobachtungen zu machen.

Während der vertriebene Gelehrte in der Stille der Nacht und in einem einsamen Dörfchen sich labte an dem heiligen Umgang mit der Natur, saß in der Burg zu Grätz der junge Erzherzog Ferdinand und las die Berichte der verschiedenen Geistlichen, welche diejenigen namhaft machten, die seit seinem gemessenen Befehl die Messe gehört hatten.

„Immer genug, immer einige wenigstens, die mein Wille aus dem Brande gerissen. Es soll ein Hirt und eine Heerde werden!" sagte er, die lange Reihe der Namen musternd, die ihre Ueberzeugung ihrem zeitlichen Glück zum Opfer gebracht hatten. „Diese Menschen hier kennen wenigstens die Tugend des Gehorsams, und das soll sie nicht gereuen; sie sollen Ruhe und Frieden und das tägliche Brot finden in unseren Landen. — Ah, Pater Johannes, mein werther Freund, Ihr kommt spät, führt euch etwas besonderes zu mir?"

Diese Frage war an den Priester gerichtet, der

durch den unterirdischen Verbindungsgang in das Zimmer des Fürsten gekommen war, und mit leisem Tritt zu dem Tische ging, an welchem Ferdinand arbeitete.

„Ich bringe Ew. Gnaden noch einen Brief Kaiser Rudolph's," sagte Pater Fickler, „und zwar einen recht erfreulichen. Herr von Eggenberg der Jüngere hat auf seiner Rückkehr von Ungarn einen Abstecher nach Prag gemacht. Es ist dort vieles, was für Euch und Eure Aussichten auf den Thron der Christenheit zwar günstig, im allgemeinen jedoch recht betrübend ist. Die Zerwürfniß unter den kaiserlichen Brüdern nimmt überhand. Prinz Mathias ist tödtlich erzürnt über seinen kaiserlichen Bruder, oder thut doch dergleichen, um einen Vorwand zu haben bei den manigfaltigen unbrüderlichen Handlungen, die er sich zuschulden kommen läßt. Kein Zweifel, er strebt nach der Krone von Ungarn, und — wird sie erreichen. Dafür besteht des Kaisers Majestät darauf, daß Ew. Erlauchter Bruder, der junge Erzherzog Leopold, das Bisthum Passau erhalte — keine kleine Vergrößerung der Macht Eures Hauses. Hier dieser Brief enthält die Bestätigung über das Gesagte von des Kaisers eigener Hand."

Der fürstliche Jüngling nahm, ohne vom Boden

aufzublicken, das kaiserliche Schreiben aus der Hand des Paters und sagte nach kurzem Schweigen:

„Es ist gut, mein werther Freund und Herr, ich weiß und wußte lange, daß Gott und die heilige Jungfrau in meine Hand das deutsche Reich geben werden, damit ich es vom Gifte der Ketzerei reinige. Ich bin der Erwählte des Herrn — wißt Ihr indeß auch, daß ich in diesen Tagen eine seltsame und erhabene Vision hatte, die mir das von neuem bestätigte?“

„Welche, mein Gebieter!“ fragte aufmerksam der Priester.

„Ich habe die heilige Jungfrau, die mir als Kind im Dome zu Prag erschienen, wieder gesehen. — Wißt, ich stand am Fenster, als die widerspänstigen Ketzer vor vier Tagen diese Stadt verließen, und blickte hinab auf den Menschenstrom, alle Gesichter waren voll Trotz und Widerspänstigkeit, laut hörte ich mich einen Tyrannen schelten und bittere Worte gegen meine Regierung gingen aus jedem Munde. Mitten im Zuge aber sah ich eine Frauengestalt zu Pferde, vor sich in ihren Armen hatte sie ein lächelndes Kind und nebenher schritt ein Mann von edlem Aussehen, das Roß am Zügel führend. Diese Frau trug die Züge jener göttlichen Erscheinung, die mich als Kind

begeistert und meinem ganzen Leben seine bestimmte Richtung gegeben hat. — Sie erschien mir jetzt mit dem Kindlein im Arme, wie die flüchtende Mutter des Heilands, und ich quäle mein Gehirn ab, um zu ergründen, ob ihre Erscheinung eine Billigung meines Strebens oder eine Mahnung zu geringerer Härte sein mag."

„Mein Fürst," entgegnete der Priester, „das, was Ihr saht, war in diesem Falle keine Vision, sondern eine mir bekannte flüchtende Familie, und wohl bin ich der Meinung, daß die Heilige Euch mahnt, wenigstens gegen diese Nachsicht zu üben, da sie sicherlich zu denen gehören, die noch aus dem Brande gerettet werden können. Die Frau war keine andere als Frau Barbara Müller von Mühleck, Euch sehr wohl bekannt durch ihren Prozeß und ihre Verwandtschaft mit der Familie Eggenberg. Sie vermälte sich mit dem Magister Johannes Kepler, dem Lehrer der Mathematik an der aufgelösten eggenbergischen Stiftsschule, dem gelehrten Erklärer des Kopernikus. — Der Mann ist kein versteifter eigensinniger Protestant, sondern sanft und milde, und wird die Gnade Ew. fürstlichen Durchlaucht zu schätzen wissen, wenn Sie ihm gestatten, mit seiner Familie heimzukehren; durch ihn, der vielen Einfluß auf die gelehrtesten und

mächtigsten Protestanten hat, können, wenn es meinen treuen Bemühungen glückt, ihn in den Schooß der Kirche zurückzuführen, noch viele andere gerettet werden."

„Wo noch Hoffnung auf Rettung ist," sagte Ferdinand und in seinem dunklen Auge flammte die Begeisterung, „da lassen wir, o wie gerne, die Gnade walten. Thun Sie, mein werther Freund, die nothwendigen Schritte, diesen gelehrten Magister und seine Familie nach Grätz zurückzuführen, und lassen Sie es dann an Eifer nicht fehlen, alle dem Herrn zu gewinnen; so kann auch bei ihm das Wort wahr werden, daß der Stein, den die Bauleute verworfen, zum Eckstein geworden. — Verlassen Sie Uns jetzt, ehrwürdiger Pater, ich muß noch eine Stunde der Andacht und Buße widmen."

Der Priester entfernte sich wie er gekommen, und Erzherzog Ferdinand warf sich vor dem Betpulte in der Ecke seines Zimmers auf die Kniee, schlug die Brust in heftiger Erregung und betete und weinte.

Die Nacht lag schweigend über der Welt und sah mit tausend Sternenaugen hernieder auf den Fürsten, der unter seiner eigenen Härte mehr litt als die, gegen welche sie angewendet wurde. Denn

überall in Dörfern und Herbergen auf fernen Wegen schliefen die Vertriebenen; auch Johannes Kepler ruhte, er war entschlummert mit der festen Hoffnung, daß Gott sein Geschick zum Besten wenden werde, und diese Hoffnung sollte ihn auch nicht täuschen.

In der Frühstunde des folgenden Morgens weckte ihn schon ein Bote, der einen Brief brachte, unterzeichnet von dem Kabinetsrathe des Erzherzogs Ferdinand. Er enthielt die Erlaubniß, mit seiner Familie nach Grätz zurückzukehren, jedoch unter der ernstlichen Verwarnung, sich dort ruhig zu verhalten, in keiner Weise Aergerniß zu geben, sich mit gebührender Bescheidenheit zu betragen und ein unverweisliches Thun zu beobachten.

Das Herz des Gelehrten schlug heftig, als er dieses Schreiben durchflogen. — Ehe er noch seine Gattin erweckte, ihr den Inhalt desselben mitzutheilen, ging er hinaus in den kleinen Garten der Herberge. Die Sonne hatte noch nicht die Kraft gehabt, die herbstlichen Morgennebel zu durchdringen, wie ein wogendes Meer lagen sie tief unten am Boden und feuchteten die bunten Blätter, die reifenden Früchte, die letzten Blumen des Jahres: die bunte Gartenkresse, das rothblühende Donnerkraut und die kleine weiße Malve, über dem Nebelmeere aber spielten

bereits die goldenen Sonnenstrahlen und der Himmel glänzte in reiner Bläue.

Mit gefalteten Händen stand Kepler am Eingang der grünen feuchten Weinlaube und blickte hinauf zum Licht. „Herr der Welt,“ betete er mit tiefster Inbrunst, „so soll ich denn zurückkehren an den Ort, wo die Versuchung meiner in so vielfacher Gestalt wartet; um meines Weibes, um des Kindes willen, womit Du mich begnadigen wirst, muß ich einen festen Wohnsitz, ein gesichertes Obdach haben. Du siehst aber in mein Herz, großer Gott, und weißt, daß ich um der Wahrheit willen gern und freudig leide, gern und freudig ein Pilger auf Erden sein und bleiben würde. Gib mir die Kraft, die Wahrheit immer und über alles zu lieben, denn Du bist die Wahrheit und die Liebe und das Leben.“

„Johannes, herzlieber Johannes,“ sagte in diesem Augenblick eine freundliche Stimme, und zwei weiche Arme schlangen sich um den Nacken des Betenden, „ist es denn wahr, ist es denn gewiß, daß wir zurückkehren dürfen zu unserem lieben Grätz? Der Bote, welcher Euch den Brief brachte, und der die ganze Nacht scharf geritten ist, erzählte es mir.“

„Es ist wahr, meine liebe Barbara, und ich danke Euretwegen Gott dafür, denn nun werdet Ihr

nicht unstät und flüchtig die schwere Stunde, die Euch bevorsteht, erleben, sondern in Eurer gesicherten Häuslichkeit."

Während aber Kepler diese Worte sprach, durchzuckte seine Seele ein eigener Gedanke und vor seinem innern Auge stand wie ein holdes Bild die Erinnerung an den neugebornen Weltheiland. Er fand keine gesicherte Häuslichkeit, als er das Licht dieser Welt erblickte. Eine Krippe war sein erstes Bettlein, ein Stall der Ort, wo die Hirten und die Könige aus dem Morgenlande ihn zuerst begrüßten.

„Barbara," sagte Johannes, „Du hast aber doch den Muthgehabt, alles zu opfern für das, was Du für wahr erkannt, ich danke Gott dafür!"

„Ei ich danke auch Gott," entgegnete sie, glücklich lachend, „wenn ich heimkehre, wohnen wir in meinem hübschen Hause vor dem Paulithore und finden unsere guten Möbel und Bequemlichkeiten; ach zu Hause ist's doch am Besten auf der Welt."

Achtzehntes Kapitel.

In Magstatt, in der großen hellen Stube, wo Johannes Kepler das Licht der Welt erblickt hatte,

saß am flammenden Kamin der alte Bildschnitzer Guldenmann.

Er trug einen weiten, mit Kaninchenfell gefütterten und besetzten Rock, und das Haar seines Scheitels war fast ebenso weiß, als das seines Pelzes. Der weichgepolsterte, mit Kissen belegte Sessel, die Bank, auf welcher seine Füße in einem Säckchen von Pelz ruhten, der kleine Tisch, auf welchem neben einem Glase gewärmten Weines ein duftiger Strauß von Veilchen lag, kurz alles, was den Greis umgab, zeigte, daß aufmerksame Liebe sein Alter bewache. — Es war tiefer Winter, draußen lag der Schnee ein weicher weißer Mantel über dem Erdboden, und auf Baumzweig und Zaunpfahl. Goldammer, Meisen, Finken und Sperlinge hüpften unter den Fenstern des kleinen alten Hauses lustig umher, pickten die Krümchen auf, die Apollonia ihnen hingestreut, und machten mit ihren kleinen Krallen tausend sich durchkreuzende Linien auf dem glatten Schneefelde.

Die Sonne war im Sinken. Das Abendroth wogte wie ein Purpurmeer am Rande des Horizonts und eine kerzengerade Rauchsäule stieg langsam aus dem Schornstein des alten Hauses und kräuselte sich zum tiefblauen Himmel empor.

Der Segen Gottes schien als Friedensengel die stille Wohnung zu erfüllen und zu umgeben, und der Wanderer, der von der Landstraße her auf dieselbe zuschritt, betrachtete das Dach, wo unter dem blendend weißen Schnee das Hauslaub lustig hervorgrünte, mit dem Gefühl, daß sich's gar wohl darunter ruhen müsse.

Es war ein schlanker Mann, von kerzengerader Haltung, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er lange Zeit Soldat gewesen.

Seine Züge waren nicht häßlich, obgleich stark von den Pocken gezeichnet, ohne diese Verunstaltung hätte man sie indeß auch schön nennen müssen, denn sie waren regelmäßig und kräftig. In den braunen Augen aber lag, wenn er sie aufschlug, ein unangenehmer Ausdruck, sie sahen nicht fest und gerade aus, und der Mund hatte trotz seiner frischen rothen Lippen etwas Freches. Seine Kleidung war ziemlich kostbar gewesen und bestand aus einem zierlichen Wamms vom utrechter Sammt mit Stickereien am Kragen, Aermel und an Knopflöchern, gepufften Beinkleidern von Tuch, Stiefeln von weichem rohen Leder, die oben weit und im ganzen lang genug waren, um bis an den halben Schenkel gezogen zu werden. Dazu trug er an der Seite einen langen Stoßdegen

an einem büffelledernen Gehänge, einen weiten braunen Mantel und einen Hut mit drei Hahnenfedern.

Es lag in der ganzen Erscheinung etwas, das keineswegs Zutrauen erweckte. Der Anzug sah prahlerisch und schäbig zugleich aus, und der Mann vereinte in seinem Aussehen zwei ähnliche Kontraste, sein Blick erschien frech und feig.

„Der Rauch sieht aus, als ob da drinnen eine gute Mahlzeit gesotten und gebraten würde,“ sagte er halblaut zu sich selbst, und er wußte am besten, wie nöthig eine solche ihm sei.

Als er sich dem Gehöft des Bildschnitzers näherte, sah eine nicht mehr junge Frau aus dem Fenster und sagte verwundert, indem sie sich zu den im Zimmer bei ihr befindlichen Personen wandte: „Mein Gott, da kommt ein Mensch, der doch akkurat aussieht, wie der Heinrich Kepler vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren.“

„'s ist auch der Heinrich Kepler,“ entgegnete der wackere Meister Wellinger, der in diesem Augenblick zu seiner Frau ans Fenster trat, „nur ist's der Sohn und Du sprichst wohl vom Vater, ich sah ihn bald nach seiner Heimkehr aus Ungarn, als ich in Leonberg war.“

„Er kommt wohl hierher,“ meinte Apollonia,

„der Bruder meines Johannes, wie es nur kommt, daß Kinder eines Vaters und einer Mutter gar so verschieden sein können.“

In diesem Augenblick begrüßte der Hofhund, der wie sein Ahn Mummel genannt wurde, den Ankömmling mit lautem Gebell, und im nächsten stand er im Zimmer, legte wie ein erwarteter Gast den Hut auf den Schrank und sagte: „Grüß Euch Gott, Frau Apollonia! Grüß Euch Gott, Meister Wellinger, ich hoffe, mein Großohm Johannes Guldenmann befindet sich wohl, ich komme, um den alten Herrn zu besuchen, ich bin Heinrich Kepler, wenn Ihr's wissen wollt, soll Euch auch einen schönen Gruß sagen von meiner Mutter Katharina Keplerin.“

„Sei uns willkommen, Heinrich,“ entgegnete Apollonia freundlich, „und nimm Platz, bis ich Dich hinüber ins große Zimmer zum Oheim führen kann, der in diesem Augenblick seinen Abendtrunk zu sich nimmt und nicht gestört sein mag, bis er selbst ausruht, oder zu uns hinüberkommt. Er wird sich herzlich freuen, einen so nahen Verwandten wieder zu sehen.“

„Er! hm ja! das glaub' ich selbst! Er war immer ein ehrlicher Kerl und passabel guter Verwandter; ob aber andere Leute, die sich vielleicht auf seine Erbschaft gespitzt haben, auch Freude über

meine Rückkehr haben werden, das ist eine andere Frage."

Apollonia schwieg, Meister Wellinger aber entgegnete ruhig: „Es möchte Euch vielleicht von Nutzen sein, auf einen Rath zu hören, den ich Euch aus gutem Herzen gebe, Heinrich Kepler. Sprecht mit Eurem Ohm Guldenmann nicht von der Erbschaft. Er ist eben ein alter Mann und läßt sich sehr ungern an die Nähe des Todes erinnern; übrigens könnt Euch darauf verlassen, daß Euer und der Eurigen Anrecht in den Händen meiner Frau so sicher ist, als in Euren eigenen. Was sie selbst vielleicht einmal erbt, wird das Eigenthum Eures ältesten Bruders, den sie wie ihr eigen Kind liebt, das Erbe der übrigen Verwandten wird sie sicherlich richtig ausliefern, wenn es einmal dahin kommt. Vor der Hand lebt aber unser alter Wohlthäter noch, ist frisch und gesund, und es wäre doch eine Sünde" —

Heinrich Kepler strich sich den Schnurbart, lachte höhnisch und sagte:

„Ihr seid wohl ein schrecklich kluger Patron, Meister Wellinger, nicht wahr? ich aber bin auch nicht von gestern, habe mich lange und viel in der Welt umhergetrieben, und gedenke meine Angelegenheiten in meiner eigenen Weise zu besorgen.

Was habt Ihr denn so eigentlich für Nachrichten von meinem gelehrten Herrn Bruder?"

„Ach," entgegnete Apollonia traurig, „da kann ich Euch wenig Tröstliches mittheilen. Der arme Johannes hat viel, gar viel zu leiden, und die Zeiten sind von der Art, daß man sorecht kein Ende von all den schrecklichen Verwickelungen sieht, unter denen diejenigen leiden müssen, die etwas mehr als wir im Weltgedränge leben. — Aber schau doch einmal hinaus nach dem Waldwege, herzlieber Mathias, dort kommt ein Reiter daher, der offenbar zu uns will, das ist ja eine Seltenheit, daß wir alten Leute zwei Gäste an einem Tage bekommen."

Die Figur des Reiters zeigte sich klar und deutlich auf dem Goldgrunde der Abendröthe, und nach wenigen Minuten lenkte derselbe sein Roß, einen stattlichen Braunen, auch in das Gehöft des Meisters Guldenmann.

Es war ein hübscher Mann, mit feinen Gesichtszügen und zierlicher Haltung. Er trug schwarze anständige Kleidung, den Mantel und die Schaube der Richter und Rechtsgelehrten, ein Baret mit schwarzer Feder, und kleine Sporen an den Stiefeln; stieg im Hofe vom Pferde, das er selbst am Zügel behielt, und schickte den Knecht, der ihm entgegengekommen

war, mit der Anfrage hinauf: ob Herr Christoph Besold, erster Gerichtschreiber zu Tübingen und genauer Freund des Mathematikers Herrn Johannes Kepler, in wichtiger Angelegenheit den Bildschnitzer Meister Johannes Guldenmann sprechen könne?

Apollonia ging dem neuen Gaste so eilig entgegen, daß der Knecht, der ihm das Pferd abnehmen sollte, kaum folgen konnte, und bat mit ihrer herzlichsten Freundlichkeit den Freund ihres Johannes, ihr in das Wohnzimmer zu folgen.

Auch dieß war so freundlich und gemüthlich, wie die Stube mit dem eichenen Kasten, wenngleich kleiner. Apolloniens Spinnrädchen und ihr großer Rahmen standen in verschiedenen Ecken desselben, und am Hauptfenster befand sich der Tisch, an welchem Mathias Wellinger seine kleinsten und feinsten Arbeiten anzufertigen pflegte.

„Ich kenne diesen Raum," sagte Besold lächelnd, nachdem er mit Heinrich Kepler Platz an einem gedeckten Tisch vor dem Kamin genommen, wo sie einen Imbiß verzehrten. „Wie oft hat Johannes, mein herzlieber Freund und Studiengenosse, ihn mir auf das genaueste geschildert, sammt all den Sachen, die er enthält, und den wackern Personen, deren Heimat er

ist. Dieser Mann hier ist also ein jüngerer Bruder meines Freundes?"

„Zu dienen, Herr," entgegnete Heinrich, „freilich bin ich kein Gelehrter wie er, ich bin eben ein Kriegsmann gewesen, und beabsichtige jetzt als ein Bürgersmann zu leben und zu sterben"—

„Es sind nicht viele Menschen gelehrt wie Euer Bruder, mein Herr Kepler," sagte Besold. „Mit jedem Buche, das er der Welt schenkt, zeigt sich mehr und mehr die Weisheit, welche Gott selbst in seine jugendliche Seele gelegt zu haben scheint, und die Tiefe der Wissenschaft, die er sich durch eigenen Fleiß erworben. Er ist ein Licht seiner Zeit, dessen vollen Glanz aber erst eine viel spätere zu würdigen wissen wird"—

„Ihr seid ein beredter Lober," lachte Heinrich, „sähet Ihr nicht so stattlich und vornehm aus, so möchte man auf den Glauben kommen, Ihr beabsichtigtet Euch Geld zu borgen von der Muhme Apollonia hier, und wüßtet die Weise sehr gut, wie Ihr sie zu bestechen habt."

„Also Ihr seid Frau Apollonia Wellinger," rief Besold, einen langen Blick auf die kleine zarte Frau heftend, der das nahende Alter nichts von der Feinheit und Zierlichkeit, ja kaum etwas von

der Frische der Jugend hatte rauben können. Die saubere matronenhafte Kleidung gab ihrer Erscheinung einen züchtigen, fast jungfräulichen Ausdruck, und wenn man gleich bei näherer Betrachtung des feinen Gesichtchens sehen konnte, daß die reine Haut desselben jene kleinen Linien bekam, welche die Jahre in das menschliche Antlitz zeichnen, so hatten, aus der Ferne gesehen, ihre rundlichen Wangen noch die Rosenfarbe, ihre feinen Lippen den Purpur, ihre weißen Zähne den Schmelz der Jugend.

„Ihr seid Eurer äußeren Persönlichkeit nach eine wunderbare Frau," sagte Besold nach einigem Nachdenken, sich an Apollonia wendend, „und fast könnte man es nicht glauben, daß Ihr diejenige seid, von welcher mein Freund Johannes mit solcher begeisterter Dankbarkeit in seinen Knabenjahren sprach, seht Ihr doch aus, als ob Ihr eher seine Schwester, als seine Pflegemutter sein könntet, und dennoch stimmt die Schilderung, welche Johannes vor Jahren von Eurem Gesicht und Wesen machte, heute noch gar genau mit Eurer Erscheinung zusammen."

„In der freundlichen Ruhe des Landlebens behält man einige Jugendlichkeit länger, als in den Zerstreuungen der Städte," entgegnete Frau Wellinger ruhig, „zudem sehen kleine und schlanke Personen

stets viel jünger aus, als große und starke. Ich bin älter, als die rechte Mutter meines Johannes, und er könnte den Jahren nach sehr wohl mein Sohn sein, Gott aber hat mich mit Mutterfreuden nicht gesegnet, doch die Liebe des Jünglings, den ich erzog, gibt mir Ersatz dafür."

„Was für Nachrichten habt Ihr von dem vortrefflichen Magister Kepler?" fragte Besold mit einiger Beziehung.

„Er hat lange nicht geschrieben," entgegnete Apollonia mit einem Seufzer, „doch weiß ich leider, daß es ihm nicht wohlgehen kann, da er sich doch mit allen seinen Gefährten, den würdigen Lehrern an der Stiftsschule in Grätz, in traurigen Verhältnissen befindet. Der jugendliche Erzherzog eifert gegen die Protestanten in seinem Staate und hat fest beschlossen, sie darin nicht zu dulden. Johannes klagt nicht gern in seinen Briefen, darum schweigt er jetzt wohl gänzlich, bis Gott bessere Zeiten gibt und er mir, seiner treuesten Freundin, Gutes mitzutheilen hat."

„Ich habe Nachricht von ihm, wenn auch nicht auf direktem Wege," sagte Besold nach einer kurzen Pause, — „und lassen Sie mich offen sein, werthe Frau Wellinger, ich bin eben zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen Rücksprache zum Besten meines

Jugendfreundes zu nehmen, mit dem ich es vom Herzen gut meine."

Die Wange der Matrone röthete sich und ihr geistvolles Auge blickte mit einem eigenen Ausdruck von Wohlwollen und Achtsamkeit zu dem Gaste empor.

„Reden Sie, mein werther Herr Gerichtschreiber," sagte sie eifrig, „reden Sie, und glauben Sie, daß ich alles thun werde, was Sie zum Besten meines theuern Sohnes etwa von mir verlangen und erwarten können."

„Sie können und sollen nur Eines thun, meine werthe Frau Wellinger — warnen! Johannes schwebt in großer Gefahr, die er sich selbst durch Unvorsichtigkeit bereitet. Die Zeiten sind von der Art, daß man sich hüten muß, die Machthaber zu reizen, und dieß sind in unserm Lande die Geistlichen."

„Auch wohl in andern Ländern," warf Heinrich Kepler dazwischen. „Fragt einmal, wer der beste Rathgeber des mächtigen Erzherzogs Mathias ist, der gegenwärtig in Ungarn gegen die Türken kämpft und in kurzem König von Ungarn und vielleicht, eh' wir's uns versehen, Kaiser sein wird. Ein Geistlicher! Herr Domprobst Klesl. In Bayern haben es die Jesuiten dahin gebracht, daß der Churfürst Wilhelm seinem Sohne Maximilian, den sie erzogen, die Re-

gierung abgetreten, in Steiermark sind sie offenkundig Räthe und Minister. Der Kardinal Dietrichstein spielt keine kleine Rolle bei des Kaisers Majestät, obschon da die Herren Goldmacher noch mehr zu sagen haben, aber" —

„Die katholische Geistlichkeit ist immer noch weniger zu fürchten, als die protestantische," sagte Besold, „und diese hat sich Magister Johannes zum Feinde gemacht, und verfeindet sie sich mit jedem Tage mehr. — Er ist es, welcher auf die Einführung des neuen gregorianischen Kalenders dringt, und behauptet, daß durch dieselbe erst Ordnung in die christliche Zeitrechnung gebracht werden müsse. Er macht überall und immer wieder in seinen Schriften den Versuch, die Bibel mit seinen und des Kopernikus Entdeckungen im Gebiet der Astronomie in Einklang zu bringen, und ist dreist genug, es auszusprechen; die Bibel sei kein Lehrbuch der Physik, sondern der Moral. Das ginge nun alles ebenfalls noch an, solange er sich in einem andern Lande als Schwaben befindet. Die gelehrten Jesuiten Harewart, Cysetus und Fickler unterstützen ihn und stehen auf seiner Seite; hier aber in Schwaben erhebt sich ein Ungewitter, das sehr zu fürchten sein dürfte, über seinem Haupte. — Herr Mästlin der Jüngere, ein Vetter des Diakonus

Mästlin in Weil, ist auch ein getreuer Anhänger des kopernikanischen Systems, er muß aber dennoch seine Universitätsvorträge nach dem ptolomäischen halten und hat auf Verlangen der höheren Geistlichkeit sogar gegen die Einführung des neuen Kalenders schreiben müssen. — Es geht einmal nicht anders, den Strom kann ein Einzelner nicht aufhalten und zum Zurückgehen zwingen. Es ist schon genug, wenn es ihm gelingt, gegen denselben sich selbst schwimmend durchzukämpfen. — Kepler wünscht eine Stellung an der Universität in Tübingen, und thut alle möglichen Schritte, sie zu erhalten. — Geschieht dieß, so ist er verloren; schwerlich könnte ihn seine Gelehrsamkeit vor dem Schicksal schützen, das Kalvin in Genf dem Savonarola bereitete; denn ich kenne ihn und weiß, daß er da, wo er für die Wahrheit zu kämpfen meint, nicht nachgeben würde, um sein Leben durch Widerruf zu retten. Warnen Sie ihn daher, werthe Frau Wellinger, auch ich habe es bereits gethan, ein Wort aus Ihrem Munde wird aber größeres Gewicht haben."

Apollonia hatte schweigend zugehört; als Besold schwieg, erhob sie ihre thränenfeuchten Augen und blickte ihn liebevoll an. „Sie sind ein guter und getreuer Freund, mein werther Herr Gerichtschreiber," sagte sie sanft, „und Gott lohne Ihnen die Liebe, die

Sie meinem Johannes erzeigen. Armer Johannes! Die katholische Geistlichkeit verfolgt ihn wegen seines Glaubens, und die protestantische verfolgt ihn noch mehr, sie, die ihn schützen, erheben sollte. — Was hat er nur gethan, um beide streitenden Parteien zu Feinden zu haben? Er, der Gütige, Sanfte, Weise, der niemals jemandem heftig widerspricht, der nur mit Gründen seine eigene Meinung vertheidigt und liebevoll allen Parteien Gerechtigkeit widerfahren läßt und überall zum Frieden rathet."

„Er hat sich eben zu keiner Partei gehalten, und ist seinen eigenen Weg gegangen. In Zeiten wie der jetzigen, wo die ganze Menschheit in feindliche Lager zerfällt, gilt von beiden Seiten der Grundsatz: wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Kepler sollte sich fest an eine Partei halten, ihre Lehrsätze ungeprüft unterschreiben und die Wahrheit, welche er sucht, für sich allein behalten. Er sollte wie Kopernikus seine Weisheit erst nach seinem Tode der Welt bekannt machen; wer heißt ihn, sein eigenes Glück und Fortkommen der Wahrheit zum Opfer bringen?"

„Sein eigenes Herz," entgegnete Apollonia sanft. „Solche Menschen, wie mein Johannes, sind die Lichter am Himmel der Menschheit, und ob sie leuch-

tend sich selbst und ihr Glück verzehren, sie erfüllen den Beruf, den Gott ihnen gab. — Huß und Luther, Savonarola und Wiklef, und in alten Zeiten die Griechen Sokrates und Aristides, waren Männer, wie mein Johannes. Ja der Heiland selbst, der eingeborne Sohn Gottes, litt und starb für die Wahrheit. — Ich will den Sohn meines Herzens zur Vorsicht ermahnen, aber ich bin stolz auf seinen edlen Freimuth und auf sein festes Ausharren."

Besold lächelte. „Frauen sind leicht zu exaltiren," meinte er, „aber, werthe Frau Wellinger, wenn nun der Mann, den Sie mütterlich lieben, wegen seines Freimuthes zu Kerker und Folter, ja zum Feuertode verdammt würde, was bei seiner ganzen Art gar nicht unmöglich ist, sofern er in einem Lande, wie dieß Schwaben, lebte, was würden Sie dann sagen?"

„Ich werde Gott bitten, das Opfer meines Lebens für das seine hinzunehmen," entgegnete sie mit seltsam glänzenden Augen, „auch werde ich ihn warnen, glauben Sie mir das, mein werther Herr Besold, soviel Vorsicht, als es sich mit seiner Ehre und seinem Freimuth verträgt, wird mein herzlieber Johannes auch sicherlich anwenden."

„Schreiben Sie ihm vor allen Dingen, daß er

unter keiner Bedingung Lehrer an einer schwäbischen Universität werde. Hier ist keine Luft, die er athmen kann, und besser immer noch wird Kepler der Gelehrte, mit den Jesuiten als mit den protestantischen Zeloten fertig werden. Zudem kämpft sich's leichter gegen Feinde, als gegen Freunde, und die Welt ist ja so groß, und der Schulen der Weisheit, in denen er das Licht seines trefflichen Geistes leuchten lassen kann, sind so viele. Es wäre für ihn ein Glück, wenn er an einer der Universitäten Englands wirken könnte oder in Frankreich, wo die Monarchen in ihrem Interesse oder aus eigener Neigung den Protestantismus begünstigen, ohne sich an die augsburgische Konfession und die Konkordienformel zu binden." —

Heinrich Kepler hatte diesem Gespräch eine Zeitlang schweigend mit übereinander geschlagenen Armen zugehört. „Ich dächte," sagte er dann, „einem Mann, wie meinem gelehrten Bruder, könnte es nirgend in der Welt fehlen, versteht er doch in den Sternen die Zukunft zu lesen, Gold aus Blei zu machen und den Trank zu brauen, der das Leben verlängert. 's ist in unserer Familie ein eigen Ding, daß soviel Gelehrsamkeit darinnen ist. Muhme Apollonia ist eine kluge Frau, die Dinge versteht,

welche sonst keiner weiß. Mein Bruder, den sie erzogen hat, ist ein Sterndeuter, und meine Mutter hat auch so ihre Verkehrschaften mit allerlei zwischen Himmel und Erde. Der prophezei' ich, ohne justament in den Sternen lesen zu können, noch einen schönen rothen Mantel, wie ihn die Muhme Streicherin getragen. — Na, hübsche Sippschaft — na, nichts für ungut, Muhme, werd' ich nun bald zu meinem Großohm gehen können, oder habt Ihr Eure Vorbereitungen dazu noch nicht gehörig gemacht?"

„Ich hindere Euch nicht, zu Euerm Ohm zu gehen," entgegnete Apollonia, „jetzt wird er Euch auch sicherlich gern sprechen, denn in der Nachmittagsstunde, wenn er seinen Wein getrunken, ist er meistens sehr heiter und sieht einen Besuch gern, nur laßt mich anfragen, ob er Euch sprechen will"—

„Lieber nicht," sagte Heinrich lachend, „ich denk' mich am besten selbst vorzustellen, er ist ja wohl wie sonst in der großen Stube, wo seine verschlossene Truhe steht?"

Er ergriff bei diesen Worten seinen Hut, pfiff leise vor sich hin und verließ das Zimmer.

„Dieser Mann hat eben nicht viel, das an seinen sanften und gütigen Bruder erinnert," meinte Besold ihm nachblickend.

„Es ist ein rauher Charakter," sagte Apollonia, „doch steht zu hoffen, daß das Leben in ruhigen bürgerlichen Verhältnissen ihn sänftigen werde. Katharina Kepler mag sich wohl gar sehr gefreut haben, diesen Sohn, auf den sie stets so große Stücke hielt, nun wieder in der Heimat zu sehen."

„Die Freude ist eben nicht allzugroß gewesen," sagte Mathias Wellinger, „wenigstens hat sie nicht allzulange gedauert, denn Mutter und Sohn hatten sich schon stark veruneinigt, als ich sie bei einander sah. — Er hat aus Ungarn eine Frau mitgebracht, die sicherlich zwanzig Jahre älter ist als er, und einen Haufen Stiefkinder, vielleicht auch ein Paar eigene darunter. Die Frau mag einmal hübsch genug gewesen sein, noch jetzt, wenn sie sich ausstaffirt, sieht sie jung und zierlich aus. Sie hat sicherlich die Welt gesehen, und gar mancherlei Schicksale und Fahrten durchgemacht; denn von welchem Lande man auch spricht, da ist sie schon gewesen."

„Gott gebe der armen Katharina, daß ihre Schwiegertochter ihr kindliche Ehrerbietung bezeige," meinte Apollonia.

„Den Jahren nach könnte sie ihr eher schwesterliche Freundschaft bezeigen," sagte Wellinger lachend, „'s ist sogar möglich, daß die Tochter älter ist als

die Mutter, obschon die Dame Olympia mit ihren schwarzen Haaren und weißen Zähnen, mit ihren glänzenden Kleidern und falschen Edelsteinen allerdings stattlicher aussieht als die schlämpige frühgealterte Katharina.“—

Heinrich Kepler war während dieses Gesprächs durch den Hausgang geschritten, der die Wohnung der wellingerschen Eheleute von der des alten Guldenmann trennte. Vor der eichenen Bogenthür, die zu der ihm aus der Kinderzeit wohlbekannten Halle führte, stand er einen Moment still, und ließ die Hand auf dem Thürschloß ruhen, ohne zu öffnen.

„Na, nun gib mir süße Worte, Teufel, dem ich diene,“ sagte er und blickte in die Finsterniß, die ihn umgab, „gib mir die Macht zu schmeicheln und zu heucheln, damit ich den Alten da drinnen bewege, mir von seinen alten Gulden und Pfennigen soviel zu geben, als ich haben muß.“

Leise drückte er dann die Thür auf und stand in dem wohlerhellten freundlichen Gemach, wo der Greis noch immer am Kamine saß.

Jetzt aber hatte er das weiße Haupt über den Tisch gebeugt und zeichnete beim Scheine einer Lampe, die an drei zierlichen Ketten am Balken befestigt war, so daß ihr volles Licht auf seine Arbeit fiel.

„Ich sag' Dir, Mathias, es muß gehen und wird gehen," sagte er, als Heinrich eintrat, dem er auf seinem Sitze den Rücken wendete. „Sieh nur, diese Linien lassen sich auch im härtesten Holz ganz gut herausarbeiten."

„Guten Abend, Ohm!" sagte Heinrich mit seiner tiefen Stimme, „es ist nicht Euer Gehilfe, mit dem Ihr sprecht, sondern Euer Neffe und Diener Heinrich Kepler, der aus fernen Landen heimgekehrt, Euch aufzusuchen und nach Euerm Befinden zu sehen kommt."

Der Greis drehte sich rasch um, und ließ das volle Licht der Lampe auf das Gesicht des Eintretenden fallen.

„Nun sei herzlich gegrüßt, Neffe," sagte er und bot ihm die schlanke, verwelkte Hand, „sei gegrüßt, Sohn meines Bruderkindes, und möge es Dir in der Heimat gefallen, die Du so leichtsinnig verlassen hast."

„Es muß jeder seine Erfahrungen für sich machen, Herr Ohm," entgegnete Heinrich, „und ich denke, ich habe in Ungarn Gelegenheit genug gehabt, mir die tollen Hörner abzulaufen. — Ich habe auch Erfahungen in der Fremde gemacht, mehr als mancher andere und mir ein Weib geholt. Ich werde nun Gutes thun, verlaßt Euch darauf, ein Ehemann und

Familienvater hat anderes zu bedenken, als ein lediger Mensch."

„Nun das freut mich zu hören, Heinrich, thu' besonders Deiner Mutter Gutes, sie pflegte sehr über Dich zu klagen, als Du noch bei ihr warst, und doch hat sie soviel um Dich geweint und gejammert, da Du sie verlassen, sie liebt Dich bei Gott von allen Deinen Geschwistern am meisten."

Heinrich Kepler zuckte die Achseln. „Ohm," sagte er, „ich sollte doch denken, Ihr oder keiner müßtet meine Mutter kennen. Mit der zu leben, ist nicht Menschen möglich, das wißt Ihr, das wissen alle meine Geschwister, das wußte mein Vater, den sie wie mich in die weite Welt getrieben hat. – Ich komme darum auch zu Euch, auf Euch hab' ich mein Zutrauen gesetzt, Ihr werdet mir auch beistehen. Ihr seid ein alter Mann, Ihr seid ein reicher Mann, die Kinder meiner Mutter sind Eure einzigen Erben, sind wir doch sogut wie Eure Enkel, da Ihr keine Kinder habt, die Euch näher stünden als meine Mutter. Mein Großvater ist arm verstorben, seine Wirthschaft in Eltingen war verschuldet, und der Verkauf, den Mathias Wellinger besorgte im Auftrage meines gelehrten Herrn Bruders, hat nur knapp die Gläubiger befriedigt. Ich hab' allerlei versucht, um durch die Welt zu

kommen. Ich bin Schreiber gewesen und Gastwirth und Zahndoktor und endlich Soldat — als alles andere mißglückte Im ungarischen Kriege unter den Fahnen des Erzherzogs Mathias ist mir's am besten gegangen. Ich stand im Regiment des tapfern Herrn von Lobkowic und habe Gelegenheit gefunden, Beute zu machen, und habe gut gelebt mitten im Lärm des Krieges.

„Dort fand ich auch meine Frau, eine schöne und vornehme Spanierin, die Witwe eines tapfern Kapitäns, Donna Olympia Gonsalva.

„Hört, werther Oheim, ich fand die Dame in glänzenden Verhältnissen, ich mußte sie für sehr reich halten, auch ich hatte damals nicht Mangel an Geld — wir wurden getraut, — vor der Trommel durch den Feldpater; Donna Olympia hatte mich als Ehrenräuber und Verführer bei meinem Obristen dem Herrn von Lobkowic verklagt, und ich mußte ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch that ich's mit Freuden, die Dame war, obwohl nicht allzujung mehr, doch schön, sehr schön, auch hielt ich sie für reich und mein Glück durch sie für begründet. — Im letzten aber hatte ich mich geirrt. Olympia hatte schöne Kleider von Sammt und Atlas mit Gold und Perlen gestickt, aber sie hatte auch vier Kinder und das fünfte ließ nicht lange auf sich warten. Sie

hatte vom Verkauf ihrer Edelsteine als Witwe gelebt und erwartete nun von mir Geld und Gut. — Solange es ging, lebten wir von dem Gelde, das ich erbeutet. Das war eine gute Zeit, doch dauerte sie nicht lange; dann kam so manches — hm! Ohm! ich hatte viel Unglück, ich hab' schlimme, schlimme Dinge erlebt, sehr schlimme Dinge, ich ging von meinem Regimente ab, als der Erzherzog einen siebenjährigen Waffenstillstand mit den Türken schloß. Hier bin ich nun, Frau und Kinder erwarten von mir ein gutes Leben, sie sind daran eben gewöhnt. Ihr seid ein reicher Mann, wir sind Eure Erben, gebt uns bei Leibesleben das, was wir nach wenigen Jahren doch bekommen würden, und wir wollen Euch dankbar sein, werden Euch auch mehr Ehre machen als diese Wellingers, die nun schon so viele Jahre vom Eurigen zehren, das im Grunde doch das unsrige ist."

Der alte Guldenmann hatte den dreisten Sprecher ausreden lassen, ihn nur von Zeit zu Zeit von der Seite anschauend. Als Heinrich Kepler nun schwieg, sagte er langsam: „Na, das ist denn doch wenigstens aufrichtig. Da weiß man doch gleich, woran man ist. — Ich soll Dich und die fahrende Dirne, die Du Dir als Weib mitgebracht, hier in mein stilles, ehrliches Bürgerhaus nehmen, soll die Freunde, die mich

seit vielen Jahren pflegen, stützen und erhalten, ausweisen, damit für Euch Landstreicher Platz werde, und soll das, was ich etwa durch ehrenwerthe Arbeit während meines langen Lebens gesammelt habe, Dir noch vor meinem Tode übergeben, damit Du's vor meinen Augen mit einem liederlichen Weibe verthust. — Mit nichten, Neffe Heinrich! Willst Du ein Darlehn von ein Paar hundert Gulden, um ein ehrliches bürgerliches Gewerbe zu beginnen, da wollt' ich schon ein übriges thun und Dir unter die Arme greifen, immer aber nur unter der Bedingung, daß Du Dich zur Rückzahlung an mich oder meine Erben aufs festeste verpflichtetest, und daß Mathias Wellinger, mein Geschäftsführer seit länger als dreißig Jahren, Dich beim Beginn Deiner Niederlassung beaufsichtigte. Du bist der Mann nicht, der mit Geld umzugehen weiß, bist Deines Vaters richtiger Sohn, voll Hoffart und Vergnügungssucht, ohne Lust zur Arbeit und das Spielwerk jeder Dirne, die Lust hat, Dir das Fell über die Ohren zu ziehen. — Geh' Deiner Wege, Heinrich Kepler, der alte Johann Guldenmann ist der eitle Narr und undankbare Schuft nicht, für den Du ihn gehalten."

Der Greis kehrte sich bei diesen Worten von

ihm ab und beschäftigte sich ruhig wieder mit seiner Zeichnung.

Heinrich Kepler schwieg einige Augenblicke, dann legte er die Hand auf die Schulter seines Groß-oheims und sagte höhnisch: „So, das ist also Eure Meinung, ich weiß nun, woran ich mit Euch bin, und das hat auch sein Gutes, Ihr alter Thor! Denkt Ihr etwa, Euer Thun und Treiben sei so geheimniß-voll, daß niemand davon wüßte? Denkt Ihr, die Geistlichkeit würde die Wirthschaft, die Ihr nun schon seit so langen Jahren mit dieser Hexe Apollonia und ihrem blödsinnigen Mann führt, leiden, sobald sich nur einer findet, der ihr ein Licht darüber ansteckt? und daß ich der Eine bin, wenn Ihr mich nicht in meinen natürlichen Forderungen zufriedenstellt, darauf könnt Ihr Euch verlassen, so gewiß, als Apollonia sich auf den Scheiterhaufen verlassen kann, wenn ich dem Diakonus Mästlin sage, was hier vorgeht und nun schon seit Menschengedenken vorgegangen ist."

„Der Narr faselt wohl," sagte der alte Bildschnitzer, als Heinrich Kepler geendet hatte und ihm schweigend, höhnisch in die Augen blickte.

„O ich fasele nicht im geringsten," entgegnete dieser; „ich bin bei gutem vollem Verstande und sehe, was ich sehe, und weiß, was ich weiß.

„Wie, diese Apollonia, die Schülerin einer Hexe, die am Pfahl verbrannt wurde nach Urtheil und Recht, sollte nicht auch eine Hexe sein? Dieß Weib, das Euch alten Mann nun schon so lange am Narrenseil herumzieht, das Eure Verwandten von Euch wegdrängt und Euch noch in Eurem Alter zum buhlerischen verliebten Narren macht, so daß Ihr nur thut, denkt und sagt, was sie will? Dieß Weib, das, obgleich fast fünfzig Jahre alt und mager wie ein Schemen, noch jugendlich aussieht, daß die Leute sie von ferne für ein junges Mädchen halten? Dieß Weib, das den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde Zaubertränke eingibt, so daß alle ihr nachfolgen und auf ihren Ruf hören? Glaubt Ihr etwa, ich sei nur so auf gut Glück hergekommen, als demüthig bittender armer Anverwandter? O mit nichten, Herr Vetter! Von meiner Mutter, von der Zieglerin Leibbrand, von dem Vogt Einhorn und noch von vielen andern rechtschaffenen Leuten, die noch die böse Streicherin gekannt, weiß ich, weß Geistes Kind die Apollonia ist, und was Ihr hier alle mit einander für ein Wesen treibt.

„Ich weiß von meiner Mutter, daß Ihr schon einmal vor langen Jahren sogut wie todt waret, gelähmt an allen Gliedern, und daß die Apollonia mit der Hilfe des Teufels, der in Gestalt eines Juden

und eines Jesuiten zu Euch kam, Euch wieder gesund und lebendig gemacht. Ich weiß alle Eure Kniffe und Praktiken, auch daß in der großen Kiste dort der Teufel steckt, dem Apollonia dient und der Euch auch beisteht. Ihr sollt mich kennenlernen, Ohm Guldenmann, ich will Euch schon dahin bringen, daß Ihr mir Eure Erbschaft bei Leibesleben abtretet, oder ich will machen, daß ich das Erbe durch das Gericht empfange."

Der alte Bildschnitzer hatte sich von seinem Sessel erhoben. Nur zu wohl wußte er, was eine Anklage wie die, mit welcher der liederliche Bursche ihm drohte, zu bedeuten hatte. Er war ein Greis, verständig zwar, gutherzig und nicht ohne Bildung, aber in keiner Beziehung über seiner Zeit stehend. Er selbst hatte in früheren Zeiten oft ängstliche und mißtrauische Gedanken über Apollonia gehabt, aber ihre sich stets gleichbleibende Güte, ihr sanfter Sinn, ihr Fleiß und ihre tausendfachen häuslichen Tugenden hatten all sein Mißtrauen überwunden. Er liebte die Frau, die er seit ihrer traurigen Kindheit kannte, und deren hohe Tugend das Glück seines Hauses geschaffen hatte, mit väterlicher Zärtlichkeit, und dennoch wirkte die furchtbare Beschuldigung schrecklich auf seine Seele.

Wie eine Eislast, die an der Spitze eines Gletschers Jahre lang drohend über einer grünenden blühenden Alm hängt, so hatte der Argwohn, daß Apollonia von ihrer schrecklichen Erzieherin jene so verrufenen Zauberkünste erlernt, über der Seele des alten Bildschnitzers gehangen. Die Beschuldigung Heinrich Kepler's war ausreichend, das Gleichgewicht in der Seele des Greises zu stören. „Die Loni, heiliger Gott, die Loni eine Hexe," schrie er und griff mit zitternden Händen nach seinem grauen Haupte. „Was hast Du für Beweise dafür, Mensch! was hat sie gethan, daß irgendwer sie für eine Hexe hält?"

Hm, Ohm! da ließe sich viel anführen," entgegnete Heinrich — „oder wie? solltet Ihr selbst nicht schon mehr als einmal gemerkt haben, welche Künste sie treibt? Könnt Ihr die Hand aufs Herz legen und bei Euerer ewigen Seligkeit schwören, daß die Frau Wellinger stets gewesen ist wie jede andere ehrliche Frau? Zudem fragt alle Nachbarn in ganz Magstatt, ja fragt in ganz Weil, was man von ihr hält, Ihr werdet eine Antwort aus aller Munde empfangen."

Johann Guldenmann schwieg und rang die Hände. In seiner Seele kämpfte der furchtbare Verdacht, der stets neben seiner Liebe für die unglückliche Frau gewurzelt hatte, mit dieser so verdienten,

so rechtmäßigen Liebe. Ja diese Liebe selbst stand als Zeuge wider die Aermste auf, als Heinrich Kepler hämisch sagte: „Und ist es Euch denn nie in den Sinn gekommen, Oheim Guldenmann, daß die Apollonia Euch, Euch selbst am meisten mit ihren Zauberkünsten geschadet, daß sie Euch durch einen Trank oder einen andern bösen Zauber verhext und gezwungen habe, sie und ihren einfältigen Mann allen Euern Verwandten und sonstigen Freunden vorzuziehen?"

Zitternd, mit gefalteten Händen und mit schwerem Herzen stand der Greis vor seinem boshaften Neffen und sagte leise: „O Gott erbarme sich meiner, ich habe wohl manchmal schon so etwas gefürchtet. Möge der Herr meiner unsterblichen Seele gnädig sein, wenn ich in den Schlingen einer Unholdin mein Leben zugebracht und diese wie eine Tochter geliebt habe."

„Ja! denkt an Euer Seelenheil, denkt an das künftige Leben, Ohm," entgegnete Heinrich, „das ist das nothwendigste in solchen Fällen, die leider jetzt nur zu oft vorkommen, ich aber will Euch als guter Verwandter beistehen und mit jemandem reden, der geeignet ist, Euch Rath über Euer Seelenheil zu geben."

„Wen meinst Du, Heinrich? um des gebenedei-

ten Heilands willen, welches Elend willst Du mir armem alten Mann bereiten?" fragte der Greis zitternd.

„Ich denke mit Euerm Beichtvater zu sprechen, mit dem würdigen Herrn Diakonus Mästlin, der Euch und die Loni und die Streicherin nun schon eine ziemliche Zeit kennt. Wenn Ihr in Euch geht und die böse Hexe ihrem verdienten Schicksale überläßt, so wird Euch nur Gutes daraus entstehen. Beruhigt Euch, Ohm, Euch kann nichts geschehen, wenn Ihr nur selbst eingesteht, daß Ihr Euch bei allem, was sie that, leidend verhalten, daß Ihr" —

„Sie that mir nichts, nichts als Gutes," jammerte der Alte. „Eine Tochter hätte nicht liebevoller für mich sorgen, mich treuer hegen und pflegen können, als Apollonia. Mein Gut hat sich gemehrt unter ihrer Aufsicht, mein Haus ist ein Haus des Friedens und Glückes gewesen in ihrer Verwahrung, der Knabe Johannes, den sie erzog, ein Weltwunder von Gelehrsamkeit und Kenntniß, aber sie ist nicht wie andere Frauen, sie weiß mehr, als mit rechten Dingen zugeht. Ach, ach! habe ich das doch schon immer gedacht und geahnt in all diesen Jahren, wenn ich einmal so über ihr Thun und Treiben zum Nachdenken kam."

In diesem Augenblick öffnete sich geräuschlos die Thür und Apollonia in ihrer sauberen schwäbischen Tracht trat in die Halle. Sie trug in einer Hand eine brennende Kerze in einem schönen Leuchter von ziselirtem Silber und in der andern ein großes in Pergament gebundenes Buch. Das Licht der Kerze fiel voll auf ihre sanften und feinen Gesichtszüge und überstrahlte sie wie mit einem Verklärungsschimmer.

Der Bildschnitzer sowohl, als Heinrich Kepler blickten erstaunt, ja fast erschrocken auf die zarte kleine Frau, deren ganze Persönlichkeit wohlgeeignet war, an jene guten Hausgeister zu erinnern, die da, wo sie wirken, alles Böse entfernen, den Frieden erhalten, den Fleiß befördern, die Arbeit verbessern und den häuslichen Segen in jeder Weise mehren.

„Ich komme Euch aus der schönen Chronik vorzulesen, mein herzlieber Meister," sagte sie mit ihrer milden Stimme, und das Wort klang dem alten Bildschnitzer wie die Posaune des Gerichts.

„Loni! Loni," schrie er, seine Hände ihr entgegenstreckend, „o sag's mir, sag's, bist Du eine Hexe und Unholdin? hast Du mir armem alten Manne einen Zaubertrank eingegeben, daß ich nicht anders kann, als Dich so vom Herzensgrund lieben?

Ist es böse Hexerei, daß die Vögel unter dem Himmel und die Thiere auf dem Felde Dir nachfolgen und auf Deinen Ruf hören? Ist's Teufelswerk, daß Deine Arbeit gedeiht und der Segen Dich auf Schritten und Tritten begleitet?"

Apollonia hat Leuchter und Buch auf einen Tisch neben der großen Bettstätte gesetzt, die an der kürzeren Wand der Halle stand.

„Vater! mein lieber Meister! mein theurer, hochverehrter Wohlthäter," sagte sie, und ergriff seine Hand und legte sie sich um den Nacken, da sie zu klein war, um an der großen Gestalt des alten Guldenmann hinauf zu reichen, „so gewiß Gott barmherzig und gnädig ist, so gewiß Ihr selbst" —

Ein heller Schein erleuchtete plötzlich und grell das Zimmer, es zischte und lohte um die Anwesenden, und als sie erschrocken um sich blickten, sahen sie, daß die Flamme der Kerze die Vorhänge der großen Bettstatt ergriffen hatte, die, plötzlich auflodernd, das Feuer auch den Betten und einigen anderen brennbaren Gegenständen in der Nähe mittheilten.

„Rettet die Kiste! zuerst die Kiste, die nicht Euer Eigenthum, die Euerer Rechtschaffenheit nur anvertraut ist!" sagte Apollonia Wellinger mit

großer augenblicklicher Besonnenheit. Heinrich Kepler aber ergriff den Greis und schob mit roher Frechheit die unglückliche Frau den Flammen, die rasch um sich griffen, näher und sagte: „Geht dahin, wohin Ihr gehört, Frau Loni, die Flammen können Euch nicht so sehr fremd sein, da Ihr sie so schön zu entzünden versteht," und stürzte aus der Thür, die er krachend ins Schloß warf, seinen altersschwachen Verwandten hinter sich herziehend.

„Er wird mir's danken," dachte Apollonia, „wenn ich ihm die Kiste rette, auf die er so große Stücke hält, komme auch sonst, was mag, der Familienheiligthum soll nicht verloren gehen." Und so strengte sie alle ihre Kraft an, die Kiste, welche auf Rädern ruhte, der Thüre entgegenzuschieben, aber es war unmöglich, der Inhalt schien unglaublich schwer zu sein, und während die zarte Frau sich in augenscheinlicher Todesgefahr abmühte, den Schatz zu retten, der ihrem Wohlthäter anvertraut worden, sprang das Schloß auf und der Deckel empor. Apollonia warf einen Blick in das Innere, eine weiße Gestalt, schön und zart, ein Marmorbild von unbeschreiblichem Liebreiz lag in dem mächtigen Kasten und neben demselben mehrere Bücher und Pergamentrollen. Sie ergriff, soviel sie davon fassen konnte, und stürzte

aus dem Zimmer, in dem das Feuer mit Macht um sich griff. Eine Minute darauf eilte Heinrich Kepler hinein, blickte auch in den geöffneten Kasten und fuhr schaudernd zurück. „Ein Teufel, der Teufel, den dieß abscheuliche Weib verehrt," schrie er außer sich, „und daneben ihre abscheulichen Zauberbücher; aber sie sollen nicht verbrennen," setzte er nach einigen Momenten hinzu, „der Teufel hat mich doch mit Haut und Haar, ich bin sein eigen mit Leib und Seele, durch diese Bücher kann ich ihn vielleicht zwingen, mir während meines Erdenlebens zu dienen." Er griff in die Truhe, obgleich es ihn sichtlich Ueberwindung kostete, und langte ein Paar Folianten aus derselben hervor, mit denen er eilig entfliehen wollte; aber im nämlichen Augenblick erschien Apollonia mit Wassereimern, unter deren Last sie keuchte, der Knecht des Hauses, der Gerichtschreiber Besold, Mathias Wellinger und seine zwei Lehrlinge folgten ihr, ebenfalls mit Wassergefäßen.

„Dieß hier, Herr Besold, dieß helft mir retten, es ist ein Schatz von namenlosem Werthe, der Ehre und Treue meines Wohlthäters schon seit Jahren anvertraut," sagte sie eifrig, indem sie den Deckel der Kiste schloß und dieselbe mit Wasser so reichlich

tränkte, als ihr möglich erschien, ohne den Inhalt zu benetzen.

Dann griffen die Männer an und in wenigen Minuten war die kostbare Kiste von den unter ihrer Last keuchenden hinaus in den Hof getragen.

„Versuchen wir nun dem Feuer Einhalt zu thun, werthe Frau Wellinger,“ sagte Besold, und alle eilten, sich der Handspritzen zu bemächtigen, in kurzem fanden sich auch die Nachbarn helfend ein, und die vereinte Kraft aller ward des Feuers Herr, ehe es noch Zeit gefunden hatte, in einen anderen weniger festen Theil des Hauses zu dringen. Als alles Brennbare in der alten Halle in Asche verwandelt, war auch das Feuer erloschen und bald herrschte wieder Ruhe und Ordnung in dem Hause des alten Bildschnitzers.

Dieser aber lag zum Tode erschreckt in Apolloniens kleiner Schlafstube und auf dem saubern Bette seiner vieljährigen Pflegerin. Sie ging wie gewöhnlich in stiller Thätigkeit ab und zu, mischte ihm einen beruhigenden Trank, lockerte ihm die Kissen und legte sie ihm, wie er es gern hatte, wärmte ihm die erkalteten Füße mit erhitzten Steinen und rieb seine Schläfen mit Essig, und die Sichel des abnehmenden Mondes schaute still in den stillen Raum und die Thränen Apolloniens fielen, als der Morgen im Osten

seinen Purpursaum an den azurblauen Mantel der Winternacht heftete, weich und warm auf die kalte Stirn des Greises, dessen mattglimmenden Lebensdocht Schreck, Furcht und Reue plötzlich durchrissen hatten.

„Gott segne Dich, meine Tochter, Gott verzeih' mir meine Sünde gegen Dich, Du treue, liebe Seele — Grüß auch den Johannes!" das waren die letzten Worte des Sterbenden gewesen, und Apollonia bewahrte sie in ihrem Herzen und schrieb noch am Todestage an den, dessen Name der letzte Laut ihres scheidenden Wohlthäters gewesen. —

Neunzehntes Kapitel.

Magister Kepler war nach kurzem Aufenthalt in dem freundlichen Dorfe, wo unsere Erzählung ihn verlassen, durch ein Schreiben seines mächtigen Verwandten Johannes Fickler zur Rückkehr nach Grätz aufgefordert worden.

„Kommt, mein werther Vetter," lautete der Brief, der den Astronomen nicht wenig in Erstaunen setzte, „kommt in Gottes Namen in unsere jetzt beruhigte Residenz zurück. Es ist zwar unmöglich, Euch Euer Lehramt wiederzugeben, da unseres Erzherzogs Durch-

laucht durchaus nur Lehrer an Ihren gelehrten Anstalten sehen will, welche getreue Glieder der heiligen Kirche sind. Etwas aber wird aus dem Besitzthume Eurer Gattin wohl zu retten sein, wenn Ihr die rechten Mittel gebraucht, und dieß etwas wird hinreichen, Euch die Möglichkeit zu sichern, für Eure erhabene Wissenschaft zu arbeiten. Ein Mann wie Ihr sollte vor allem die Muße besitzen, seinem Studium zu leben, und wenn Ihr nur wolltet, wenn Ihr Euer eigenes Bestes nur beachten möchtet, könnte es Euch nie und nirgend fehlen. Kommt, werther Magister, nehmt Eure Arbeiten mit voller Muße zur Hand und verwendet auf dieselben Eure ganze herrliche Geisteskraft. Fürchtet nicht die Angriffe finsterer Zeloten, sondern glaubt, daß die Kirche, in deren Schooß alle göttliche Weisheit ruht, auch die schöne menschliche Wissenschaft zu schützen und zu schätzen weiß, welche Ihr der erstaunten Nachwelt zu übergeben, von Gott und seinen Heiligen bestimmt seid. Kommt, Magister, fürchtet nichts, Euch und den Euren wird, solange Ihr nur Euch eines ruhigen und bescheidenen Betragens befleißigt, solange Ihr selbst den Streit nicht sucht, kein Haar gekrümmt werden, dafür bürgt Euch das Wort Eures Euch liebenden und ehrenden Verwandten Johannes Fickler."

Kepler sowohl, als seine jugendliche Gattin,

mußten es für ein großes Glück halten, daß man ihnen die Erlaubniß gewährte, nach Grätz zurückzukehren.

Barbara's Zustand forderte Ruhe und außerdem konnten sie nur in Grätz hoffen, wenigstens einen Theil des Vermögens, das ihr gehörte und das meistens in Häusern und Ländereien bestand, zu retten.

Kepler hatte, von der Nothwendigkeit gedrängt, demüthig um die Erlaubniß zur Rückkehr in einem Briefe an den Erzherzog Ferdinand gebeten, diese Zeilen des Pater Johannes konnten aber nicht die Antwort auf seine Eingabe sein, sie waren das Werk der Theilnahme seines Verwandten, und freudig rüsteten die Flüchtlinge sich zur Heimkehr.

Barbara machte ihrem Gatten den Vorschlag, jetzt, da er im Stift keine Amtswohnung mehr in Anspruch nehmen könne, eines ihrer Häuser zu beziehen, das durch die Auswanderung eines protestantischen Adeligen, der wegen seines Glaubens im Anfange der Regierung Ferdinand's auf Kepler's Rath nach Würtemberg gegangen war, leer geworden, und nach einer Abwesenheit von wenigen Wochen langte die Familie vor der Thür desselben an.

Schon während des Weges hatte die junge Frau über heftige Schmerzen geklagt, deren Größe mehr

ihr Erbleichen und Zittern als ihre Worte dem Gatten verriethen.

Es war rauh geworden und ein schneidender Wind hatte um die Häupter der armen Reisenden gepfiffen und Kepler begrüßte das Dach, das ihn und sein Weib und das Kind empfing, mit Dankbarkeit gegen Gott.

Er stieg die Treppe hinauf und zündete eine Kerze an, die er vorsorglich im ersten Laden, an dem sie vorbeigingen, gekauft und ging von Zimmer zu Zimmer, den wohnlichsten Raum für sein armes Weib auszusuchen. Sein Geldvorrath war fast ganz erschöpft, seine Geräthe und Mobilien standen noch in der Stiftswohnung und die Zeit drängte. Barbara konnte nicht allein gelassen werden, denn es schien, daß ihre Stunde gekommen sei.

Mit zitternder Hand entzündete der Gelehrte in einem Zimmer, wo eine leere Bettstatt zurückgelassen worden war, ein Feuer in dem auf vier hohen Holzfüßen ruhenden Ofen, führte dann sein zitterndes Weib dorthin und machte ihr ein Lager aus seinem und ihrem Mantel. Die Kleine aber legte er, in jedes entbehrliche Kleidungsstück eingewickelt, zu Füßen der Mutter nieder und sagte nun, er wolle gehen und Hilfe holen.

Aber Barbara streckte weinend die Arme nach ihm aus und hielt ihn fest. „Verlaß mich nicht, o um des lieben Herrgotts willen, verlaß mich jetzt nicht, Johannes," sagte sie flehend. „Solange ich Dich sehe, solange ich Deine Hand halten kann, kommt alles Leid mir erträglich vor; müßte ich aber allein sein in dieser Noth, allein — ohne eines von allen den Dingen, die mich umgaben, als ich mein erstes Kind in stattlichen Lebensverhältnissen zur Welt brachte, so würde ich verzagen und verzweifeln. Dein Gesicht ersetzt mir alles, und wenn Du Dich lächelnd zu mir beugst und mir sagst: Vertrau' auf Gott, mein Weib, dann hab' ich Muth und Freudigkeit."

Durch die Bogenfenster schaute der Mond in das öde Gemach. Betend kniete Johannes am Schmerzenlager seines Weibes.

Das Kind schlief ruhig, das Feuer verlosch und nach einem kurzen Kampfe legte Barbara einen Knaben in die Vaterarme ihres Gatten, der Mutter und Kind mit tiefer Rührung an sein Herz drückte.

„Gott ist bei uns, mein theures Weib," flüsterte er der Ermatteten zu, „seine Vorsorge, seine Liebe ist bei denen, die derselben bedürfen, er schaut mit Vaterauge auf Dich und diesen Deinen Neugebornen,

schlumm're jetzt, ich werde Deinen, werde Euern Schlaf bewachen."

Liebevoll bedeckte er die weinende Wöchnerin mit dem Zipfel des Mantels.

„Gott segne Dich, Johannes," sagte sie, seine Hand an ihre Lippen ziehend, „ich bin müde und werde ganz gewiß sanft schlafen, wenn dieß mein herziges Knäblein mir Ruhe läßt; ach es fehlt ihm an allem, an allem, was es bedarf, möchte die Mutterbrust genügen, es zufrieden zu stellen!"

„Barbara, mein Weib," sagte Kepler, ihre Hände in die seinen legend, „der Heiland der Welt ward bei seiner Geburt in eine Krippe gelegt, und Joseph und Maria waren auch Reisende, da er, dem Himmel und Erde dienstbar sind, als ein armes nacktes Kindlein das Licht der Welt erblickte."

„Ach, Johannes," entgegnete sie geduldig, „der Herr ward in einem Stalle geboren, da gab es Stroh in Fülle und das ist warm, mich aber friert und mein Knäblein friert auch, obgleich ich es an meinem Herzen erwärme."

Magister Kepler trat, ohne ein Wort zu erwiedern, vor die Oeffnung des mächtigen Ofens, nahm die Manuskripte, die ihn auf seiner Flucht begleitet hatten, und die hölzernen, von ihm selbst so sorgsam

gearbeiteten Instrumente aus dem Felleisen, das er auf dem ganzen Wege getragen hatte, und warf, eins nach dem andern, Papiere und Instrumente auf die noch glimmenden Kohlen. Das Feuer zuckte von neuem empor und leckte an den Schriften, den Arbeiten so vieler Tage des Gelehrten.

„Für Weib und Kind," flüsterte er leise, und blies auf die Flamme, und langsam zerfiel zu Asche, was seinen Geist so lange und so angestrengt beschäftigt hatte.

Barbara achtete nicht darauf, sie erfreute sich der Glut, die mild wärmend zu ihren erstarrten Gliedern drang, und der Schlaf legte freundlich seinen duftigen Mantel über ihre Seele; auch die Kinder schliefen, und der Gelehrte stand allein am Fenster des ungemüthlichen Zimmers und schaute erst hinaus in die nächtlich stille Straße, dann aber, allmälig unwiderstehlich angezogen, empor zum Nachthimmel, der in seiner heiterer Bläue auf dem kleinen, für Johannes von seinem Platze sichtbaren Fleck das Sternbild der Kassiopeia deutlich in schimmernder Klarheit zeigte. Seltsam! Kepler traute seinem Auge nicht, aber es schien ihm, als ob zwischen den Sternen, die dasselbe bilden, ein neuer aufgeglänzt sei, und je fester der beobachtende Gelehrte dieß Wunder anstaunte, desto deutlicher ward es seinen Augen. Hell und klar

glänzte der wunderbare Fremdling, ein Komet vielleicht, oder — nein, ein Komet war es nicht, es war ein Stern, der dort immer als ein für das bloße Auge kaum erkennbares Lichtpünktchen gestanden hatte, nur hatte seine Lichtstärke in ganz auffallender wunderbarer Weise zugenommen.

Was war das? näherte sich dieser ferne Weltkörper, der seit Jahrtausenden dort gestanden, dem Erdball plötzlich, oder flammte er in seiner Ferne jetzt in so hellem Lichte auf vielleicht, am Ende seiner ihm von Gott dem Herrn bestimmten Existenz in eigenem Feuer sich verzehrend. — Ein Weltenbrand, das Ende aller Dinge für Millionen Geschöpfe, die Bewohner jener flammenden Kugel! Eilt das Entsetzen auf den Flügeln der Windsbraut, welche die Flamme sich selbst erzeugt, dort nun von Pol zu Pol, dem Untergang voraus; dringt der Todesschrei aller Kreaturen empor zum Himmel, der ihm nur antwortet durch das Sengen seiner Blitze, die sich mit den Flammen vereinen, welche unaufhaltsam dem klaffenden Schooße des sterbenden Weltkörpers entströmen?

Zitternd stützte Johannes seine Stirn an das Kreuz des Fensters. — Er fühlte die Kleinheit seines Ichs neben der Größe seines Gedankens. „Herr der Welt! Großer allmächtiger Gott und Schöpfer!

Hier steh' ich, der Bewohner der kleinen Erdkugel, die Dauer meines Lebens ist ein Moment, die Kraft meines Körpers nicht größer als ein Hauch in Deiner unermeßlichen Schöpfung, und doch bringt mein schwaches Auge der erzitternden Seele Kunde von den Vorgängen auf Welten, von meinem Wohnorte durch Räume getrennt, deren Größe kein irdisches Maß messen kann, und mein Geist ist fähig Schlüsse zu machen und ahnungsvoll Deinen ewigen Bestimmungen über das, was sich dort begeben mag zu folgen."

Ein Gefühl des Triumphs, das Bewußtsein seiner Menschenwürde und ihres unzerstörbaren Zusammenhanges mit Gott regte sich freudig in der Brust des Gelehrten. Keine Spur von Furcht vor der nächsten Zukunft hatte neben demselben Platz, er fühlte die Liebe für Weib und Kind, die ihn noch vor Augenblicken mit schweren Sorgen erfüllt hatte, nur noch als eine Zugabe zu seinem menschlichen Glück. „Es wird kommen, o Herr, auch mit ihnen, wie Du es beschlossen," flüsterte er, die Hände zum Gebete faltend, „die Leiden dieser Erde dauern nur einen kurzen Augenblick, und der Tod, wäre es auch der schmerzlichste, vor dem die irdische Natur sich instinktmäßig krümmt, ist kein Uebel, weil er eine Noth-

wendigkeit und der Uebergang vom Glauben zum Schauen Deiner Herrlichkeit ist."

In dieser nämlichen Nacht und fast im gleichen Augenblick stand auf einer zur Sternwarte eingerichteten Dachkammer im Gebäude des Jesuitenkollegiums auch Pater Johannes Fickler, und beobachtete mit Hilfe eines für seine Zeit trefflichen Glases den Himmel, und bemerkte erstaunt den neu auflodernden Stern.

Er zog die Glocke, die den auf dem Observatorium befindlichen Geistlichen in Stand setzte, den in ihren Zimmern Weilenden ein Zeichen zu geben, daß dort oben ihre Gegenwart gewünscht würde, und nach wenigen Augenblicken erschien sein gewöhnlicher Gefährte bei seinen astronomischen Arbeiten, Pater Johann Cysetus, und beide betrachteten das Wunder und theilten sich ihre Gedanken darüber mit.

„Wird das Bedeutung haben für die Vorfälle auf Erden?" sagte Pater Cysetus nicht ohne einige Zeichen der Furcht, „wir leben in schweren Zeiten, mein Herr Confrater und täglich geschieht neues, was die Seele mit Zagen erfüllen könnte."

„Ich weiß nicht, mein Freund," entgegnete Fickler ernst. „Viele Gelehrten wollen den Einfluß der Gestirne auf die irdischen Begebenheiten gänzlich

läugnen, und zu diesen gehört auch der Mann, für den mein Herz sich so warm interessirt, daß ich mir oft selbst schon einen Vorwurf deßhalb gemacht habe, da er ein Ketzer ist — ich meine den Magister Kepler, dessen Rückkehr nach Grätz ich heute Abend schon erwartet habe. Ich ließ in seiner Wohnung im Stift, wo er doch wahrscheinlich zuerst hingehen wird, alles vorbereiten, damit die Familie dort fände, was sie braucht. Seltsamerweise ist diese Familie die einzige von den Ausgetriebenen, an deren Wohl oder Weh unseres jungen Erzherzogs Durchlaucht lebhaften Antheil nimmt. — Dreimal schon hat er mich gefragt, ob sie noch nicht zurückgekehrt ist, und obgleich er den Mann und seine große Gelehrsamkeit zum Vorwande seines Antheils nimmt, so weiß ich doch, daß derselbe weit mehr der schönen Frau gilt, die ihm Erinnerungen an ein weibliches Wesen erweckt, das durch ein einziges Wort vor Jahren die Richtung seines Charakters bestimmt hat."

„Sie glauben, Pater Fickler, daß die Erscheinung, welche Se. Durchlaucht als Knabe im prager Dom hatte, ein lebendes irdisches Weib gewesen sei? Wir sprachen darüber schon öfter," sagte Cysetus.

„Ich bin dessen gewiß," entgegnete Fickler, „und wohl kenne ich die Dame, die der Allmächtige zum

Werkzeuge machte, das Herz dieses mächtigen und zu Großem bestimmten Fürsten zu gewinnen für den Dienst seiner heiligen Kirche. Die junge Gattin Johannes Kepler's sieht ihr merkwürdig ähnlich und Erzherzog Ferdinand ist des festen Glaubens, daß sowohl sie, als ihr Gatte bestimmt sind, aus dem Brande gerettet zu werden. Es ist ihm fast Herzenssache und das Wort hat bei diesem Charakter eine große Bedeutung, den Magister Kepler und seine Gattin in den Schooß der Kirche zurückzuführen, und auch meine Seele dürstet danach, diesen Mann der Sache Gottes zu gewinnen. Diesen Morgen noch, ehe ich hingehe, den Heimgekehrten aufzusuchen, will ich der heiligen Jungfrau eine Kerze in goldenem Leuchter geloben, damit sie die Gebenedeite mir beistehe, das Herz zu erleuchten, das doch sonst dem Lichte der Wahrheit so zugänglich ist und nur in der wichtigsten Beziehung mit trauriger Festigkeit auf dem Irrthum beharrt."

„Möge Ihr Gelübde angenommen werden und Ihr Bemühen ein gesegnetes sein," sagte Cysetus, „aber, mein Bruder in Christo, meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß es leichter ist, einen Eiferer als solch einen sanften und grübelnden Geist zu bekehren. — Saulus war ein Eiferer, und der erste Strahl

des göttlichen Lichtes, der in sein Angesicht fiel, machte ihn zu Paulus; aber wir lesen nicht in der Schrift, daß Gamaliel, welcher Duldung rieth und den Schriftgelehrten und Pharisäern sagte, sie sollten abwarten, ob die neue Lehre sich als göttlich bewähren würde, ein Christ geworden sei."

„Die ketzerischen Theologen Würtembergs verfolgen und verlästern ihn," entgegnete Fickler.

„Umso fester wird er an seiner eigenen von allen angefochtenen Meinung beharren," meinte Cysetus. „Doch ich will Ihnen den Muth nicht rauben, mein Bruder! Gott kann das verstockteste Herz regieren, und ich weiß, daß Sie auf des Herrn Allmacht, nicht auf die Kraft Ihrer eigenen Beredsamkeit trauen. Ich möchte aber wohl die Meinung dieses jungen und — gelehrten Sternkundigen über jenes seltsame Wunder, das wir heute geschaut, erfahren. Der Herr sei mit Ihnen, mein Bruder; wenn Sie noch länger hier oben bleiben wollen, muß ich Sie verlassen, da ich noch ein Gelübde von dreißig Paternoster zu erfüllen habe, bevor ich meinen Leib der Ruhe überlassen kann."

„Ich komme mit Ihnen," sagte Fickler, die Geräthe im Observatorium ordnend, „es weht ein eiskalter Wind hier auf der Höhe und ich fühle schon

seit längerer Zeit, daß ich Ursache habe, die Kälte zu fürchten."

Die beiden gelehrten Jesuiten gingen hinab in ihre Zimmer. Das des Pater Fickler war noch dasselbe, welches er bei der Krönung Ferdinands innegehabt hatte. Es enthielt die Thür zu dem Gange, der das Jesuitenkollegium mit der erzherzoglichen Burg verband, und zweimal noch legte im Laufe der Nacht, die er wachend im Auf- und Abgehen verbrachte, Johannes Fickler seine bleiche Hand auf den Knopf, der diese Thür eröffnete, und zweimal zog er sie unschlüssig und kämpfend wieder zurück.

Die Stadt Grätz hatte seit der Verfolgung und Austreibung der Protestanten ein sehr verändertes Aussehen bekommen.

Die Straßen waren vielleicht nicht eben stiller geworden, aber das Geräusch des gewerblichen Lebens war in derselben verstummt. Viele Kaufmannsläden, sowie die Werkstätten der künstlichen Eisen- und Goldarbeiter waren geschlossen. Die Webestühle, auf denen noch vor kurzem prachtvolle Damastgewebe von geschickten Arbeitern verfertigt wurden, die sich sehr wohl mit den Erzeugnissen von Brüssel und Lyon messen konnten, standen leer. — Ganze Häuser schienen wie ausgestorben, und statt der lustigen

Gesellen, die in der Morgenstunde sonst die Straßen zu durcheilen pflegten, um an ihre Arbeit zu gehen, sah man Geistliche in verschiedenartiger Ordenskleidung langsam und mit zu Boden gesenkten Blicken vorüberschreiten. Eine Prozession mit fliegenden Fahnen zog unter Absingung eines Bußpsalms nach dem Dom und Johannes Fickler, der ihr gerade entgegenkam, blieb ehrfurchtsvoll mit entblößtem Haupte stehen und ließ die Büßer an sich vorüberschreiten, während er selbst leise vor sich hin ein Ave und ein Credo betete.

Es war noch nicht sehr spät, höchstens zwischen acht und neun Uhr, und die Wintersonne schien hell in den Straßen, als der Jesuit das stattliche Gebäude der ehemaligen protestantischen Stiftsschule erreichte und eilig schritt er in die Wohnung, welche Kepler innegehabt hatte, um nachzusehen, ob die Familie dort angekommen sei.

In dem großen Gebäude, das nur ein Kustos bewohnte, der auf erzherzoglichen Befehl dort die Aufsicht führte, hallten die Schritte des Pater Johannes sonderbar wieder. Das ganze Haus schien wie ausgestorben. Die verwitwete Erzherzogin Maria hatte bestimmt, daß es zu einem Nonnenkloster hergerichtet werden sollte, und im nächsten Frühjahre

sollten die deßhalb nothwendigen Umbauten daran vorgenommen werden. Jetzt war es ein Aufenthalt des Schweigens, und es beklemmte dem Jesuiten das Herz der Gedanke, daß alle die Menschen, Lehrer und Schüler, die noch vor kurzem diese Gänge und Gemächer belebt hatten, jetzt landflüchtig in fernen Gegenden umherirrten. Es that ihm wohl, zu hoffen, daß Kepler bereits mit den Seinigen hier einen Ruheplatz gefunden haben würde, und daher traf es ihn wie ein Schlag, als er die Thür der Wohnzimmer des Gelehrten noch so, wie er sie vor zwei Tagen verlassen hatte, mit dem Schlüssel im Schlosse wiederfand.

Leise, als ob er einen Schlafenden nicht stören wolle, trat er ein. Er hatte die Geräthe, welche die auswandernde Familie hatte im Stiche lassen müssen, sorglich an den Wänden geordnet, hatte Holz vor dem Ofen ordentlich aufgeschichtet, einige Bettstücke in die Bettstätten gelegt und kaltes Fleisch, Brot und ein Paar Flaschen guten Wein auf einen Tisch gestellt, damit sie eine Erquickung bereit fänden. Das stand und lag noch alles so unberührt, wie er es hingestellt hatte, und der Gedanke überschlich ihn, wie viele von denen, die durch des Herzogs unter seinem Einfluß ausgesprochene Machtworte ihre Hei-

mat verlassen hatten, jetzt ohne Obdach, ohne die nothwendigen Nahrungsmittel in winterlicher Kälte umherirren mochten? — Vielleicht fluchte der zukkende Mund eines am Wege Sterbenden jetzt dem Urheber seiner Qual, vielleicht hielt eine weinende Mutter im wilden Walde jetzt ihr hungerndes Kind an die bebende Brust gedrückt — vielleicht erstarrten die Glieder eines Greises im Schnee, fern von jeder menschlichen Hilfe ohne die Gnadenmittel der Sakramente, ohne den Trost des Gebetes.

Der Jesuit trat ans Fenster, auf seiner Stirn stand der Angstschweiß in eiskalten Tropfen, und seine Hände zitterten.

„Ist das Dein Wille, Gott?“ fragte er wieder, wie er schon mehrmals in seinem schmerzvollen Leben trotz der strengen Gebote seines Ordens sich gefragt hatte, und wie er so dastand, das Haupt gebeugt durch das Bangen seiner Seele, öffnete sich die Thür und bleich und angegriffen von der durchwachten Nacht und den mannigfachen Gemüthsbewegungen derselben, stand Johannes Kepler vor ihm.

Mit einem Blick übersah der Eintretende, daß ein wohlwollendes Herz hier Anstalten zu seinem Empfange getroffen hatte, und es konnte ihm nicht schwer werden zu errathen, daß der anwesende Ver-

wandte, der ihm schon so manche Beweise seiner Güte gegeben, auch dießmal sein Wohlthäter gewesen.

Tiefgerührt, mit Thränen in den Augen, trat er zu dem Jesuiten und reichte ihm die Hand, die dieser ebenfalls nicht ohne Rührung ergriff.

„Ich danke Euch von ganzem Herzen für die Güte, die Ihr mir erweist, und möge Gott Euch segnen, würdiger Herr!" sagte Kepler mit zitternder Stimme. „Hätte ich gewußt, wie liebreich hier für mich gesorgt sei, so wäre mir ein großer Verlust erspart worden, mein letztes Manuskript und all meine Instrumente sind in dieser Nacht verbrannt, um meinem armen Weib, das im Kindbette liegt, das Zimmer zu heizen. Ach, ich konnte nicht ahnen, daß mein Feind und Verfolger wie ein Freund und Beschützer an mir handeln würde."

„Wie sehr irrt Ihr Euch in mir," entgegnete der Jesuit, „ich bin nicht Euer, ich bin nur Eurer Irrthümer Feind, und je mehr ich Euch selbst liebe und ehre, desto lebhafter wünsche ich Euch von diesen zu befreien und so beides, Euer zeitliches und ewiges Heil, zu sichern. Wie sehr ich indeß auch fühle, daß meine erste Pflicht Euch gegenüber die Rettung Eurer Seele ist, so möchte ich doch jetzt vor allem für Euere und Eures Weibes und Eurer Kinder leibliche Be-

dürfnisse Sorge tragen. Da Ihr hier doch nicht lange bleiben könntet, so ist es besser, daß Ihr in dem Hause bleibt, das Eurer Gattin Eigenthum ist, ich werde Euch Euer Mobiliar und was Ihr sonst nothwendig bedürft, hinüberschaffen lassen, auch Sorge tragen, daß soviel als möglich von den Einkünften Eurer Gattin flüssig gemacht werde; lebt Euren Studien, werther Magister, und gestattet mir nur von Zeit zu Zeit ein Gespräch mit Euch über die heiligsten Angelegenheiten unseres Glaubens, ich werde den Herrn auf meinen Knieen bitten, Euer Herz zu erleuchten und Euch zu retten von ewigem Verderben."

Es zuckte in der Seele des Gelehrten der Wunsch empor, diese angebotene Hilfe, die man ihm bot, und die ihm wie eine Bestechung vorkam, zurückzuweisen; schon verdunkelte sich seine Stirn, schon kräuselte seine Lippe ein hartes Wort, aber er blickte in das edle Gesicht des Jesuiten, in welchem der Strahl der tiefsten Begeisterung zitterte, und sagte milde:

„Ich nehme Eure Güte, wie sie mir geboten ist, mein verehrter Verwandter; denn ich weiß, Ihr denkt nicht so schlecht von mir, zu erwarten, daß irdische Vortheile, welcher Art sie auch sein mögen,

mein Herz von dem abwenden werden, was ich für Wahrheit und Recht erkenne."

„Aber Ihr haltet es doch für möglich, daß Ihr irren könntet?" sagte der Jesuit.

„Ich? ja wohl! aber nicht die heilige Schrift, nach deren Ausspruch ich mein Bekenntniß geformt habe."

„Wir wollen nicht streiten, jetzt nicht, werther Magister," entgegnete der Jesuit sehr eifrig. „Die Zeit zum Disputiren bleibt uns ja, so Gott will, vor der Hand laßt uns eilen, Eurer Gattin Beistand zu verschaffen und für Eure Kinder das Allernothwendigste, ein Frühstück, zu besorgen."

Von dieser Stunde an glättete sich das Leben Kepler's in Grätz mit jedem Tage mehr und mehr. — Sein Haus war bald freundlich und wohnlich eingerichtet, Barbara genas und ihr Knäblein gedieh zu des Vaters Freude, es gab keine Schwierigkeiten bei der Zahlung der Zinsen von dem Vermögen der Gattin Kepler's, und obgleich dasselbe sehr zusammengeschmolzen, so reichte es doch aus, die kleine Familie vor drückenden Sorgen zu schützen.

Aus Würtemberg bekam Kepler durch Apollonia mit der Nachricht vom Ableben seines Oheims Guldenmann zugleich die Zinsen von dem ihm zugefalle-

nen Kapitale, das aber nach des Erblassers letztwilliger Verordnung so lange, als Wellinger und seine Frau lebten, in den Händen des Ehepaares bleiben sollte. Seine Pflegemutter theilte ihm auch mit, was Besold ihr für ihn aufgetragen, und erzählte ihm, wenngleich so milde als möglich, von der Verdammniß, in die er in den Augen der würtembergischen Theologen gerathen.

Von sich selbst schrieb sie wenig, so wenig, daß Kepler den Brief betrübt von allen Seiten betrachtete, als erwarte er noch irgendetwas zu finden, das seiner Sehnsucht nach Nachricht von seiner theuersten Freundin Genüge leisten könne.

Seine Zeit, nicht mehr von der Pflicht eines Lehramtes in Anspruch genommen, gehörte nun ganz seiner erhabenen Wissenschaft.

Magister Cysetus stand ihm bei seinen Arbeiten helfend zur Seite und bewirkte unter andern, daß eine der bedeutendsten Arbeiten Kepler's, seine ‚Ephemeriden,' deren Druck wegen ihrer Freisinnigkeit sowohl in Tübingen als an andern protestantischen Orten verboten wurde, in Ingolstadt besorgt wurde. In dieser Zeit machte Kepler seine Untersuchungen über die Natur des Lichtes, und den Sinn des Sehens. Er zerlegte mit Hilfe eines prismatisch geschliffenen

Glases den Sonnenstrahl in die sieben Farben des Regenbogens, und untersuchte im menschlichen Auge den Bau der Netzhaut und die Krystalllinse. Er konstruirte das Teleskop mit zwei converen Gläsern, fand aber in Deutschland keinen Künstler, der dasselbe nach seiner Angabe anfertigen konnte, während Galilei in Italien es zur Ausführung brachte.

In tiefster Zurückgezogenheit in Grätz, nur seinen gelehrten Arbeiten und der Erziehung seiner Kinder lebend, deren Zahl im nächsten Jahre sich noch durch die Geburt einer Tochter vermehrte, verfloß ihm die Zeit, während welcher in Steiermark vor wie nach die religiöse Verfolgungssucht dauerte.

Sein einziger Umgang waren die gelehrten Jesuiten aus der Umgebung des Erzherzogs, und in seltenen Fällen besuchte Frau Barbara ihre alte Freundin, Fräulein von Eggenberg. Der Neffe derselben, Herr Johann Ulrich von Eggenberg, ein Sohn ihres Vetters Herrn Siegfried von Eggenberg, eines der Gründer der Anstalt, an welcher Magister Kepler seine gelehrte Laufbahn begonnen hatte, war aus dem Ungarlande, wo er sich wacker gegen die Türken geschlagen, zurückgekehrt, und da es den Bemühungen seiner Verwandten in Grätz und der Gelehrsamkeit des Pater Fickler gelungen, ihn in den Schooß der Kirche zurückzuführen,

so erfreute er sich hoher Ehren am Hofe des jungen Erzherzogs Ferdinand, der den Abkömmling tüchtiger Handelsleute, als welche die Eggenberge im fünfzehnten Jahrhundert den Herren Fuggern die Wage hielten, mit seiner ganzen Gewogenheit werth hielt.

Barbara Kepler war nicht mehr die muntere, etwas eitle junge Dame, die als Gesellschafterin des wackeren Fräuleins von Eggenberg so manchen lustigen Scherz gemacht hatte.

Die Zeiten waren traurig für eine Frau, die wie sie ihrem Glauben mit Eifer zugethan und die Gattin eines brotlosen Gelehrten, die Mutter von drei ganz kleinen Kindern war.

Ihre Ehe war mit Hoffnungen geschlossen, von denen auch keine einzige sich verwirklicht hatte. Der jugendliche Gelehrte, für den sich eine so glänzende Laufbahn zu eröffnen schien, war jetzt ein von seiner eigenen Partei aufgegebener, und von der entgegengesetzten geduldeter Mann, dessen Uebertritt allen, nur nicht seiner Gattin, sehr wahrscheinlich erschien. — Sie allein, die ihn täglich und stündlich beobachtete, wußte, wie fern seiner ausdauernden Seele eine Treulosigkeit gegen das, was er als recht erkannte, auch in der höchsten Noth lag.

Freilich stand Barbara ihrem Manne in geistiger

Beziehung noch immer so fern als beim Beginn ihrer Ehe, aber sie war eine strenge Protestantin und würdigte das Ausharren ihres Gatten in dem Glauben, den sie für den einzig richtigen hielt.

Fräulein Renata von Eggenberg hatte mit ihrer jüngeren Freundin jetzt nicht mehr Gespräche über Putz, neue Karossen und mögliche Verlobungen in ihrer nächsten Umgebung, sondern sie flüsterten einander leise ins Ohr, daß dieser oder jener Verbannte zurückgekehrt sei und seinen Glauben gewechselt habe.

Die vornehme alte Dame erzählte der jungen blassen Frau von den Beschlüssen im Kabinet des Erzherzogs und Barbara lauschte mit Angst darauf, denn jede neue Maßregel gegen die Protestanten war ein neues, über ihrem Haupte aufgehängtes Schwert.— Wenn sie wieder flüchten müßten, jetzt mit drei so kleinen Kindern, jetzt, wo ihr Gatte das große Werk: ‚de Magnete‘ eben beendet und auch das, welches er den Flammen übergeben, von neuem aus seinem festen Gedächtnisse niedergeschrieben und vielfach verbessert hatte!

Frau Barbara hoffte von diesen Arbeiten ihres Gatten einen Ertrag, der wohl nothwendig schien als Beitrag zu der immer größer werdenden Haushaltung, und das war ihr nicht zu verdenken, er selbst

lebte freilich von den geringen Zinsen seines bei Wellinger ausstehenden kleinen Erbes, aber die Kinder? — und sie wuchsen ja auch heran und brauchten täglich mehr.

Auch in ihrem Hause war Barbara Kepler still und sorgenvoll. — Sie liebte ihren Gatten von ganzem Herzen, liebte ihn weit mehr als beim Beginn ihrer Ehe, aber die Sorgen des Hauses lagen doch, wie es ihr schien, ganz und gar auf ihrem Herzen, ihr Johannes, dessen Gedanken weit mehr im Himmel als auf Erden waren, stand ihr wenig oder gar nicht bei in der Hauswirthschaft und Pflege der Kleinen.

Die Opfer, welche Kepler fast in jeder Stunde seines Lebens der Ruhe, Bequemlichkeit und Freude der Seinigen brachte, war niemand weniger fähig zu schätzen, als seine Gattin.

Sie glaubte mit aufrichtigem Herzen, daß sie ihm ein Vergnügen mache, wenn sie in sein Zimmer kam, um ihm das eben fertig gewordene Röckchen des kleinen Ludwig zu zeigen oder ihm einwenig gebratene Gansleber zum Frühstück zu bringen, und um alles in der Welt hätte er sie in diesem Glauben nicht stören mögen.

Freilich unterbrach sie nicht selten seine

Rechnungen und brachte ihn um die Arbeit vieler Stunden, freilich zerstörte sie, o wie oft! den Aufschwung seiner Gedanken, die in der Größe des Weltbaues die Größe des Schöpfers bewunderten, aber sie hatte ihn lieb! sie meinte es so gut! und sind nicht Liebe und Wohlwollen ebensogut, ja vielleicht noch mehr dem Himmel entstammende Engel, als Weisheit und Wissenschaft?

Bei Fräulein Renata von Eggenberg traf Barbara Kepler an einem Sommerabend, wo sie, ihren Ludwig auf dem Schooße haltend, eifrig von den schlaflosen Nächten sprach, die ihr kleinstes Töchterlein ihr verursachte, zum erstenmal den stattlichen Herrn Johann Ulrich von Eggenberg, den sie in ihrem Herzen einen Abtrünnigen zu nennen pflegte, wenngleich sie es nicht wagen durfte, das Wort über die früher so rücksichtslos plaudernden Lippen zu bringen.

Es war ein schöner Mann, groß und schlank mit dunklem Haare, dessen glänzende Locken, nach der Mode der Zeit ganz kurz geschoren, die schöne Stirn und die ganz vollendet edle Form des Schädels sehen ließen.

Als die junge Frau beim Eintritte des Gastes, dessen Ansehen beim Erzherzog so bedeutend gewor-

den war, von ihrem Sitze aufstand, hafteten die Augen des jungen Edelmannes erstaunt, ja fast erschreckt, auf der schönen erröthenden Gestalt.

„Sie hier, Polirena!“ sagte er, rasch auf sie zutretend, dann aber verbeugte er sich tief, und setzte hinzu: „Mögen Ihre Gnaden es verzeihen, daß ich Sie, die mir völlig Fremde, mit der schönsten und gefeiertesten Dame in der Christenheit verwechselte.“

„Meine junge Freundin hier,“ sagte Fräulein Renata freundlich, „ist die Gattin des berühmten Magister Kepler, dessen Name auch Euch, lieber Neffe, nicht unbekannt sein wird.“

„Ich bin, ehe ich hierher zurückkehrte, vier Tage in Prag am Hofe Kaiser Rudolph's gewesen,“ entgegnete Johann Ulrich von Eggenberg, „und wie ich dort die Ehre hatte, das Ebenbild der Frau von Kepler in Person kennenzulernen, so ward mir auch Gelegenheit, gar viel von dem jungen Sternkundigen zu vernehmen, dessen Ruhm nirgend höher geschätzt werden kann als in der Umgebung des gelehrten Kaisers. Herr von Brahe, Herr Doktor Dee, Herr Longomontanus und viele andere aus dem Kreise der Gelehrten, mit denen der Hof Kaiser Rudolph's so geziert ist, wie der Nachthimmel mit Sternen, führen den Namen Kepler als ihres Schieds-

richters in gelehrten Streitigkeiten im Munde, und betrachten seine Aussprüche als nie trügende Orakel. Freilich sollen, wie Herr Tycho von Brahe behauptete, seine Ansichten über den Weltbau und den Lauf der Gestirne etwas unrichtig, etwas abenteuerlich sein, aber seine astrologischen Weissagungen werden als die höchsten Wunder der Gelehrsamkeit gepriesen."

„Ich weiß nicht, worin mein guter Johannes abenteuerliche Ansichten haben soll," meinte Barbara, „daß er aber der beste und rechtschaffenste Mann der Welt ist, das weiß ich sehr wohl und dafür kann ich einstehen."

Johann Ulrich warf einen neuen verwunderten Blick auf die Sprecherin und sagte:

„In der That, diese Aehnlichkeit ist staunenswerth," und da in diesem Augenblicke, nach leisem Pochen an der Thüre des Gemachs, Pater Johannes Fickler eintrat, so wandte er sich, im Eifer den Gruß des Jesuiten nur flüchtig erwiedernd, an diesen und sagte:

„Ihr kennt die schöne Polirena von Rosenberg, habt Ihr sie doch, wie ich aus der Dame eigenem Munde weiß, als Kind unterrichtet, ist Euch denn nie die Aehnlichkeit aufgefallen, welche Frau von Kepler mit derselben hat?"

Pater Fickler neigte ruhig bejahend sein schönes Haupt und Fräulein Renata fragte erstaunt: „Das ist ja wohl die schöne Witwe des Oberstburggrafen von Böhmen, die Dame, um deretwillen, wie man sagt, unser Kaiser unvermält bleibt und alle ihm dargebotenen Ehebündnisse von der Hand weist und gröblich vernachlässigt."

„Dieselbe," entgegnete Johann Ulrich, und heftete einen Moment lang seine durchdringenden Augen auf den Jesuiten, der die seinigen zu Boden schlug.

„Kennt Sr. Gnaden der Herr Erzherzog die Frau von Kepler bereits?" fragte er dann.

„Er hat sie ein paarmal flüchtig nur im Vorübergehen gesehen," entgegnete Pater Johannes.

Herr Johann Ulrich lächelte und empfahl sich nach wenigen Minuten. Barbara merkte, daß Pater Johannes, der sie sonst wie jede andere Dame nur wenig zu beobachten pflegte, heute seine durchdringenden Augen nicht selten auf ihr ruhen ließ.

Der Gedanke, der schönsten Frau ihrer Zeit zum Verwechseln ähnlich zu sehen, machte ihr trotz aller Sorgen, die ihr Herz beschwerten, denn doch einiges, echt weibliches Vergnügen und sie fühlte sich geschmeichelt, als Herr Johann Ulrich von Eggenberg nach einigen Tagen in ihr Haus kam und nach ihrem

Gatten fragte, mit dem er eine Besprechung zu haben wünschte über die Maße und Gewichte, welche im ganzen Erzherzogthume zur Erleichterung von Handel und Gewerbe auf gleichen Fuß gebracht werden sollten —

Kepler ward von da ab mehreremal in Person zum Erzherzog Ferdinand beschieden, und hatte lange Gespräche mit dem jungen Fürsten über Maß und Gewicht und Münzen des Landes und von vielen Seiten flüsterte man ihm zu, es bedürfe nur eines Wortes von ihm, nur der leisen Versicherung, daß er die Lehren der katholischen Kirche prüfen wolle, um ihm sogleich eine glänzende Anstellung in Steiermark zu sichern.

Es wäre diese Zusicherung in Kepler's Lage für jeden eine fast unwiderstehliche Versuchung gewesen, bei dem die Religion nicht ganz und gar Sache des reinsten heiligsten Herzensgefühls gewesen.

Der arme Gelehrte, dessen große weltwichtige Arbeiten von seinen Zeitgenossen nicht einmal annähernd verstanden wurden, erntete natürlich für dieselben auch keinen pekuniären Lohn. Seine Ephemeriden waren auf seine eigenen Kosten zwar gedruckt in den meisten deutschen Landen jedoch verboten,

Sein Werk von den Bewegungen der Weltkörper hatte ungeheueres Aufsehen erregt bei den Gelehrten seiner Zeit, ward aber von Tycho de Brahe, dem Astronomen, der sich für den größten derselben in der bekannten Welt hielt, als eine auf falschen Grundsätzen beruhende Träumerei angefochten.

Wenn die Erde sich in Zeit von einem Jahre um die Sonne bewegte, schrieb dieser zu seiner Zeit so mächtige Mann an Kepler, so müßte die Stellung der Firsterne zu einander sich in den Zeiten, wo unser Wohnort sich an den entgegengesetzten Punkten der Achse seiner ungeheuern Bahn befindet, also alle Halbjahr etwa, sehr wesentlich für unser Auge verändern.

Kepler fand diesen Einwurf, der in der täglichen Erfahrung seinen Grund hatte, weit wichtiger, als jene Worte der Bibel, in denen von einem Stillstand der Erde und einer Bewegung der Sonne die Rede ist, aber sein großer Geist fiel auf die natürliche und wahre, wenn auch für den kleinen Menschen kaum faßbare Widerleguug jenes Einwurfes. In dem ungeheueren, unmeßbaren Weltganzen, sagte er, ist die Achse der Erdbahn im Verhältniß zu der Entfernung der Firsterne nur wie ein untheilbarer Punkt zu betrachten.

Wohl belächelte Tycho diesen Riesengedanken, Galilei aber erkannte seine Wahrheit und eine spätere Zeit wußte ihn zu würdigen.

Erzherzog Ferdinand war kein eigentlicher Gelehrter, obgleich von gelehrten Lehrern in Kenntniß aller Wissenschaften seiner Zeit wohl erzogen und unterrichtet.

Sein schwärmerischer Geist, der überall so gern die unmittelbare Einwirkung Gottes und seiner Heiligen, das Wunder, zu sehen geneigt war, hatte keine Freude an der Auffindung und Erklärung der großen und einfachen Gesetze, auf denen das Ganze der Natur beruht.

Er ehrte Kepler als einen Gelehrten von europäischem Ruf, das tiefe Interesse aber, das er an ihm und seiner Familie nahm, beruhte auf der Aehnlichkeit Barbaras mit jener Erscheinung im prager Dome, die er mit festem Glauben für die heilige Jungfrau hielt.

Das Wesen, welches die Züge der erhabenen Himmelskönigin trug, vom ewigen Verderben zu retten, hielt er für eine Pflicht, ihm selbst von dem Gott, der ihn so hoch gewürdigt, auferlegt.

Aber in jedem neuen Gespräch mit dem Gelehrten ward dem jugendlichen Fürsten der Charak-

ter Kepler's in seiner einfachen Liebenswürdigkeit und Aufrichtigkeit werther und theuerer.

In jedem Augenblick seines Lebens, in denen Kepler's Geist, seine erhabenen Arbeiten verlassend, zum Nachdenken über die Trivialitäten des Erdenlebens sich herabließ, fühlte er das Drückende seiner Abhängigkeit vom Vermögen seiner Gattin, fühlte die Furcht wegen der nächsten Zukunft, wenn nun endlich die Forderung, seinen Glauben zu ändern, ernstlich an ihn gemacht werden sollte.

Er allein — o lieber Gott, der Vogel auf dem Dach würde nicht leichter als er seine Schwingen entfaltet und Schutz unter einem grünen Baum gesucht haben, als Kepler für seine Person einen Ort und ein Land verlassen hätte, in dem man das Heiligthum seiner Seele, seine Religionsfreiheit, bedrohte. Aber Weib und Kind mit ihren hundertfachen Bedürfnissen und die natürliche menschliche Liebe für diese seine Theuern, fesselten ihn und ließen ihn mit einer Sorge, die weit schwerer ist, als die Todesangst des Einzelnen, in die Zukunft blicken.

So vergingen Monden und wurden zu Jahren, ein viertes Kind vergrößerte Kepler's häusliches Glück und seine schweren Sorgen.

Sein Herz zog ihn nach Schwaben, der theuern

Heimat seiner Jugend, wo Apollonia und seine glückliche verheiratete Schwester Margaretha, wo seine greise Mutter und seine beiden Brüder lebten, wo er in seinem frühern Lehrer Mästlin einen werthen Freund und in seinen Studiengenossen Bernecker und Besold treue Gefährten besaß. Vergebens aber bemühte er sich dort eine Anstellung zu erhalten, es woben sich in der Heimat, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, um seinen und der Seinigen Namen böse Gerüchte, wie Spinneweben sich um die kostbarste Frucht des Weingeländes ziehen, und seine Freunde wagten nicht, ihm die ganze Abscheulichkeit derselben mitzutheilen.

Er hatte sein Werk: ‚Von der Erdseele,‘ diesen schönen echt poetischen Traum, beendet, und saß noch mit der Feder in der Hand vor seinem ärmlichen Arbeitstische.

„Leben ist der Hauptzweck der Natur, Leben, Leben gedeiht überall,“ sagte er, sein Werk noch einmal überdenkend. „Jeder Baum ist eine Welt, bewohnt von lebenden Geschöpfen, das Wasser im Fluß und Meer wimmelt von Leben, und selbst in den Eingeweiden von Menschen und Thieren leben noch andere organische Geschöpfe. Auch die großen mächtigen Körper, die wir als Sterne am Himmelsgewölbe sehen und deren einer unsere Erde ist, leben, sie müssen

ein Leben haben, eine Seele, welcher Art dieselbe auch sein mag.

„Ist nicht Ebbe und Flut gleichsam der ewige regelmäßige Athem unseres Planeten? die Flamme des Nordlichts vielleicht der Hauch seines Mundes? Ziehen nicht die Erdbeben als Zuckungen durch seinen Riesenkörper? Gott ließ auch die Erde leben und die Sterne, denn Leben ist der große Zweck der Schöpfung."

Er schrieb seinen Namen auf das breitliegende Titelblatt des künftigen Buches, er hörte dabei zum erstenmal, daß nebenan in dem Zimmer seiner Frau die Kinder weinten und von der Mutter gescholten wurden.

„Du sollst nicht Butter zum Brote verlangen, Ludwig, Du bekommst keine," sagte Barbara laut, „was, vier kleine unartige Kinder und einen Mann, der nichts erwirbt und doch gar mancherlei braucht, und das Alles auf die Schulter einer Frau gelegt, die noch nicht achtundzwanzig Jahre alt ist, und dann ist so ein Junge noch unzufrieden, wenn er zur Jause Brot zu seiner Milch bekommt und verlangt Butter?"

Der kleine Kerl weinte und stampfte mit dem Füßchen: „Du hast aber dem Vater Butter auf sein Brot gestrichen und Ludwig will auch Butter haben" —

Kepler trat von seinem Arbeitstische weg und stand mit ineinander gelegten Händen mitten in seinem Zimmer.

Sein Herz that ihm weh — die kleinliche Misère des Lebens schlug hundert schmerzende Krallchen zugleich in seine zuckende Seele — die Entbehrungen seiner Kinder, die Sorgen seiner Frau, seine Abhängigkeit von derselben, die Unmöglichkeit, hier in Grätz eine Anstellung zu finden, die Anfechtungen, mit den seine Glaubensgenossen in der Heimat ihn kränkten und ihm die Aussicht verschloßen, den Seinen dort durch seinen Fleiß das tägliche Brot zu verschaffen: das Alles lag wie ein aufgerolltes trübseliges Bild vor den Augen seines Geistes, und als Barbara die Thür zu seinem Zimmer geräuschvoll öffnete und mit lauter Stimme zu ihm hineinrief: „Komm schnell, Johannes, laß die unnützen Dinge liegen, die Dir doch nichts einbringen und iß Deine Suppe warm, damit ich den Tisch abräumen und zu einer Arbeit kommen kann;" da fühlte er, wie wenig die schöne jugendliche Gestalt von ihm die Hälfte seines Ichs sei, und ein heißer Schmerz rann durch seine Seele.

Während des Essens aber sah er in das bleich gewordene Gesicht seiner Lebensgefährtin, die er so rosig, so stattlich, so hoffnungsfreudig gekannt hatte,

und fühlte das tiefste Mitleid mit ihr und die heiligste Verpflichtung ihr beizustehen. — „Gib mir Gelegenheit, o Gott, der die jungen Raben nährt, für meine Kinder zu arbeiten und ihnen das tägliche Brot zu erwerben!" betete er, an seinem Fenster stehend, an diesem Abend unter rinnenden Thränen, „und wäre die Arbeit, womit ich mein Weib unterstütze, auch die eines Taglöhners." Und am Himmel funkelten die Sterne und der Mond schaute wie lächelnd in das Zimmer des Mannes, der mit so ausdauernder Treue den Herrn in seinen Werken suchte, und so aufrichtige Liebe in seinem gütevollen Menschenherzen trug für die, welche Gottes Wille an dieses weiche Herz gelegt hatte. —

Er legte sich, durch das Gebet gestärkt, nieder und bald woben goldene Träume einen Schleier von überirdischer Glückseligkeit um seine entfesselte Seele.

Es war Mitternacht und alles in Grätz bereits im tiefen Schlafe. Nur Johannes Fickler saß noch wachend und sorgend an seinem Tisch und stützte das Haupt mit der weißen Hand und drückte die andere auf das schwer, fast krampfhaft schlagende Herz.

„Ja, sie ist ein edles erhabenes Weib," flüsterte er leise vor sich hin und öffnete das Fach des Schran-

kes, in dem er das Bild der schönen Polixena von Rosenberg bewahrte.

„Rührendes Antlitz, treuer Spiegel einer guten und großen Seele," sagte er, das Bild liebevoll betrachtend, „woher stammt der Zauber, den Du ausübst auf alle Herzen, die sich Dir nahen?

„Ach es ist nicht die Regelmäßigkeit der Züge, nicht die Zartheit der Haut, was Dich schön macht, o Polixena, es ist die Wahrheit, Güte und Reinheit Deines Charakters, der, Deine schönen Züge verklärend, Dich zur Gebieterin aller Herzen macht, die sich Dir nähern. Und dieser Charakter voll Adel und Hoheit, ist mein, mein Werk! durch mich gebildet und geleitet! Was kann ich mehr, was könnte ich Höheres fordern vom Geschick, als die Freundschaft voll Vertrauen, welche Du für den Lehrer Deiner Jugend hegst!"

Er verbarg das Bild, indem er den Flügel des Schrankes schloß, der es enthielt, und nahm dann den Brief zur Hand, den er nun schon mehrmals vom Anfang zu Ende durchgelesen, und las ihn wieder:

„Der Kaiser, sonst nur im Kreise seiner nächsten Leibdiener lebend, kommt täglich in meine Wohnung," schrieb Frau von Rosenberg, „und spricht offen mit mir über die wichtigsten Angelegenheiten. ‚Meine theure

Freundin, meine liebe Schwester,' sagte er neulich zu mir, ,warum gefällt es dem Herrn nicht, mir eine Gattin zu bescheeren, Euch ähnlich an Körper und Geist?' — ,Dieß wird seiner Zeit geschehen, mein Herr und Kaiser,' entgegnete ich ihm, ,suchet nur unter den Jungfrauen, die neben Europa's Thronen erblühen, und glaubt dann, daß Polixena die treueste Dienerin, die ergebenste Freundin der Gattin ihres Herrn sein wird.'

„Glaubt mir, Johannes, es wäre mir ein Leichtes, das Herz dieses unglücklichen, von allen Seiten verrathenen Mannes so zu leiten, daß keine Macht der Welt ihn daran verhindern könnte, mich als seine rechtmäßige Gattin neben sich auf den Thron zu setzen; — aber ich will nicht auch wie alle, die ihn umgeben, selbstsüchtig und verrätherisch gegen ihn handeln. — Ich ehre den Kaiser Rudolph als meinen Gebieter und Herrn, ich schätze ihn als meinen theuersten Freund; wäre ich eine Königstochter, so würde mein Gefühl für ihn ausreichend sein, um mich zu seiner pflichttreuen, ihm ganz ergebenen Gemalin zu machen. Eine Heirat aber mit der Tochter eines Vasallen würde den Fürsten in eine noch weit schwierigere Stellung bringen, als die jetzige, und ich besitze nicht jene alles aufopfernde Liebe,

die alles an den Besitz setzt und die Welt vergißt um ihres Glückes willen.

„Ich habe eine Ahnung in meiner Seele, daß es eine solche Liebe gibt, Kaiser Rudolph aber ist nicht der Mann, diese meinem Herzen einzuflößen. Es scheint mir, Gott bestimmte mich dazu, meine überquellenden Gefühle stets unter der Hut der Sitte und Konvenienz halten zu müssen, und den Männern, die sich mir nahen mit freundlichen Gesinnungen, eine liebevolle Freundin, eine Vertraute zu sein und zu bleiben. Daß ich, mein theurer Lehrer, meinen geringen Einfluß auf des Kaisers Majestät nach Ihrem Rathe verwende, davon werden Sie so manche Probe bereits erhalten haben. Auch stimmt mein Thun hier mit allen Gefühlen meines Herzens vollständig überein. — Die Glaubensparteien, die unser armes Böhmen zerreißen, sind meiner Seele ein Gräuel, und wohl fühle ich, daß der Frieden erst wiederkehren kann, wenn ein Hirte und eine Heerde sein wird in unserem Lande. — Dieß zu erstreben, ist mein höchster Wunsch und ich bitte Gott, daß er mir dabei helfe.

„Mein Verhältniß zu den gelehrten Herren am kaiserlichen Hofe ist noch unverändert. Ich kann mir nicht helfen, ich hasse sie alle diese Wahrsager,

Goldmacher, Sterndeuter, die fort und fort das Elend des Bruderzwistes vermehren im Hause unserer Fürsten.

„Herr Tycho von Brahe hat von neuem aus der Stellung der Sterne berechnet, daß dem Kaiser der Tod drohe von der Hand eines Sohnes und — abermals ist die Verbindung, welche der Herr Kardinal von Dietrichstein einleitete, zerrissen. — Kaiser Rudolph, der soviel Sinn hat für Familienglück, wird unvermält sterben, weil man ihm Furcht vor noch ungebornen Kindern einflößt. Sein Haß gegen den Prinzen Mathias, seinen Nachfolger, wird jeden Tag größer, weil jene Männer ihn durch die ausschweifendsten Orakel nähren.

Prinz Mathias, so hat Herr Doktor Dee prophezeit, wird seinen Bruder entthronen und im Kerker sterben lassen, wenn dieser nicht in Bälde sich durch Werbung eines großen Heeres dagegen schütze. — Und nun hat der schändliche Lang, der Kammerdiener Rudolph's, der eigentlich sein Kerkermeister ist, einen neuen Grund, den ängstlichen Fürsten von allen Großen seines Reiches fernzuhalten, ihn in die Mauern seiner Zimmer und Marställe einzuschließen und große Summen zu ziehen, indem

er nur denjenigen Audienzen ermöglicht, die ihn dafür nach seiner Taxe bezahlen.

„Dieser abscheuliche Mensch macht sich zum Werkzeug jedes Bösewichtes, der den Zwist unter den kaiserlichen Brüdern befördern will, und weiß Geld von allen Parteien zu erpressen. Er entfernt jeden redlichen Mann aus der Nähe des Fürsten, indem er sich der Orakel der Sternkundigen bedient und sie nach seiner Weise auslegt, um die zu verdächtigen, die den Fürsten vielleicht warnen oder aufklären könnten. — Auch auf mich ist sein Haß bereits gefallen. Er versteht es, Gerüchte zu verbreiten, die die Freundschaft des Kaisers für meine Person mit einem schmutzigen Verdacht brandmarken.

„Wissen Sie, was uns noththut, mein theuerer Freund? Ein Mann, der den Machinationen der im Solde des Prinzen Mathias Stehenden entgegenarbeitet, indem er entweder den Glauben des Kaisers an die Prophezeiungen jener schwächt, oder ihnen anders lautende entgegensetzt. — Einen solchen haben Sie, wie ich zufällig durch Frau von Brahe weiß, die mich immer noch mit ihren Besuchen beehrt, in Ihrer Nähe. Ich meine Magister Kepler, den jungen Sternkundigen, der ein Feind der Astrologie ist, wie ich vernommen.

„Lassen Sie es sich angelegen sein, ihn zu bewegen, die Stellung anzunehmen, die man ihm von hier aus bieten wird. Ich bin überzeugt, daß er der Mann ist, den schlimmen Einflüssen, unter denen der Kaiser steht, die Wage zu halten. Er ist redlich und aufgeklärt, und wenngleich ein Protestant, doch so sehr von seinen Glaubensgenossen verfolgt und gehaßt, daß es nicht allzuschwer sein kann, seine Seele der heiligen Kirche wieder zu gewinnen."

Pater Johannes legte bei diesen Worten den Brief aus der Hand.

„Sie hat Recht! Recht! wie immer," sagte er, in seinem Zimmer auf- und abschreitend. „Kepler ist der Mann, der uns am Hofe Rudolph's am besten dienen wird.

„Jemand, den wir bestächen, um uns zu dienen, müßte der Bestechung zugänglich sein und würde uns, wenn ihm mehr geboten wird, an die Gegenpartei verrathen. Kepler ist redlich und im Interesse der Wahrheit, die ihm über alles geht, wird er denen entgegen arbeiten, die des Kaisers Verstand umnebeln.

„Kepler ist dankbar, und der Schutz, den er im Lande des Erzherzogs Ferdinand genossen, wird ihn

bewegen, für uns zu handeln und unsere Interessen wahrzunehmen.

„Kepler muß nach Böhmen an den Hof Rudolph's; ehe er aber geht, ist es meine Pflicht, noch einen Versuch zu machen, ihn der Kirche zu gewinnen: stärke mich dazu, gebenedeite Jungfrau, gib mir die Kraft der Beredsamkeit, die Du in den Mund der Apostel legtest, erfülle mich mit dem heiligen Geiste, der die Flamme göttlichen Lichtes anzündet im Herzen des Mannes, der mir theuer ist wie ein Bruder, wie ein Sohn!“ — —

Er fuhr mit der Hand über die bleiche Stirn: „Ist es denn wahr,“ fragte er sich selbst mit ängstlichem Grübeln — „ich liebe ihn? ich, der niemanden als die Interessen meines heiligen Ordens zu lieben geschworen, ich liebe diesen Mann, der überall und immer nur als mein Gegner auftrat? O schwaches, schwaches Herz! ja ich liebe ihn! liebe ihn ebensosehr, als ich ihn bewundere. O und mehr noch, ich fühle, daß sein Glaube stärker als der meine, sein Christenthum reiner als meines ist.“

Er blickte um sich, gleichsam als fürchtete er, daß ein unsichtbarer Beobachter seine Gedanken belauscht haben könne. Dann aber verhüllte er sein

Gesicht in seine Hände, und große Thränen drangen langsam zwischen seinen Fingern hervor.

„Mit bitterer Noth kämpfend, ist er in treuer Liebe, zu jeder Zeit sich selbst vergessend, der Vater seiner Familie. Aber Sorge und Noth können seinen reinen Geist nicht ablenken von dem Aufblick zu Gott, den er in seinen Werken sucht und findet. Angefochten von Freund und Feind, ist er treu seinen Freunden, mild und aufrichtig den bittersten Feinden gegenüber. Stets das Gute wollend, fühlt er stets den heiligen Frieden, die Uebereinstimmung mit Gott! —

„Und was bin ich? Ein willenloses Werkzeug in der Hand — in wessen Hand? O könnte ich heute noch wie vor Jahren mit voller Ueberzeugung sagen, in der Hand Gottes, dessen heiligem Willen mein heiliger Orden allein dienstbar ist. — Ich kann es nicht mehr! — Mir graut vor dem vergossenen Blut, vor dem zerstörten Familienglück soviele Menschen, mir graut vor dem Elend des Parteizwistes, das all unser Thun nicht endet, sondern nur schrecklicher entflammt. — Mir graut vor dem Ungeheuer eines Bruder- und Bürgerkrieges, das ich langsam aus der Finsterniß der Zukunft sich entwickeln sehe.

„Mein junger Fürst, von mir erzogen nach den

Gesetzen und in den Lehren meines Ordens, soll den Thron der deutschen Kaiser einst besteigen, das ist die Aufgabe und das Streben meines ganzen Lebens gewesen. Vielleicht wird sie gelöst werden — aber wenn sie gelöst ist, was dann? — Wird die Ketzerei, dieß Uebel, gegen das wir kämpfen, erstickt werden in dem Meere von Blut und Thränen, das Ferdinand als Kaiser, im besten Glauben Recht zu thun, über die jammernde Menschheit ausgießen muß?

„O warum verlangt Gott nicht mein Blut allein als Sühne und Lösung für die Sünden der Welt! wie gern, o wie gern wollte ich es wie der Heiland am Kreuze vergießen für meine Brüder! Der Tod für erkannte Rechte, der Tod in Menschenliebe ist leichter und o wie viel schöner, als das Leben in der Qual der Zweifel! —

Hastig sprang er von dem Stuhle empor, auf dem er gesessen.

„Fort! fort! sündige Gedanken,“ sagte er laut und trat dann mit gefalteten Händen vor das große Kruzifix, das, ein Meisterwerk Michel Angelo's, sein Zimmer zierte. Er ergriff die Bußgeißel, die neben demselben an einem Nagel hing, löschte mit zitternder Hand das Licht und leise einen Bußpsalm mur-

melnd, schwang er unbarmherzig das Marterinstrument gegen seinen eigenen bebenden Körper. —

Zwanzigstes Kapitel.

„Ein Brief, Johannes! schau, ein großer mächtiger Brief," sagte Barbara zu ihrem Gatten, der bleich und erschöpft in das Zimmer trat, in dem seine Familie ihn seit mehreren Stunden erwartete.

„Gebe der Herr, daß er eine gute Nachricht enthielte," flüsterte Johannes, indem er sich matt in einen Stuhl setzend den Seidenfaden löste, mit dem das Schreiben umbunden war.

Er las:

„„Mein Herr Magister!

Da Wir hierorts vernommen, daß Sie zur Zeit noch immer ohne Anstellung sind, so erlauben Wir uns, Ihnen zu sagen, daß hier in Prag eine Stelle für Sie offen ist, die den schönen Kräften und Anlagen, mit welchen Gott Sie gesegnet, angemessen sein dürfte. Wir meinen die Stelle als Famulus und Hilfsarbeiter an Unserer eigenen Sternwarte zu Prag.

Freilich müßten Sie dazu den Muth und Verstand haben, von den Irrthümern des kopernikani-

schen Systems, denen Sie bisher ergeben gewesen, abzustehen, und Ihre Kräfte der Bearbeitung des von Uns erfundenen Systems zuzuwenden, als welches dem schlichten gesunden Menschenverstande, wie auch der natürlichen Wahrscheinlichkeit bei weitem angemessener ist, wie es denn auch den Vorzug hat, den heiligen Schriften der Bibel in keiner Weise zu widersprechen. Des Kaisers Majestät haben auf mein Vorstellen beschlossen, die Stände in Steiermark aufzufordern, Ihnen während Ihrer Arbeit in Prag den Gehalt, den Sie dort beziehen sollten, zu belassen und Ihnen hier für zweijährige Arbeit in meinen Diensten eine angemessene Entschädigung von ungefähr tausend Gulden oder dergleichen zukommen zu lassen. Die Arbeit, welche Wir von Ihnen verlangen, ist die gründliche Verbesserung der prutenischen Tafeln.'"

„Was ist das, Johannes?" fragte die lauschende Barbara, ihren Gatten unterbrechend.

„Das sind die Tafeln, welche der große Kopernikus in Preußen anfertigte zur Berechnung der beweglichen christlichen Feste, die sich nach dem ersten Vollmonde nach dem Neuenjahre reguliren. Sie enthalten die Berechnung der Vollmonde, Mond- und Sonnenfinsternisse und anderer himmlischen Vorgänge."

„Nach Prag," sagte Barbara, „Prag soll eine

schöne Stadt sein, ich ginge schon allenfalls nach Prag, wenn ich mein liebes, schönes Steierland doch verlassen müßte, und das wird ja geschehen, da Du nicht immer und ewig hier verweilen und ohne Ende warten kannst, bis die Stände Dir einmal einen Theil Deines Gehaltes wie eine Gnade geben."

„Wohlan, nach Prag denn," entgegnete Kepler, „der Aufenthalt hier ist ohnedieß für uns zu Ende."

„Wie, wie meinst Du das, Johannes?" fragte Barbara ängstlich.

„Wir müssen fort von hier. — Meine Beschützer, die gelehrten Jesuiten, haben mir zum letztenmal die Wahl gelassen zwischen Beichtstuhl und Austreibung — Gott erleichtert sie mir durch dieß Anerbieten. Rüste Dich und die Kinder, mein liebes Weib, wir reisen!"

Vierzehn Tage später saß die Familie Kepler in Linz in der Gaststube des Wirthshauses zum schwarzen Bären und Frau Barbara schaute hinaus in die lange Zeile der Herrengasse, ob ihr Gatte noch nicht zurückkäme von seinem Gange nach der Post, der er einen Brief zur Beförderung nach Würtemberg übergeben.

Die beschwerliche Reise mit vier kleinen Kin-

dern hatte den schon seit längerer Zeit kränkelnden Gelehrten sehr angegriffen.

Als er die Straße hinaufschritt, sah Barbara, daß er zitterte.

„Was hast Du, Johannes? was fehlt Dir?" fragte sie ängstlich.

„Nun fürchte Dich nicht, liebes Weib, es ist eben nichts Bedeutendes, ich glaube nur, ich habe das Fieber," entgegnete er.

Sie erschrak heftig. „Ei Du mein lieber Heiland, das Fieber, was soll ich da wohl anfangen in aller Gotteswelt mit den vier Würmern und in der Fremde! Nein, das wäre zu schrecklich für mich arme unglückselige Frau!"

„Armes Weib," sagte er und streichelte liebreich ihre Wangen, „sei ruhig, ich werde immer noch soviel Kraft behalten, Dir bei Deinen Arbeiten und Sorgen beizustehen. Komm, gib mir den Ludwig und die Margaretha, ich werde sie ausziehen und in ihre Bettlein legen. Sie beten dann auch mit dem Vater und er erzählt ihnen von dem lieben Heiland, der auf Erden auch ein frommes Kind war und mit seinen Eltern reisen und flüchten mußte."

Lächelnd streckten die Kinder dem Vater, den sie mehr noch als die Mutter liebten, die weißen

runden Aermchen entgegen, und im Fieberfrost bebend hüllte Johannes Kepler seine Kinder in Bettchen und setzte sich zu ihnen, betete mit ihnen und erzählte ihnen von der Flucht der heiligen Familie in einfacher, ihrem Alter angemessener Weise.

Der kleine Ludwig weinte vor Rührung, als der Vater unter leisem Zähneklappern die Beschwerden schilderte, welche die Eltern des Jesuskindes auf der weiten Reise nach Egypten in der Wüste ertragen und wie sie liebevoll gesorgt, daß es dem Kindlein an nichts gebreche.

„Wenn die Kinder schlafen, Johannes, so thu' mir den Gefallen und hilf mir diese Kiste umpacken, es drücken sich die guten Kleider, welche darin sind, an Deinen großen und ungeschickten Büchern."

„Wir werden die Kiste ganz und gar auspacken, meine Liebe," entgegnete Johannes, „und mir meine nothwendigsten Bücher wieder hineinlegen; denn es ist besser, Ihr alle meine Lieben bleibt hier in Linz. Ich habe noch einmal in meine Heimat an meinen Lehrer Mästlin geschrieben, und um eine Anstellung in Tübingen gebeten. Ich weiß, daß viele der aus Steiermark gegangenen jungen Studenten, Edelleute aus den besten Häusern, mir nach Tübingen folgen würden, wenn ich dort einen Lehrstuhl erhielte."

„Ja! ja," sagte Barbara, „auch von meinen Verwandten, den Eggenbergs von der protestantischen Linie, und noch manche andere, die mir gefreundet sind. Wir bleiben also hier in Linz?"

„Nur Ihr, meine Lieben, ich gehe allein nach Prag und kehre zu Euch zurück, wenn ich geprüft habe, wie die Verhältnisse in der Kaiserstadt sich für uns gestalten."—

Barbara brach in Thränen aus. „Wie, verlassen wolltest Du mich, allein soll ich mit den vielen Kindern an einem fremden Orte bleiben?" rief sie heftig.

Er schloß sie in seine Arme. „Sei ruhig, liebes Weib, nur um Dir eine beschwerliche Reise und uns große Kosten zu ersparen, trennen wir uns jetzt auf kurze Zeit. Mir gefällt der Brief des gelehrten Herrn von Brahe nicht, noch weniger gefällt es mir, daß ich mit der Zahlung meines Gehaltes an ihn gewiesen bin. Bekomme ich aus meinem Schwaben günstige Antwort, so geht von hier der Weg dorthin und Du ersparst die Reise in das Böhmerland."

In diesem Augenblick fühlte der Leidende die Glut des Fiebers in sein Haupt steigen. Er faßte mit der Hand nach der brennenden Stirn und lehnte sie an die kühle Wand. Es lag ihm viel daran, daß seine Gattin seinen Zustand nicht bemerkte, weil

sie sonst darauf bestanden haben würde, ihn zu begleiten, und Barbara war, das wußte Kepler, nicht im Stande, die Beschwerden der Reise zu ertragen ohne seine beständige Beihilfe. Für sich allein fürchtete er die Leiden des Fiebers nicht, unmöglich aber schien es ihm, seiner Frau und seinen Kindern dabei auch noch die Dienste leisten zu können, die Barbara gewohnt war, ohne weiteres Nachdenken von ihm hinzunehmen.

So hatte er denn den Beschluß der Trennung gefaßt und darum widerstand er den Thränen, dem Händeringen der trostlosen Frau, die sich dann endlich fügte und eine kleine Wohnung bezog, in der er ihr für einen ziemlichen Preis die Hilfe einer Miteinwohnerin bei der Pflege und Wartung der Kinder sicherte.

Er selbst miethete ein Pferd zu seinem Gebrauche und nahm Abschied von Weib und Kindern, wüste im Haupt und in jenem widrigen Körperzustand, der das Nahen des Fiebers verkündete.

Es war ein regniger Tag zu Ende des Oktobers. Die Weinlese war bereits vorüber, längst waren die Felder leer und von den Bäumen der Wälder, durch die sein Weg ihn führte, jagten rauhe Winde die buntfärbigen Blätter.

In seinen Mantel verhüllt, ritt Kepler den schräg

fallenden Regentropfen entgegen, während seine Gedanken rückwärts eilten in die Heimat seiner Jugend.

Die Erinnerung wob ihren Schleier von Goldflor über die Bilder seiner Vergangenheit und sehnsüchtig dachte er seiner fernen Freunde und Verwandten.

Fast konnte er in seinem liebevollen Herzen keinen Unterschied machen zwischen denen, die ihn früher mit Güte überhäuft, und denen, die ihn vernachlässigt oder gekränkt hatten. Das Schlimme, welches Andere ihm gethan, vergißt ein edles Herz so leicht, während jedes Unrecht, das es sich vielleicht selbst zu Schulden kommen ließ gegen die, durch welche es zu Zorn gereizt, mit Bitterkeit erfüllt wurde, lebhaft beleuchtet durch die beste Regung wahrhaft edler Menschen, durch Reue: deutlich vor seiner Seele steht. —

Auch Kepler gedachte seiner Mutter, seiner Brüder, und machte sich Vorwürfe, ihnen nicht das gewesen zu sein, was er hätte sein sollen. „Ich hätte sie so lieben müssen, ihnen so dienen, so für sie sorgen, daß ich ihr Herz durch Liebe erweicht, durch Dankbarkeit an mich gefesselt hätte,“ dachte er. „Arme Mutter! Niemand auf Erden hat sie recht geliebt, nicht einmal ich, ihr Erstgeborner! Die Liebe für die

so brave, so geistvolle, hochstehende Pflegerin meiner Kindheit nahm mein Herz so sehr ein, daß ich die Mutter darüber vernachlässigte.

„O es ist leicht zu lieben, was liebenswürdig ist und uns mit Liebe überhäuft; aber die Liebe im vollen Maße hegen, welche die Pflicht befiehlt, das ist das Verdienst des wahren Christen.

„Der Heiland litt und starb für die Sünder, er liebte, während er tadelte, und tadelte nur aus Liebe. Er besuchte den armseligen Zöllner Zachäus und aß mit ihm, während die Großen, Vornehmen, Geistvollen und Liebenswürdigen seiner Zeit von ihm, dem einzigen Gerechten, den Geringsten nicht vorgezogen wurden. Ließ er sich doch von Magdalena seine Füße salben und befreite die Ehebrecherin aus den Händen der Pharisäer; sprach er doch am Brunnen zu Samaria mit dem verachteten Weiblein, segnete und herzte die Kinder und wählte seine Jünger unter Fischern und geringen Leuten.

„Meine arme Mutter! wollte Gott, ich dürfte jetzt nach der Heimat zurückkehren, sie pflegen und warten und ihr alle Liebe erweisen, die sie in ihrem armen Leben so sehr vermißte.“

Der wüthende Wind blies in den Mantel des einsamen Reiters und eiskalte Regentropfen netzten

seine Augenlider, daß er kaum fähig war sie aufzuschlagen.

Hart am Wege stand ein mächtiger, fast schon entblätterter Dornbusch und an jedem Zacken, an jedem Dorn hing ein schwerer runder Tropfen. Im Augenblicke, als Kepler an demselben vorbeiritt, brach ein lichter Sonnenstrahl durch das Gewölk und im Nu erglänzten diese zahllosen Tropfen vom Licht brillantirt wie ebensoviele Edelsteine.

Eine Freude, mit nichts, was er früher empfunden, zu vergleichen, durchzuckte die Seele des aufmerksamen Beobachters der Natur. „Groß ist der Herr!" flüsterte er, die starren Hände über dem Zügel seines Pferdes faltend, „Er erweckt die Schönheit auch in der Einöde, und ein Strahl Seiner Sonne ist hinreichend dazu. — Ich will nicht achten auf den Fieberfrost, der jetzt durch meine Gebeine zieht, sondern meine Gedanken auf das richten, was der Herr mir auf dieser einsamen Reise von seinen Werken zeigt und in denselben von seiner Größe offenbart."

Er beobachtete nun den Stand der Sonne, das Ziehen der Wolken, das Geräusch des Windes und knüpfte den Gedanken an die Gesetze, nach welchen all diese Naturerscheinungen vor sich gehen, an die

selige Ueberzeugung von der Macht, Weisheit und Güte Gottes.

Seine mächtige Phantasie, unterstützt durch so hohen Verstand und die schärfste Beobachtungsgabe und verbunden mit dem edelsten Willen für das Gute, machte es dem Kranken möglich, die Beschwerden einer Reise zu tragen, die für einen Gesunden nicht leicht gewesen wäre.

Er langte in Prag im heftigsten Fieber an. Seine Reise hatte zwei Tage gewährt; aber wie er durch die Straßen der prächtigen Kaiserstadt ritt, verwirrten sich seine Gedanken. Es kam ihm vor, als ob die Hufe seines Rosses auf einen elastischen Boden träten, wo sie bald einsänken, bald wieder emporgehoben würden. Die Glocken, die zum Ave Maria läuteten, tönten seltsam, als kämen sie aus weitester Ferne in seine Ohren, seine Zunge lag schwer in seinem Munde, er konnte nicht sprechen, nicht einmal soviel, um eine Frage an einen Vorübergehenden wegen seines Gasthofes zu richten.

Er fühlte, daß er vom Pferde sinken würde, aber er fühlte es mit einer Gleichgiltigkeit und Ruhe, die nur einem gewissen Stadium schwerer Erkrankung eigen ist. Die Häuser, hoch bis zu den Wolken ragend,

schienen auf- und abzusteigen, wie die Wände einer Schiffskajüte auf stürmischem Meere.

„In Deine Hände befehle ich meine Seele, mein Gott!“ war der letzte Gedanke, dessen er sich klar bewußt; dann war alles still und dunkel in ihm, es war, als ob ein schwarzer dichter Schleier auf ihn herabfallend ihn deckte und vor allen schmerzlichen äußeren Einwirkungen schützte.

Ein Ton, wie das Murmeln eines nahen Wassers, weckte ihn von Zeit zu Zeit aus diesem Zustande, und dann war es ihm, als ob ein abscheuliches Ungeheuer mit einer Art von menschlichem Angesicht sich über ihn beuge und leise mitleidige Worte in sein Ohr spreche.

Eine behagliche Wärme und ein Gefühl des Wohlseins brachte ihn endlich wieder zu völligem Bewußtsein.

Er lag in einem reinlichen Bette, das in einem Zimmer von ziemlich seltsamem Aussehen stand. Die Wände desselben waren ganz bedeckt mit hölzernen Gestellen, auf denen Bücher und Pergamentrollen in großen Massen aufbewahrt waren. Zwischen denselben sah Kepler Töpfe, Phiolen, Retorten und all den mannigfachen Apparat, dessen sich die Adepten jener Zeit zu ihren Versuchen bedienten, und am Boden

vor einem großen Ofen, der ein hellflammendes Licht und behagliche Wärme ausstrahlte, saß das wunderlichste Geschöpf, das Kepler sehr geneigt war für die Ausgeburt seines Fiebers zu halten, und wärmte seine großen bleichgelben Hände über dem Feuer.

Das Wesen hatte einen großen Kopf mit weißlichen Haaren, ein breites bleiches, lächelndes Gesicht mit blendenden Zähnen, großen wässerigen Augen ohne Wimpern und Brauen, breite Schultern, plumpe Hände und Füße und einen kindisch freundlichen Ausdruck, der das Gesicht ganz besonders und wahrhaft grottesk häßlich erscheinen ließ.

Es wiegte sich vor dem Feuer hin und her und wiederholte in singendem Tone immerfort dieselben Worte, und als Kepler genau hinhorchte, hörte er, daß es weiter nichts sagte als: „Armer Mann! armer Mann!“ —

Von Zeit zu Zeit legte es ein Stück Holz auf die Glut, so daß sie von neuem lustig emporflammte, und sang dabei ohne Aufhören: „Armer Mann! armer Mann!“

Kepler dachte darüber nach, wo er sich befinden mochte. Es ward ihm deutlich, daß er, in Prag angelangt, ohnmächtig vom Pferde gesunken sein müsse; denn er besann sich genau, daß er trotz seines

Fiebers die Pracht der Kaiserstadt bewundernd betrachtet hatte.

Während er noch mit einiger Scheu von seinem Bette aus den Raum, wo er sich befand, überblickte, öffnete sich eine Thür und es trat ein Greis in das Zimmer, dessen auffallend hohe Gestalt und edles Gesicht etwas Gebietendes, ja Königliches an sich trug.

Er ging auf das Bett zu, in welchem Kepler ruhte; und als er in das geöffnete und klare Auge des Kranken geblickt hatte, sagte er in ruhigem Tone: „Mein Herr, es freut mich, Euch so weit hergestellt zu sehen, daß ich es auf Eure eigene Entscheidung ankommen lassen kann, ob Ihr die Gastfreundschaft, die Euch in meinem armen Hause von Herzen geboten wird, ferner annehmen, oder es vorziehen wollt, zu Euren Glaubensgenossen und in eine Herberge gebracht zu werden, wo Ihr gegen Entgeld bessere Aufnahme finden könnt, als bei dem armen Juden Rabbi Löw."

Der Name des gelehrtesten Rabbis seiner Zeit war dem Magister Kepler kein unbekannter, und mit Interesse betrachtete er den Mann, der für einen Zauberer galt und durch seine merkwürdigen Leistungen diesen Namen sicherlich eher verdiente, als viele andere, die ihn mit ihm theilten.

„Wenn Ihr es mir gestattet, ehrwürdiger Rabbi," entgegnete Kepler, „so würde ich wenigstens so lange gern in Eurem gastfreien Hause weilen, bis ich einwenig Kräfte gesammelt hätte!"

„Ihr seid willkommen! Friede sei mit Euch!" sagte der Rabbi. „Auf, Bezalel, geh hin und sorge für einen warmen Trank!"

Die häßliche Kreatur am Ofen erhob sich, rückte einen Tisch in die Nähe des Bettes, stellte eine mit Weingeist gefüllte Lampe darauf und brachte in einem Gefäß von Silber Wasser über derselben zum Sieden. Dann nahm er aus einer mit seltsamen Charakteren bemalten Büchse eine Handvoll dürrer Blätter, that sie in ein Gefäß, das ebenfalls mit solchen Charakteren bemalt war, und übergoß sie mit Wasser.

„Trinket das," sagte der Rabbi, von diesem Wasser etwas in ein zierliches Täßchen gießend, „es ist echter vortrefflicher Thee, das erquickendste und belebendste Getränk bei großer Erschöpfung. Der Herr, der der Kräuter mancherlei wachsen läßt auf seiner Erde, hat dem fernen China dieses gegeben, und selbst des Kaisers Majestät könnte es Euch nicht besser bieten, warum? weil wir es beide aus einer Hand haben. Die hochgeborene Frau Polirena

von Rosenberg, meine gnädige Gönnerin, hat mir ebensoviel als dem Kaiser von dem edlen Kraute verehrt, das ihr Vetter, der großer Seefahrer Don Grazias de Mendoza, ihr gesendet. — Ich fand Euch, mein werther Gast, dicht am Eingang des Ghetto erschöpft und im heftigsten Fieber zu Boden gesunken, und da ich große Furcht hatte, daß Ihr beraubt werden oder gar umkommen könntet, welches dann jedenfalls meinen armen Glaubensgenossen zur Last gelegt worden wäre und vielleicht neue Verfolgungen über uns gebracht hätte, so ließ ich Euch in mein Haus tragen und gab Euch die Pflege und Arzenei, deren Ihr bedurftet."

„Bin ich denn schon längere Zeit hier?" fragte Kepler verwundert.

„Seit zwei Tagen, edler Herr, und es waren Tage großer Angst für mich. Denn wäret Ihr gestorben, so hätte man mich und die Meinen wahrscheinlich auch als Eure Mörder angesehen und ich hätte das Elend der Verfolgung über das Haupt meines armen Volkes heraufgezogen. Ich hoffte indeß auf den Herrn! Gelobt sei Er! Ich hatte es nicht über mich gewinnen können, Euch weiter ab von dem Judenquartier in die Straße legen zu lassen, wie einige mir riethen. Ihr saht so jung und so leidend aus

und wart ein Fremder in dieser großen Residenz. Der Herr segnet die dem Fremden erzeigte Wohlthat."

„Ich danke Euch! o ich danke Euch aus ganzem Herzen, ehrwürdiger Rabbi," entgegnete Kepler tief ergriffen. Er wußte nur zu wohl, welcher Gefahr sein Wirth sich ausgesetzt, indem er Barmherzigkeit an einem fast sterbenden Christen übte. Waren doch vor kurzem die Juden gehetzt worden wie die wilden Thiere, weil einer aus ihrer Mitte ein am Wege liegendes verwundetes Kind bei sich aufgenommen, das in seinem Hause gestorben war.

„Gestattet mir nur einige Zeilen an den gelehrten Herrn von Brahe zu schreiben, der meine Ankunft erwartet und" —

„Ihr wollt zu Tycho von Brahe," sagte der Rabbi ihn unterbrechend, „wie, Ihr seid doch nicht etwa"—

„Ich bin der Magister Johannes Kepler, den der gelehrte Däne als Gehilfen bei der Verbesserung der prutenischen Tafeln anzustellen wünscht."

Rabbi Löw sprang vom Sessel am Bette des Kranken empor. „Gelobt sei der Herr, der mich zum Werkzeuge machte, in Euch der Wissenschaft ein Licht zu erhalten, das noch lange nach unserer Zeit die Welt erleuchten wird," sagte er feierlich. „Befehlt

über mich und mein Haus. — Ich habe Euer Buch gelesen von der Umwälzung der Weltkörper, sowie das von der Erdenseele, und glaubt es mir, o Herr! ich theile in allen Dingen Eure Ansicht, und verehre die Weisheit Eures jugendlichen Hauptes. — Ihr werdet in Prag bleiben?"

„Wenn die Verhältnisse mir günstig genug scheinen, ja!" entgegnete der Kranke.

Das Gesicht des weisen und gelehrten Juden war sehr ernst geworden.

„Ihr seid jetzt noch krank, und das nöthigste vor allem ist Euch Ruhe und Erquickung," sagte er, „legt Euch in Eure Kissen, schlummert und trinkt, wenn Ihr erwacht, den Trank, den mein armer Diener Euch reichen wird. Ich werde heute Abend noch hinauf gehen nach dem Hradschin und dem Herrn von Brahe Eure Ankunft und Eure Krankheit melden, auch daß Ihr mein Gast seid und mein Patient. — Schlaft und der Herr behüte Euern Schlaf."

In der That fühlte Kepler sich auch so tödtlich ermüdet, daß die Gedanken in seinem Haupte gleichsam zu gefrieren schienen.

Mit Dank gegen Gott und seinen wackern Wohlthäter legte er sein Haupt in die Kissen und bald führten ihn Träume auf ihren weichen Flügeln

in den Kreis seiner Kinder und zu seiner harrenden Gattin.

Als er erwachte, stand Rabbi Löw an seinem Bette und ließ den seltsamen Diener unter seiner Aufsicht verschiedene Medikamente abwägen, wobei er ihm die Gewichte genau zeigte und ihn mehrmals selbst ihre Benennung wiederholen ließ.

Der Zwerg sprach, wie etwa dreijährige Kinder sprechen, und schien sich jedesmal zu freuen, wenn er ein schweres Wort richtig und deutlich gesagt hatte, und Rabbi Löw klopfte ihm dann mit der Hand auf den dicken Kopf.

Kepler sah eine Weile der Beschäftigung dieser beiden so verschiedenen und auf so verschiedener Bildungsstufe stehenden, aber offenbar durch Bande gegenseitiger Zuneigung verbundenen menschlichen Geschöpfe zu.

Der Rabbi, ein Greis, schön und gelehrt, beschäftigte sich mit dem einfältigen krüppelhaften Burschen so freundlich, und dieser erschien dafür so dankbar, daß Johannes sich dadurch gerührt fühlte und ihnen mit Interesse zuschaute, bis der Rabbi, nach seinem Bett hinblickend, bemerkte, daß sein Gast und Pflegling wache.

„Nun, wie fühlt Ihr Euch jetzt, mein werther

Herr," sagte der freundliche Wirth, sich sogleich zu dem Kranken setzend, indem er seinem mißgestalteten Diener einen Wink gab, sich zu entfernen.

„Besser, viel besser! ehrwürdiger Rabbi!" entgegnete Johannes. „Wärme, Ruhe und der Trank, den Ihr mir gegeben, wirken vortrefflich, ich hoffe Euch mit meiner Krankheit nicht mehr lange zur Last zu sein."

„Nicht mir, nur Euch ist Eure Krankheit eine Last, ich verdanke derselben das Glück Eurer persönlichen Bekanntschaft und die große Freude, einem Mann, den ich hoch verehre, vielleicht von Nutzen zu sein. Denn wißt, mein Herr Magister, meine Vorliebe für Euch bewegt mich, Euch zu behandeln wie einen vieljährigen Freund, ja wie einen Sohn, indem ich Euch auf Dinge aufmerksam mache, welche die Klugheit mich gegen jeden Andern verschweigen lassen würde.

„Ich bin ein Jude, mein Herr Magister, und als solcher darauf hingewiesen, in schweigender Klugheit die Dinge um mich her ihren Weg gehen zu lassen; aber ich bin auch ein Mann, der für seine Freunde ein Herz hat, und als Euer Freund, der Euch hoch verehrt, sage ich Euch: bleibt nicht in Prag, wenn Ihr's irgend vermeiden könnt."

Es lag soviel Aufrichtigkeit, soviel herzliches Wohlwollen in dem Wesen des Greises, daß Kepler ihm dankbar die Hand reichte, die Rabbi Löw achtungsvoll in die seine schloß.

„Welche Verhältnisse sind es, von denen Ihr glaubt, daß sie mir hier schädlich sein könnten?“ fragte Kepler nach einer augenblicklichen Pause.

Der Jude wiegte bedenklich das schöne Haupt, heftete dann seine durchdringenden Augen auf den Kranken und sagte mit einem eigenen Lächeln: „Ihr versteht wohl zu fragen, werther Herr, und fragt nicht mehr, als wozu Ihr ein Recht habt; ob ich aber werde antworten können, ohne mehr zu sagen, als jedem andern Mann, wie Euch, gegenüber die Klugheit gebieten würde, das ist eine andere Sache. Euch gegenüber indeß Offenheit, denn ich will Euer Bestes, und das könnt Ihr hier in Prag nicht finden.

„Seht, mein Herr Magister, Ihr seid ein Mann, der die Wahrheit sucht, die Wahrheit ist aber ein bitteres Kraut, ja sie ist ein ätzendes Gift für diejenigen, welche leben und sich nähren von der Täuschung, und das ist der Fall bei allen den Gelehrten von Eurem Fache am Hofe des Kaisers Rudolph, der Herr erhalte ihn!

„Glaubt mir, mein Herr Magister, weder Tycho von Brahe, noch der Engländer Doktor Dee, noch

auch der gelehrte Longomontanus, glauben an die Prophezeiungen, die sie den Sternen in den goldenen Mund legen. Keiner von den Herren allen ist dabei der kränkelnden Majestät, die sie ernährt und mit Gnaden überhäuft, in Dankbarkeit ergeben. — Sie schielen alle weiter hinaus nach einer Zukunft, wo der sanftmüthige Rudolph nicht mehr sein, oder doch nicht mehr Kaiser sein wird. — Ihr wie jeder im heiligen römischen Reich kennt den traurigen Bruderzwist, der die Söhne des gütigen Kaisers Max entzweit. — Rudolph, sein Nachfolger, ward in Spanien erzogen, am strengen Hofe seines Oheims Philipp des zweiten. Er kam nach Deutschland zurück, ohne seine Brüder eben sehr zu kennen, und früh zum Throne berufen, hielt er sich für den Gegenstand ihres Neides, während er in steter Furcht vor ihnen schwebt. — Die Sterne sollen ihm Aufschluß geben über das, was seine Brüder gegen ihn im Sinne tragen, was besonders Mathias, sein Nachfolger, wenn er ohne Leibeserben stirbt, denkt und thut. — Der ganze Hof ist in zwei Parteien getheilt, die eine bestochen durch das Gold des Prinzen Mathias und angeregt durch die Hoffnung, von diesem Herrn vollständige Religionsfreiheit für alle Sekten zu erlangen, die andere, gewonnen für den Erzherzog Fer-

dinand von Steiermark, den Rudolph zu seinem Erben erklären will, und von dem diese Bändigung aller neuen Glaubensparteien erwarten. — Darin sind alle einig, den Kaiser von jeder ehelichen Verbindung, die ihm einen natürlichen Erben schenken könnte, zurückzuhalten und den Zwist unter den Brüdern zur hellen Flamme anzufachen, die eine Partei, damit Prinz Mathias siegend den Kaiser noch bei Leibesleben beerbe, die andere, damit er als Rebelle geschlagen und besiegt, von der Thronfolge ausgeschlossen werde.

„Herr von Brahe ist als Protestant dem Prinzen Mathias ergeben, sein Schwiegersohn, der Rath Tennagel steht offenkundig im Dienste desselben.

„Sie, mein Herr Magister, sind hierher berufen, die prutenischen Tafeln zu verbessern, glauben Sie aber einem alten Manne, der seit langer Zeit dem Spiele hier zugeschaut hat, man erwartet von Ihnen, daß Sie sich als Protestant zur Partei des Erzherzogs Mathias schlagen und helfen werden, die Augen unseres kaiserlichen Herrn zu verblenden.“

„Ich werde aber,“ entgegnete Kepler, „doch das Recht haben, die schönen und kostbaren Instrumente zu benützen, welche gegenwärtig Herr Tycho de Brahe besitzt, und mit ihrer Hilfe werde ich manche

große und schöne Wahrheit finden in dem erhabenen Buch, das Gott der Herr offen vor unsere Augen legte, und in welchem für den aufrichtigen Forscher die erhabensten Wahrheiten aufbewahrt sind."

„Vergeßt nicht," sagte der Rabbi, „daß Tycho de Brahe ein Feind der kopernikanischen Lehre und auf das eifrigste beschäftigt ist, statt derselben das von ihm erfundene Sonnensystem geltend zu machen. Ihr könnt Euch als sein Untergebener seine Freundschaft und seinen Schutz nur dadurch sichern, daß Ihr für seine Ansicht arbeitet und somit auch auf dieser Seite dem Irrthume huldigt.

„Außerdem, mein werther Herr Magister, müßt Ihr hier bleiben, so stellt Euch auch sicher wegen Eurer Einnahme. Des Kaisers Majestät hat ein großmüthiges und gnädiges Herz, er möchte jedem gerne geben und gibt mit vollen Händen, aber nur diejenigen erhalten etwas, die zuzugreifen verstehen; denn der Monarch ist etwa wie ein Baum inmitten einer Dornenhecke, die Früchte, mit denen er seine Umgebung überschüttet bei jedem Hauche der Luft, fallen in die Dornen, die um ihn herumwuchern. Viel, sehr viel Gold verschlingt auch des Kaisers Wunsch Gold machen zu können, anderes seine Neigung für Kunstwerke. Maler und Bildhauer, Steinschneider und

Kupferstecher verlassen Böhmen als reiche Leute, die es als arme Schlucker betraten, aber sie müssen eben die Kunst verstehen, zuzugreifen und sich vorzudrängen. — Bezalel, was willst Du von mir?"

Diese letzte Frage galt dem ungeschlachten Diener, der sich in die Thür gestellt hatte und unverwandten Auges seinen Herrn anstarrte. — Ein seltsamer Laut fast wie das Kollern eines Truthahns war die Antwort. Der Rabbi aber schien dieselbe zu verstehen, denn er winkte mit der Hand wie abwehrend und sagte endlich:

„Geh, geh nur, ich komme schon."

Kepler's Augen ruhten auf der traurigen Gestalt und der Rabbi, wie um auf die Blicke seines Gastes zu antworten, sagte freundlich: „Es ist ein armer Schelm dieser mein Diener, ein Geschöpf, das, von aller Welt verlassen, elend umkommen müßte, wenn ich ihm nicht in meinem Hause das Plätzchen gönnte, wo er sein Haupt niederlegen kann. Seht, Herr Magister, diesen elenden Menschen fand ich als ein bettelndes Kind, als ich vor Jahren von Stuttgart heimkehrend über die steierischen Berge zog.

„Er muß jetzt wenigstens achtundzwanzig Jahre zählen, der arme Wurm; aber er ist dem Verstande ch ein kleines Kind und wird es bleiben, bis der

Herr, der auch sein Loos bestimmte, ihn von dieser Welt abruft. — Er lag dem Hungertode nahe im Wege und mein Pferd würde ihm in der Dunkelheit des Abends den Kopf zertreten haben ohne den Instinkt, der diese edlen Thiere zurückhält. Es blieb vor dem elenden Knaben stehen, wie sehr ich es auch mit Zügel und Sporen zum Weitergehen antrieb. So stieg ich denn ab, tastete auf dem Wege umher und fand ein menschliches Haupt, das bewußtlos und ohnmächtig recht vor den Füßen meines Rosses lag. Ich hob das arme Geschöpf auf, es war in Lumpen gehüllt, und als ich ihm ein paar Tropfen Weins auf die lechzende Zunge goß, schnappte es gierig danach. Ich gab ihm nun einwenig Brot, nahm es vor mich auf mein Pferd und fragte in allen Dörfern in der Runde, ob der arme Kretin dort hingehöre. Niemand wollte etwas von ihm wissen, einige sagten, daß sie ein ähnliches Geschöpf einem alten bettelnden Soldaten hätten wie ein Hund nachfolgen sehen, vergebens aber erkundigte ich mich nach jemandem, der sich des Verlassenen annehmen wolle. Die Gemeindevorsteher erklärten, daß es ihre Pflicht sei, ihn nicht in ihrem Bezirke zu dulden, und die Hausväter und Hausmütter bekreuzten sich und meinten, es sei ein Kobold, den der Jude ihnen aufbürden

wolle. Der arme Bursch folgte meinem Pferde über Berg und Thal und streckte seine Hand nach mir aus, wenn ihn hungerte oder dürstete. — So behielt ich ihn denn bei mir und brachte ihn in der Stille hierher nach Prag. Zum Glück lieben es die Leute unserer Zeit, alles Ungewöhnliche für etwas Gespenstisches zu halten, und so gilt denn der arme Bezalel für ein Geschöpf, dem ich durch Zauberei ein spuckhaftes Leben gegeben. — 's ist gut so für ihn und für mich, denn ungestört kann er hier neben mir leben, wo er Nahrung und Kleidung, Obdach und sein weiches Bett hat. Ich habe alle Mittel angewendet, ihm seinen traurigen Zustand erträglich zu machen und die geringen Verstandesanlagen, die der Herr ihm gegeben, zu entwickeln. Er ist mir ein treuer Diener, der an mich und mein Haus die Anhänglichkeit eines Hundes zeigt, auch mag er gern lernen und mir zur Hand gehen und manche Dienste verrichtet er sehr gut und aufmerksam. Nur muß ich mich hüten, ihn mit Personen zusammenzubringen, die ihn necken, denn zum Zorn gereizt, kann seine Wuth keine Grenzen und er zerschlägt und zerstört, was in seine Hände fällt. — Ah, hört, er ist böse! das ist Bezalel's Stimme, wer mag ihn gereizt haben?"

Von unten herauf tönte ein Gebrüll und

Gestampfe, wie das eines wilden Thieres, und Rabbi Löw ging eilig hinab, seinen erzürnten Diener zu beruhigen, während Kepler auf das allmälig leiser werdende Toben horchte, da der unglückliche Kretin ihm ein eigenes schmerzliches Interesse eingeflößt hatte.

Nach wenigen Augenblicken wurde die Zimmerthür rasch geöffnet und Rabbi Löw nöthigte mit der Geberde tiefster Unterthänigkeit einen Fremden zum Vortritt.

Es war eine Gestalt über Mittelgröße, von stattlichem, ganz ritterlichem Anstande. Seine Kleidung aus Sammt und Hermelin hob diesen noch hervor; ein Barett, mit reichen Federn geziert, deckte das Haupt und die Kette des goldenen Vließes schlang sich um seine Brust. Vom Rücken betrachtet, würde man in dem Eintretenden einen schönen Mann vermuthet haben, das Gesicht aber war auf seltsame und widerwärtige Weise entstellt durch den Verlust der Nase, die durch eine silberne, künstlich angesetzte, durchaus nicht ersetzt wurde.

„Ich habe mit großem Bedauern vernommen," sagte der Eingetretene, an Kepler's Bette Platz nehmend, „daß Euch, mein werther Herr Magister, gleich bei Eurer Ankunft in Prag ein Unfall betroffen, der leichtlich von den schlimmsten Folgen hätte sein

können ohne die Dazwischenkunft dieses wackern Mannes. — Ja! ja, Rabbi! Ihr seid ein wahrer barmherziger Samariter gewesen und i ch danke Euch dafür; denn mir, mir, dem Ritter Tycho de Brahe, habt Ihr den Dienst geleistet, diesen jungen Mann zu beschützen und zu pflegen."

Der Jude verbeugte sich von neuem mit unterthänigen Geberden. Er schien plötzlich ein ganz anderer geworden zu sein, selbst in der Sprache; denn das Latein, dessen er sich dem Ritter von Brahe gegenüber bediente, war weniger rein, und wurde untermischt mit böhmischen und hebräischen Redensarten, während im Gespräch mit Kepler auch nicht ein einziges Wort daran erinnert hatte, daß der Sprecher ein böhmischer Jude sei.

„Ihr seht, mein Herr Magister," fuhr Tycho fort, „daß ich voller Betrübniß bin über den Euch zugestoßenen Unfall und ich k o m m e s e l b st, um Euch meiner Achtung zu versichern und nach Euch zu sehen!" —

Er warf dabei einen ziemlich zornigen Seitenblick auf den Rabbi, der alle Zeichen tiefster Zerknirschung in seinen Zügen zeigte. „O mein Herr Ritter! o mein allergnädigster Herr, wie konnte Euer Knecht wissen, welche Gnade seinem Hause widerfahren? Mein Diener, Ihr habt ihn gesehen, ist

ein Simpel und vielleicht das einzige Geschöpf in Prag, das den ersten Gelehrten der Welt, den illustren Tycho von Brahe, nicht kennt; was weiß er von den Weltkörpern und denen, die ihre Bewegungen oder ihr Stillestehen bewerkstelligen durch den Hauch Ihres Mundes? Verzeiht ihm und verzeiht auch mir, daß ich Euch warten ließ, habt Ihr ihn doch geehrt so sehr, daß Ihr ihn geschlagen ins Angesicht, als er Euch, in seiner Einfalt den Befehlen seines Herrn gehorchend, nicht die Treppe hinauflassen wollte zu dem Kranken!"

Tycho von Brahe winkte ungeduldig mit der Hand. „Es ist gut," sagte er, „und ich habe Euch bereits den Fehler vergeben; Ihr wußtet nicht, daß i ch es war, so mag es dahingestellt sein. Ich denke indeß, daß es Euch, Herr Magister, einige Freude machen wird, den Tycho Brahe an Eurem Bette zu sehen. Ich hoffe, Ihr seid gekommen, um gleich hier zu bleiben und sobald als Eure Gesundheit es nur irgend erlaubt, die Arbeit an den Tafeln zu übernehmen. Ihr sollt in meinem Hause auf dem Hradschin ein Zimmer haben, vielleicht auch zwei, wo Ihr ungestört Eurem Geschäft leben könnt; auch was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, sollt Ihr von mir empfangen, und ein Geld dazu, das im

Verein mit Euren Einnahmen aus Steiermark hinreichen wird für Eure kleinen Ausgaben; dazu habt Ihr die Erlaubniß, meine astronomischen Werkzeuge auf meinem Observatorium zu Euren Beobachtungen zu gebrauchen, wogegen ich als selbstverständlich voraussetze, daß Ihr die Richtigkeit meines Systems vor dem kopernikanischen anerkennt und in Euren Arbeiten mein System als Grundlage gebraucht."

Kepler war bleich und angegriffen durch das Fieber; bei diesen mit Gönnermiene gesprochenen Worten Tycho's färbte sich aber seine Wange mit Purpur und seine Augen blitzten.

„Es ist gut, mein Herr Ritter von Brahe," sagte er, „daß Ihr mir hier noch einmal mündlich die Euch gefälligen Bedingungen auseinandersetzt, da das Schreiben, welches mir in Grätz zukam, ganz andere enthielt. — Seine Majestät, so lautete es dort, wollten mir einen Gehalt, der meinen Arbeiten angemessen sei, und eine freie anständige Wohnung bewilligen, sowie auch sich persönlich dafür verwenden, daß die steierischen Stände mir meinen rückständigen Gehalt und während meines Aufenthaltes in Prag denselben fortlaufend zahlen sollten. Von einem Wechsel meiner Ansichten war dabei gar nicht die Rede und ist derselbe auch bei meiner Art und Natur gar nicht möglich. Eine

Wahrheit, die sich meinen Sinnen durch den Spiegel meines Verstandes zeigt, ist eine Wahrheit, ich kann sie nicht zu einem Irrthume machen, selbst wenn ich versuchen wollte, darüber zu schweigen. Es ist aber meine Natur, der erkannten Wahrheit ihr Recht zu geben, indem ich sie auch bekenne. Macht, Herr Ritter, daß meine Seele von der Wahrheit Eures Systems so durchdrungen sei, wie sie es von der Lehre des Kopernikus ist, und das Bekenntniß wird von selbst erfolgen. Im übrigen habe ich für eine Familie zu sorgen. Für eine Frau, die von Jugendauf an ein Leben in guten Verhältnissen gewohnt ist und mir schon große Opfer gebracht hat; bei allem, was ich thue, bin ich wohl verpflichtet, auf ihre Bequemlichkeit, ihre Neigungen und Wünsche Rücksicht zu nehmen, und könnte daher schwerlich mit Wohnung und Kost in des Herrn von Brahe Haushalt zufrieden sein, so ehrenvoll das Anerbieten, Ihr Hausgenosse zu werden, unter anderen Verhältnissen auch für mich sein möchte."

Tycho de Brahe biß sich auf die Lippen, um den Aerger zu bemeistern, der über diese Antwort in ihm aufkochte. Langsam erhob er sich von seinem Sitze an Kepler's Bett und durchschritt das Zimmer Hätte er ganz nach seinem eigenen Antriebe handeln können, er würde ohne weiteres jede Verbindung mit Kepler ab-

gebrochen haben. Kaiser Rudolph aber, der einen Ruhm darin setzte, die größten Geister und höchsten Talente seiner Zeit an seinem Hofe zu versammeln, und der überdieß von Kepler's Gaben als Astrolog vieles gehört, hatte den entschiedenen Wunsch ausgesprochen, den jungen schwäbischen Magister an Prag zu fesseln, und es Tycho überlassen, die Bedingungen so zu stellen, daß Kepler mit denselben zufrieden sei.

Unter diesen Umständen blieb dem eitlen Dänen nichts übrig, als den Aerger über Kepler's Antwort zu bemeistern und die Verabredung anderer Bedingungen einzuleiten.

Kepler's Krankheit gab ihm den passenden Vorwand, für den Augenblick die Sache ruhen zu lassen, damit nach seiner Genesung alles aufs beste verabredet werden könne.

Unter der Pflege des wackern Rabbi Löw und seines seltsamen Dieners fanden sich die Kräfte des Erschöpften indeß täglich mehr und mehr.

Bezalel war trotz seiner Einfalt ein treuer trefflicher Krankenwärter, der die Befehle seines ärztlichen Gebieters mit gewissenhaftester Pünktlichkeit ausführte, und so war denn Johannes Kepler nach vier Tagen fähig, Zimmer und Bett zu verlassen und langsam über die Moldaubrücke wandernd dem hohen

Hradschin zuzuschreiten. Das Haus, welches Kaiser Rudolph's Gnade dem gelehrten Dänen geschenkt hatte, war mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet und wohlgeeignet, ihm sein schönes Uraniaburg, sein früheres Besitzthum auf der Insel Huen, vergessen zu machen.

Als Kepler in diese prächtige Wohnung eintrat, befand Tycho sich gerade beim Kaiser, und so führte denn ein Diener in stattlicher Livrée den Gast zu der Familie seines Herrn, wie dieser es ihm vor seinem Abgehen nachdrücklich eingeschärft hatte.

Frau Katharina von Brahe, eine noch sehr schöne Matrone, empfing, bolzgerade auf ihrem Lehnstuhle sitzend, den bescheiden Eintretenden mit gönnerhafter Freundlichkeit.

„Seid willkommen, Herr Magister, in dem Hause des Tycho von Brahe!" sagte sie in ihrem eigenthümlich harten Deutsch; „ich begrüße Euch im Namen meines Eheherrn und hoffe, Ihr werdet bis zu seiner Heimkehr mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen. Ich weiß, obgleich ich nur eine Frau bin, daß Ihr ein sehr gelehrter junger Mann sein müßt, da der erste Gelehrte auf der Welt Euch zu seinem Helfer und Famulus zu wählen beabsichtigt; ich zweifle auch nicht, daß Ihr diese Ehre zu schätzen wissen werdet."

Kepler verneigte sich tief und mit etwas verwunderten Blicken vor der zuversichtlichen Frau. Es lag in Wahrheit ebensoviel Rührendes als Komisches in der unverholenen Art, mit der sie ihren Glauben an die Weisheit ihres Gatten aussprach, dessen Ansichten der, welcher vor ihr stand, als falsch erkannt hatte, während er seinem Fleiße und Nachdenken alle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Frau von Brahe schien es für ihre Pflicht zu halten, das Gespräch nicht stocken zu lassen, und da Johannes nur soviel dazu beitrug, als die Höflichkeit nothwendig machte, so ergoß sich die Dame in endlosen Erörterungen über die Weisheit ihres Gatten.

Endlich ließ sich denn auch Tycho's Stimme im Vorzimmer vernehmen, wo er sehr laut befahl, die Tulpenzwiebeln, welche Sr. Majestät ihm soeben eigenhändig verehrt, sogleich an einen guten trockenen Ort zu legen, bis sie hinaus nach Benatek gebracht und dort dem Gärtner übergeben würden.

„Ihr seid also hier, mein Herr Magister," sagte er nach der ersten Begrüßung zu Kepler, „und ich glaube, daß Ihr allen Grund habt, dieß als ein großes Glück für Euch zu betrachten. — Nicht daß die Besoldung, die Ihr hier empfangen werdet, gar zu reichlich sei; des Kaisers Majestät ist zwar der

Born aller Gnade, aber auch ein solcher kann geleert werden, wenn allzuviele aus ihm schöpfen. — Hm! auch ich habe heute wieder kein Geld erhalten können, keines! Ebbe, vollständige Ebbe in allen Staatskassen; — aber ich halte Euch für einen Mann, der den Besitz der Weisheit jedem andern vorzieht, und wenn Ihr unter Tycho von Brahe arbeitet, so ist Euch Thür und Thor zum Tempel derselben geöffnet." —

„Mein Herr Ritter," entgegnete Kepler mit Ernst, „Sie wissen, daß ich Familienvater bin und folglich die Verpflichtung habe, für die Meinen zu sorgen. Ich kann nicht der Weisheit allein nachjagen, ich muß zuerst das tägliche Brot in Sicherheit haben für Weib und Kind, zudem, Ihr wißt, ich bin nach allen meinen Ueberzeugungen Anhänger der Lehre des Kopernikus" —

Tycho unterbrach ihn rasch und sichtlich geärgert — „und wodurch unterscheidet sich denn mein System so sehr von den tollen Träumen Eures frauenburger Domherrn?" fragte er. „Schon als ein rechtgläubiger Protestant müßtet Ihr, Magister Kepler, mehr zu meinem, als zu dem Systeme des Katholiken halten, das noch überdieß aller Erfahrung und dem gesunden Menschenverstande entzogen ist, wie? oder

seid Ihr wirklich der Meinung, daß diese Erde, so fest unter unsern Füßen liegend, mit uns, da wir ihren Stillstand fühlen, umherrollt im Aether? rollt, so daß wir während der Nacht mit den Köpfen nach unten hingen — ah bah!"

„Warum sollte ich Euch ermüden, Herr Ritter, indem ich Euch die Beweise für die Bewegung unseres Planeten wiederhole," sagte Kepler ruhig, „Ihr habt mich aufgefordert, Euch in Euren Geschäften beizustehen, und Ihr wußtet aus meinen Schriften, welches Meisters Lehre ich anhänge. Eine Ueberzeugung ist nicht etwas, das man nach eigenem Belieben wechseln kann wie ein Kleid, wir müssen sie auswechseln, wie die Schlange ihre Haut, und die neue, welche darunter liegt, ist dann auch nur durch die alte entstanden. Wie die Lehre des Kopernikus der Erhabenheit Gottes angemessener ist als die Eure, so ist sie es auch der menschlichen Vernunft, und wenn sie nicht ganz vollständig ausreicht, die Naturerscheinungen zu erklären, so kann dieß doch nur geschehen, indem man sie erweitert und vervollkommnet, aber nicht, indem man von ihr zu einer engeren und geringeren zurückkehrt."

Kepler hatte ruhig und mit dem Ausdruck der Bescheidenheit gesprochen, das entstellte Gesicht des

Dänen aber färbte während seiner Rede der Zorn in jedem Moment höher.

Die kräftige und schöne Hand fest auf die Marmorplatte eines Tisches stützend, auf welchem ein schönes Kunstwerk, das von Silber und Gold gearbeitete Weltsystem seiner eigenen Erfindung prangte, blickte er mit flammenden Augen auf denjenigen, der sich die ungeheuere Anmaßung zu Schulden kommen ließ, ihm, dem Tycho de Brahe, dem gelehrtesten Mann auf dem Erdboden, so ruhig und leidenschaftslos zu widersprechen.

„Mein System, das Werk höchsten Nachdenkens, ist der Erhabenheit Gottes und der menschlichen Vernunft nicht angemessen?“ schrie er zornig, „das wagt Ihr mir zu sagen? Ihr junger Fant, mir, dem Tycho, dessen Weisheit und Gelehrsamkeit die Könige der Erde bewundernd preisen? dessen Namen alle Welt mit Ehrfurcht nennt, während man von Euch kaum weiß, daß Ihr lebt? Ihr, dem ich die höchste Ehre erweise, indem ich ihn zu meinem Diener und Famulus erhebe? Geht, Magister Kepler! geht und erzählt Euren Bekannten, daß der Ritter von Brahe sich von Euch und Euresgleichen nicht belehren läßt, daß er feststeht in seiner Erkenntniß, fest

wie diese Erde selbst, auf die sein Männerfuß tritt. Geht und seid stolz auf die Ehre, die ich Euch erwiesen."

Der hochmüthige und zornige Mann wies bei diesen Worten mit einer gebieterischen Geberde nach der Thür, in deren schön geschnitztem Bogen von Eichenholz in diesem Augenblick ein stattlicher Diener erschien, der auf einem silbernen Teller seinem Herrn einen Brief überreichte.

„Von des Kaisers Majestät," sagte er dabei, und natürlich reichte das Wort aus, den Ritter von Brahe zur schleunigen Eröffnung des Schreibens zu veranlassen.

Aber zornig faltete er dasselbe, als er es durchflogen, zusammen, stampfte hastig auf den Boden und murmelte: „Ich soll! ich soll! ich will aber nicht, und noch hat kein König der Welt den Willen des Tycho von Brahe gebeugt."

Johannes Kepler aber verbeugte sich tief und höflich vor dem Erzürnten und verließ das Gemach mit der Gewißheit, daß neben Tycho für ihn kein Platz zu einer beglückenden Wirksamkeit zu finden sei.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wieder um eine Hoffnung ärmer, wanderte Kepler langsamen Schrittes die breite prächtige Straße hinab, welche von dem Hause Tycho's auf dem Hradschin nach der prächtigen Kaiserburg führte.

Wachen, mit Hellebarden bewaffnet, standen in der gewölbten Halle, und auch in dem stattlichen Schloßhof wanderten Soldaten auf und ab.

Kepler ging bis zu der Eingangsthür des Domes, sie war geöffnet, und einem Gefühl nachgebend, das ihn mächtig trieb, trat der protestantische Gelehrte in das schöne Gotteshaus, das ihn wie eine friedliche Zufluchtstätte zu empfangen schien.

Mit leisen Tritten ging er das Mittelschiff hinauf bis zum Hochaltare, betrat dann einen Seitengang und wandelte bis zur Thür zurück.

Sein Herz war voll und schwer. — Die Zukunft lag ein unabsehbarer dunkler Weg vor seinen Geistesaugen, und mit einem seltsamen Gefühl, das fast dem Neide verwandt war, hing sein leiblicher Blick an dem auf Goldgrund gemalten Christuskopfe, dessen braune Wunderaugen gleichsam tröstend auf ihm zu haften schienen. — „Glücklich, glücklich derjenige, der wie Du, o sanfter Welterlöser, für einen

großen Zweck leidet," sagte er beinahe laut. „Die Dornenkrone, welche Du trägst zur Erlösung des Menschengeschlechtes, ist, wie sehr sie auch Dein blutendes Haupt schmerzte, doch eine Krone ewiger Glückseligkeit. Wofür aber leide ich? welch ein Stern glänzt am Ende meiner mühseligen Laufbahn, nach dem ich hinstreben, dessen Licht, und schimmerte es noch so fern, meinen Pfad erleuchten möchte? Leide ich für die Wahrheit meines Glaubens? Ach, die mich am meisten anklagen und schelten, sind ja meine Glaubensgenossen! Leide ich für die Wahrheit jener lichtvollen Ideen über den Bau und die Bewegungen des Weltganzen? welchen Nutzen und welches Interesse haben dieselben für die Menschheit? wie viele Menschen wissen denn heute, und werden künftig wissen von Kopernikus', oder Tycho's System? — Der stolze Däne, in der Gunst des Herrn der Christenheit stehend, umgeben von Reichthum, Macht und der scheuen Ehrfurcht seiner Zeitgenossen, sieht verächtlich herab auf mich und meine Forschungen und Arbeiten. — Mit harter Hand klopft die Armuth, die bittere, bittere Sorge für das tägliche Brot an der Thür des Landflüchtigen. Kein liebend Herz schlägt auf Erden, das meinen Jammer bis in seine gallenbittern Tiefen verstünde,

dem ich ihn klagen könnte — keines!" Aber der Gedanke kam nicht zu seinem vollen Schluß in der Brust des Leidenden. — Die Tage seiner Kindheit, seiner Jugend, tauchten wie rosige Morgenwolken aus der Nacht mitten aus seinen schmerzlichen Erinnerungen auf, und der Gedanke an Apollonia stand wie Mondlicht über dem tobenden Meere, hell und klar über allen empörten Wogen seiner Gefühle. —

„Meine gute Mutter, meine theuere Freundin! ja, Du würdest Mitgefühl haben und Theilnahme für alle Leiden, die mein Herz bedrücken," dachte er getröstet, „und — leide ich doch auch für die Wahrheit, das höchste Gut des Menschen!" fügte er hinzu. „Jede erkannte Wahrheit, jede ist ein erhabenes Besitzthum der Menschheit, wenn wir auch für den Moment ihren Nutzen nicht einsehen, ja wenn sie gar keinen irdischen Nutzen hätte; ich erkenne Gott den Schöpfer, indem ich seine Schöpfung erkenne. In der Natur greife ich Ihn gleichsam mit Händen. — O und ich zage und verzage, weil Menschen mich beleidigen, weil ich die Armuth fürchte, weil das Leiden und die Entbehrungen meiner Familie mich, der ich ihr Erhalter sein soll, wie ein bitterer Vorwurf treffen? Vergib mir, mein Gott, vergib mir und nimm den Dank des Geschöpfes, das Du befähigtest, Deine Herr-

lichkeit in Deinen Werken ahnungsvoll zu schauen. Komme, was mag, ich werde es zu ertragen wissen."

Noch einen Blick auf das göttliche Antlitz des Erlösers werfend, verließ Johannes, gestärkt und ermuthigt, den Dom, und wandelte durch die Pforte, welche über die Brücke zwischen den Marställen nach dem prächtigen kaiserlichen Garten führt.

Es war Abend geworden, ein Abend, der trotz seiner herbstlichen Kühle durch den Schein des Vollmondes einen für Kepler's Gemüth unendlich süßen Reiz hatte.

Am Gitter stehend, schaute er hinab in jene tiefer liegenden Zwinger, in welchen Kaiser Rudolph seit Jahren schon im Freien und in großen Käfigen viele wilde Thiere aus fernen Weltgegenden verpflegen ließ. Löwen, Tieger und Leoparden aus Afrika, den grauen und braunen Bären von den Karpaten, aber auch andere Geschöpfe von weniger furchtbarer Art, Hirsche, Rehe und sogar den Steinbock und die zierliche Gazelle. — Kepler stand an einer Stelle, wo er, vom Mondlicht überströmt, den stattlichen Wildpark zu seinen Füßen übersehen konnte, und deutlich erkannte er dieses und jenes Thier, das in seiner nur aus Eisengittern bestehenden Behausung auf- und abschritt. — Auf der Höhe aber sah er die

alten und ältesten Gebäude des stolzen Hradschin, jene beiden uralten Thürme, den weißen Thurm und die Daliborka, und zwischen beiden Mauern mit kleinen schmalen Fenstern, aus denen zumtheil ein grelles Licht niederströmte.

Dort trieben die Alchemisten des Kaisers ihr unheimliches Wesen in kleinen, gefängnißartigen Zimmern, und so mancher, der sein Versprechen, Blei in Gold zu verwandeln, nicht zur festgesetzten Frist halten konnte, wanderte von dort nach den schrecklichen Gefängnissen in den beiden Thürmen, sein Leben unter andauernden Qualen aushauchend

Während Johannes, von mannigfachen Gedanken in Anspruch genommen, sich diesen unheimlichen Theil der Kaiserburg betrachtete, ertönte innen das Glokkenzeichen, das die Thore derselben für jeden schloß, der sein Recht auf den Eintritt nicht durch einen Erlaubnißschein erweisen konnte, und als er seinen Rückweg antreten wollte, fand er denselben gesperrt.

Fremd in Prag und völlig unbekannt mit dem Wege, der ihn von hieraus zur Moldaubrücke führen konnte, stand Kepler eine Weile ziemlich rathlos in der nächtlichen Stille, die von den verschiedenen Stimmen der Thiere in seiner Nähe in sehr unheimlicher Weise unterbrochen wurde. Herbstliche Nebel

woben einen Schleier um die Gärten zu seinen Füßen, wunderliche Düfte zogen aus den Laboratorien der Adepten bis zu ihm herüber, oben am Himmel aber stand hell und klar der Mond, der silberne Knauf am herrlichen Zelte, das der Athem Gottes durchweht.

„Ich will vorwärts gehen," dachte der Einsame, „immer gerade aus, der Weg vor mir muß doch zu Menschen führen, und dann kann ich mich erkundigen, wie ich hinab nach dem Ghetto in das Haus meines wackern Gastfreundes gelangen kann."

Wenige Schritte aber hatte er nur gethan, als ein Geräusch ganz in seiner Nähe seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war das Hilferufen einer Frauenstimme, unterdrückt durch irgendeine Gewaltthat. Kepler ging eilig den Lauten nach und stand in wenigen Augenblicken einer seltsamen Szene gegenüber.

Ein großer und starker Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt, hielt eine Frau fest in seinen Armen, während eine zweite sich bemühte, das Gesicht derselben mit einem Tuche zu verdecken und ihr Schreien und Rufen zu unterdrücken.

Ohne an die von seiner Krankheit nachgebliebene Schwäche, ohne überhaupt an irgendetwas

anderes, als an die Gefahr zu denken, in welcher ein schutzloses weibliches Wesen schwebte, zog Kepler seinen leichten Degen und schlug mit demselben der Person im Mantel einige flache Hiebe über den Rücken.

Ein tödtlicher Schreck schien den feigen Räuber zu durchbeben; er ließ die Dame aus seinen Armen, drückte sich den Hut tiefer noch ins Gesicht, hatte aber nicht den Muth zu entfliehen, sondern blieb zitternd stehen und sank endlich auf die Kniee vor der Dame, die vor ihm stand und ihren schönen Arm auf Kepler's Schulter stützte, um sich zu erholen.

Plötzlich aber schlug sie mit einer ruhigen Handbewegung den Schleier zurück, der bis dahin ihr Gesicht verhüllt hatte, und blickte voll Hoheit auf den Armseligen, der sich zu ihren Füßen im Staube wand.

„Ihr seid's, Philipp Lang, Ihr elender Schurke!“ sagte sie, und in dem Tone ihrer Stimme lag etwas, das Kepler bis ins Innerste erbeben machte. „Ihr wagt es, hier, kaum hundert Schritt von der Wohnung Eures Herrn den Wegelagerer zu spielen?“

„Gnädigste Gräfin,“ entgegnete der Angeschuldigte, noch immer knieend, „habt Mitleid mit mir, vergeßt mein Vergehen, verrathet mich nicht, um des

lieben Heilandes und der gebenedeiten Mutter willen verrathet mich nicht!"

„Elender," entgegnete die Dame mit Hoheit, „glaubst Du nicht, daß ich die Rolle, welche Du hier spielst, sehr wohl durchschaue? Glaubst Du, daß ich Dich und Deine Verläumdungen und Verräthereien fürchte? Geh hin und erzähle, wem Du willst, hörst Du, wem Du willst, daß Du die Gräfin Polixena von Rosenberg bei spätem Abend auf offener Straße in Begleitung einer einzigen Dienerin getroffen hast, ich werde dem zu begegnen wissen!"

„Gnädigste Frau, o mein Gott, gnädigste Frau, was thun Sie," jammerte ihre Begleiterin Hände ringend.

„Was nothwendig, was unerläßlich ist, armes Kind," entgegnete die Gebieterin fest.

„O Gott! Gott! auch das noch! auch das noch!" flüsterte die Dienerin mit einem Ausdrucke so tiefen furchtbaren Schmerzes, daß Kepler's Seele davor erschauerte.

Frau von Rosenberg aber erhob sich, wie es schien von aller Furcht befreit, blickte noch einmal verächtlich auf den vor ihr Knieenden und sagte dann:

„Sie gehen voraus, Philipp Lang, so weit, daß Sie meiner Unterhaltung mit dem Herrn, der mich aus Ihren Händen befreite, nicht Zwang auflegen;

Du, Wlasta, folgst dicht hinter uns, und sorgen Sie dafür, daß die Wache am Thore uns ungehindert passiren läßt."

Dann legte sie ihren Arm in den ihres Beschützers und so gingen die Drei in einiger Entfernung hinter Lang nach dem Thore der Kaiserburg zurück, das sich alsbald öffnete.

Während Kepler an der Seite der Dame über den ersten Hof schritt, wendete dieselbe sich plötzlich nach ihrer Dienerin um und flüsterte im sanften Tone: „Kommen Sie an meine Seite, theure Eva, fürchten Sie nichts mehr für mich, mein liebes Kind; dieser Schurke Lang wird schweigen, und Sie hat er, gelobt sei die gebenedeite Jungfrau! nicht erkannt. Sie aber, mein Herr," setzte sie, sich an Kepler wendend, hinzu, „nehmen Sie meinen innigen aufrichtigen Dank für den Ritterdienst, den Sie einer schutzlosen Dame geleistet. Ich bitte um Ihren Namen."

„Gnädigste Frau," entgegnete der Gelehrte, vergebens gegen das Beben seiner Stimme ankämpfend, „es ist das zweitemal, daß mir das Glück zutheil wird, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten. Die Erinnerung an den ersten Moment, da ich die Ehre hatte, vor Ew. Gnaden zu stehen, ist nie aus meiner

Seele geschwunden, ich bin, der unbedeutendste Ihrer Diener, Magister Johannes Kepler."

„Wie, mein Herr," sagte die Gräfin lebhaft, „ich habe die Ehre vor dem großen Gelehrten zu stehen, mit dem mich mein Vogel einst bekannt machte? In der That, ich bin dem Schicksale Dank dafür schuldig. Aber, mein' Herr Magister, hier stehen wir vor der Thüre meines Hauses, ich bitte Sie, mich morgen hier aufzusuchen, damit ich Ihnen dann meinen Dank geziemender abstatten kann; für jetzt nehmen Sie hier Ihren Weg aus diesem so streng bewachten, so fest geschlossenen Burghofe durch die Pforte hier, und Gott geleite Sie!"

Eine Minute darauf stand Kepler jenseits des Ausgangspförtchens des prächtigen rosenbergischen Palastes. Vor sich sah er ausgebreitet, wie ein köstliches Gemälde, das hundertthürmige Prag im Lichte des Vollmondes.

Nah vor seinen Füßen lag die tiefe rauhe Felswand, auf welcher die herrlichen Schlösser des Hradschin gegründet sind, und hinter sich und über sich erblickte er die glänzenden Fensterreihen der dicht an den rosenbergischen Palast gränzenden Kaiserburg.

Alles aber lag dort still, wie ausgestorben; nur das Mondlicht versilberte diese Fensterreihen und

nur der Nachtwind flüsterte unter den vorspringenden Dächern.

Ueber den Wassern der breiten Moldau lagen die Herbstnebel, graue, vom Silber des Mondes leicht umsäumte Feenschleier, und wie ein Stern schimmerte durch dieselben das ewige Lämpchen auf der Brücke am Fuße der Bildsäule des heiligen Johannes von Nepomuk.

Kepler lehnte sich bebend an die niedere Brustwehr, die ihn von der Tiefe schied.

Ihm war zu Muthe, als ob die Vergangenheit hinter ihm plötzlich versänke und der jetzige Augenblick sich nach einem kurzen schweren, aber zerrinnenden Traum an jenen anschlöße, da er ein fast noch knabenhafter Jüngling zum erstenmal vor der erhabenen Frau gestanden, aus deren schönem Antlitze ihm ein wunderbares Verständniß seines Wesens entgegenstrahlte. —

Er dachte nicht an den Heimweg, nicht an die Sorgen seines Lebens, nicht an die trübe nächste Zukunft, er fühlte sich frei von allen Kleinlichkeiten des Erdendaseins, und wie ein Doppelstrom himmlischen Lichtes rauschte durch seine Seele die selige Freude an seiner Wissenschaft und an dem Dasein des Wesens, das er liebte. — Nicht mit jener Liebe,

die den Besitz begehrt, sondern mit einer anderen reineren, höheren, die nichts Irdisches will und fordert und keine andere Seligkeit kennt, als sich des geliebten Gegenstandes würdig, sich ihm ähnlich zu fühlen.

Wie lange er dagestanden, anscheinend versunken in den Anblick der wunderbaren Mondlandschaft zu seinen Füßen — er wußte es selbst nicht; seltsame Gedanken und Träume hatten seine Seele durchwogt, wie er so das herrliche Prag zu seinen Füßen liegen sah, Gedanken und Träume, die visionenartig ganz unabhängig von seinem Willen wie Nebelbilder kamen und schwanden. Das Christusbild mit den braunen milden Augensternen schien mit ihm hinabzublicken auf die reiche Kaiserstadt und ihm war, als vernehme er das Flüstern des Versuchers: „Siehe, dieß Alles will ich Dir geben, so Du niederkniest und mich anbetest!" Dann aber hörte er Tycho's Vorträge über sein Weltsystem und des stolzen Dänen demüthige Bitte an ihn, dasselbe zu dem seinigen zu machen, und dann sprach Pater Johannes Fickler zu ihm von der Wahrheit und Echtheit des katholischen Glaubens und daß er nur heimlich zu Beichte gehen und die Messe hören dürfe, während es ihm zugleich schien, als tönten die

vollen Ströme der Musik eines Hochamtes im Dome, wo er noch vor wenigen Stunden so bitter verzagend gebetet hatte, in sein Ohr. Dann aber sah er Polirena, sie beugte sich zu ihm nieder, als wolle sie ihm die Lippen zum Kusse darbieten, und wieder flüsterte die Stimme des Versuchers: „Siehe, dieß Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest!"

Er legte die Hand auf sein Herz und sagte laut und mit fester Simme:

„Gott ist die Wahrheit! und nur wer in der Wahrheit bleibt, der bleibt in Gott! Aber Gott ist auch die Liebe, und Liebe und Wahrheit sind die Arme, die Er ausstreckt, um das Menschenherz zu sich emporzuziehen!"—

„Amen!" sagte eine tiefe, aber gedämpfte Stimme dicht neben ihm.

Die Visionen verschwanden, Kepler stand bebend an die Brustwehr gelehnt und Fieberglut auf seiner Stirn fühlend, neben einem Mann in einem braunen unscheinbaren Kleide, der wie er hinabblickte auf das herbstliche, vom Monde mild beleuchtete Landschaftsbild zu ihren Füßen.

„Ihr habt ein gutes Wort gesprochen, Fremder," sagte dieser. „Liebe und Wahrheit sind die Arme,

welche Gott ausstreckt, die Menschenseele zu sich zu erheben; wer sie nur fände, sich nur an sie festklammern könnte mit allen seinen Kräften!"

„Wir haben ein Vorbild," entgegnete Kepler leise, „der Erlöser hat es uns gegeben, er hielt fest an Liebe und Wahrheit"—

„Fest bis zum Tode am Kreuze," sagte der Andere, „und Alle, die vor ihm und nach ihm festbleiben in der Liebe, festhalten an der Wahrheit, müssen den Muth haben zu leiden und zu sterben wie Er. Die Erde ist das Land der Täuschungen, Selbstsucht ist die Haupttriebfeder aller menschlichen Gedanken und Handlungen; denn das Glück suchen wir alle, wir rennen ihm nach und strengen alle unsere Kräfte an, das fliehende zu erhaschen, gleichviel wen wir überrennen, was wir in den Staub treten, wenn jeder nur für sich selbst ein Zipfelchen seines goldenen Mantels erhascht. Wer festbleiben will in Wahrheit und Liebe, muß den Muth haben, dem Glücke den Rücken zu wenden."

„Ja!" sagte Kepler, „aber Glück und Glückseligkeit ist nicht eins und dasselbe; wer dem höchsten Gute, der Glückseligkeit, entgegenstrebt, der halte fest an Liebe und Wahrheit und wende kühn und entschieden dem Glück der Thoren den Rücken. Fortschreitend in der

Erkenntniß der Wahrheit, sich selbst vergessend in heiliger Liebe wird auch im bittersten Erdenleid Glückseligkeit, die Blume aus dem Garten des Paradieses, im Herzen keimen, ihr Blühen ist uns verheißen, wenn wir den Tod geschmeckt haben; denn die ewige Seligkeit in was anderem kann sie bestehen, als im Fortschreiten der Erkenntniß, im Wachsen der Liebe, fort und fort, bis wir das Ewige erkennen und das All mit unserer Liebe umfassen."

Der Fremde war bei den letzten Worten dem Sprechenden ganz nahe getreten, legte jetzt seine Hand auf Kepler's Schulter und sagte, ihm fest in die Augen blickend.

„Wer seid Ihr, Herr? Ihr seid kein Böhme Eurer Aussprache nach, Ihr seid auch keiner der Künstler und Gelehrten vom kaiserlichen Hofstaate und versteht, so scheint mir's, die Weisheit anders, als diejenigen, die dort," — er deutete dabei nach der Richtung, wo die Wohnungen der Alchemisten lagen — „den Stein der Weisen und die Goldtinktur suchen: aber was ist Euch? was habt Ihr? Eure Glieder beben ja wie das Laub im Winde?"

„Es ist das Fieber, Herr," entgegnete Kepler, „schon fühle ich, daß es wieder überhandnimmt in meinem Hirne; wollt Ihr ein Werk der Barmherzigkeit

thun, so bezeichnet mir den nächsten Weg nach dem Ghetto."

Der Andere schüttelte verwundert den Kopf. „Nach dem Ghetto!" murmelte er dann, „hm! sonderbar!" setzte er indeß mit großer Freundlichkeit hinzu: „Ich will Euch jemanden senden, der Euch bis zum Ghetto geleiten soll, armer Mann! Diese Fieber im Herbste sind sehr bösartig, sie zehren das Mark aus den Knochen und lassen den Menschen verdorren, wie einen gefällten Baum, he da, Trabant, bring diesen Mann, der erkrankt ist, hinab bis zum Eingang des Ghetto."

Er winkte dabei und wie durch einen Flor sah Kepler, daß wenige Schritte von ihnen dicht an der dunklen Wand der nächsten Gebäude einige Bewaffnete standen, von denen einer, auf ihn zuschreitend, in sehr höflicher Weise sagte: „Ich bitte Euch, folgt mir, mein Herr!" Wie im Schlafe wandelnd sah Kepler sich endlich vor der Wohnung seines Gastfreundes, wo Bezalel ihn erwartete, und bald fühlte der von neuem schwer Erkrankte nichts mehr, als das von wirren Traumbildern unterbrochene Toben des Fiebers.

Endlich kehrten indeß seine Kräfte wieder, seine Erinnerungen fingen an klar zu werden und er strebte mit Ernst, jedoch nicht mit ganzem Erfolge, die Ge-

bilde seiner Fieberträume von dem, was er wirklich erlebt hatte, zu sondern.

Rabbi Löw, der ihn abermals mit herzlichster Freundlichkeit gepflegt und behandelt hatte, saß wieder Stunden lang an seinem Bette, ließ unter seinen Augen von Bezalel Heiltränke brauen und gestattete dem Kranken endlich das Bett zu verlassen und hinaufzusteigen auf das flache Dach seines hohen Hauses, das die enge Straße der Judenstadt bei weitem überragte und eine freie weite Aussicht über den altersgrauen Friedhof und die blauen Wogen der Moldau bis hinauf zum hohen Hradschin bot.

Hier hatte Bezalel dem Kranken einen weichen Ruhesitz bereitet, auf den die Strahlen der Wintersonne in prächtigster Klarheit fielen, und Rabbi Löw zeigte ihm hier zum erstenmal seine schöne Erfindung, auf einer Glasscheibe das Bild ferner Gegenstände in täuschender Treue zu sammeln*). Kepler sah mit Erstaunen auf dem kleinen verdunkelten Spiegel die Gebäude des Hradschin, den Palast der Frau von Rosenberg, das Kaiserschloß, den herrlichen Dom in seiner ganzen architektonischen Pracht. Jedes Fenster, jeder Vorsprung, ja die Drachenköpfe der

*) Rabbi Löw gilt für den Erfinder der Camera obscura.

Dachrinnen zeigten sich in zierlichster Reinheit in dem kleinen belebten Bilde, und die Blätter der Bäume bewegten sich darin bei dem Hauche des Windes.

„Das ist schön, das ist wunderschön," sagte der Gelehrte, innigst erfreut; Rabbi Löw aber entgegnete kopfschüttelnd: „'s ist nur Schade und betrübend, daß man das schöne deutliche Bild nicht festhalten kann auf der Glasplatte, daß es verschwindet, sowie ich meine kleine dunkle Kammer hier fortrücke. Dieß Bild in seiner ganzen Klarheit und Deutlichkeit kann keines Malers Pinsel so herstellen, und nie wird des unsterblichen Sadler Grabstichel die Einzelnheiten der Gebäude des fernen Hradschin so genau wiedergeben, wie sie hier erscheinen."

Mit ernstem Blick betrachtete Kepler noch einmal das schöne reine Bild. Er konnte die Fensterscheiben im stolzen Palast der Frau von Rosenberg zählen und mit einem Seufzer gedachte er des Moments, da er die Herrin dieses Hauses gesehen.

Rabbi Löw mußte etwas auf dem Herzen haben. Kepler sah dieß an den Blicken, die der alte jüdische Forscher von der Seite auf ihn warf.

„Das ist der Palast der Rosenberge," sagte jener nach einer Weile und deutete mit seinem schlanken

bräunlichen Finger im Bilde auf das Gebäude. „Das stolze Geschlecht ist seinem Aussterben nahe. Die edle Polirena hat keine Kinder, und ihr Schwager, der letzte Rosenberg, wird sich nicht mehr vermälen."

„Warum nicht?" fragte Kepler mit leichtem Beben der Stimme.

„Kennt Ihr die Dame?" entgegnete statt einer Antwort der Rabbi.

„Ja und nein, mein edler Wirth," antwortete Kepler, „wenn sehen kennen heißt, so kenne ich sie; denn ich habe sie ein-, vielleicht zweimal in meinem Leben gesehen."

„Das reicht aus," entgegnete der Jude, „um es Euch erklärlich zu machen, daß Peter Wok von Rosenberg, der Protestant, der die Witwe seines katholischen Bruders nicht freien darf, nach dem Tode seiner ersten Gattin, mit der ihn Familienrücksichten verbanden, unvermält zu bleiben beschlossen."

„Die Dame ist von wunderbarer Schönheit," sagte Kepler leise.

„Sie ist weit mehr als das," entgegnete der Rabbi, „sie ist von einem wunderbaren Geiste, und wenn etwas am höchsten an ihr zu bewundern, so ist es ihr edles und großes Herz. Ich habe geglaubt, Ihr stündet in näherem Verkehr mit ihr, denn

täglich hat sie einen ihrer Diener herabgeschickt, sich nach Eurem Befinden zu erkundigen, auch spracht ihr in Euren Phantasien sehr häufig ihren Namen aus."

„That ich es, mein würdiger Freund," entgegnete Kepler mit einem wehmüthigen Lächeln, „so nehmt als Ursache an, daß ich sie wenige Augenblicke vor dem erneuten Ausbruche des Fiebers gesehen habe."

„Hier ist ein Brieflein von ihr an Euch," sagte der Rabbi, „ich wollte es Euch nicht eher übergeben, bis Eure Gesundheit mir fest genug erschien, eine Gemüthsaufregung zu überwältigen. Da nehmt!"

Er reichte dabei einen kleinen, auf parfumirtem Papier geschriebenen Brief dem heftig zitternden Mann, und wendete sich hinweg, um seinen Gast ungestört lesen zu lassen. Eine Flut von Gefühlen, die er vergebens gestrebt haben würde zu sichten und zu sondern, strömte durch Kepler's Seele. Dieser Mann von so glühender Phantasie war vielleicht wie kein anderer geschaffen für eine große Leidenschaft und in Polirena von Rosenberg war ihm ein weibliches Wesen entgegengetreten, ganz geeignet, eine solche anzufachen und zu erhalten. Schön, so schön, daß der Ruf ihrer großen Reize sich Jahrhunderte lang erhalten hat, stand sie in den Lebensverhältnissen erhaben und glänzend, wie die Sonne über der Erde,

über dem jungen Gelehrten, dessen ganze Geistesrichtung von der Art war, daß er nur da mit Begeisterung lieben konnte, wo die Liebe sich mit der höchsten Verehrung vereinen mußte.

Kepler stand am Scheidewege seines Lebens, wenn diese Frau ihn werth hielt, sich ihm zuzuneigen.

Der Brief brannte in seiner Hand, wie man es von jenen Goldstücken sagt, welche der Versucher denen gibt, die er zu sich locken will.

Er erbrach ihn und las:

‚Mein Herr Magister!

Zu meiner größten Betrübniß habe ich erfahren, daß Sie einer heftigen Krankheit unterlegen sind. Rabbi Löw, der würdige Arzt und große Gelehrte, ist Ihr Pfleger, und so weiß ich Sie auf das Beste versorgt. Ich bitte Sie aber von ganzem Herzen, mich, sobald es Ihre Gesundheit gestattet, mit Ihrem Besuche zu beehren.

Vielleicht macht es Ihnen einiges Vergnügen, zu erfahren, daß des Kaisers Majestät Sie mit einem Gehalt von fünfhundert Gulden als Arbeiter an den prutenischen Tafeln angestellt und ihnen das Haus neben der Skt. Georgskirche zur Wohnung angewiesen hat. Ihr Gehalt aus Steiermark wird

Ihnen sicherlich nachgezahlt werden. Gott sei mit Ihnen und fördere Ihre Genesung!

Polirena von Rosenberg.'

Ein tiefer Seufzer rang sich aus Kepler's Brust empor. Das war nicht, was er von diesem Briefe erwartet, nein nicht erwartet, sondern nur leise ersehnt hatte. Er legte das leichte Blättchen aus der Hand und stand auf, um wieder hinab in sein Zimmer zu gehen. Sein jüdischer Hausfreund bot ihm zur Stütze den Arm und von einer plötzlichen Ermattung ergriffen, legte der Kranke sich in das bereit stehende Bett und war eben entschlummert, als sein Wirth eilig und aufgeregt zu ihm ins Zimmer trat.

„Gott meiner Väter!" rief er, „welche Ehre widerfährt Euch, Herr Magister, und durch Euch meinem armen Hause. Des Kaisers Majestät werden an dem heutigen Abende in Begleitung des Herrn Ritters von Brahe und ihres vertrauten Kammerdieners Philipp Lang, hierher kommen, um sich persönlich von Eurem Wohlbefinden zu überzeugen."

„Ihr träumt wohl, Rabbi Löw," entgegnete Kepler gewissermaßen erschreckt, „wie käme der Kaiser dazu?"

„Ihr seid ein Bekannter der Frau von Rosenberg," sagte der Jude sich leicht verbeugend, „und

was diese Dame vermag über des Kaisers Majestät, das weiß ein Jeder, der den Hof Rudolph II. kennt. Sagt man doch, es hätte nur an der Zustimmung der edlen Polirena gelegen, die Gemalin des Kaisers zu werden; ihre Bescheidenheit aber, und richtige Einsicht in die Verhältnisse, wie auch die Prophezeiung, welche alle Sternkundigen dem Kaiser gegeben, daß sein Leben bedroht sei durch seinen natürlichen Nachfolger auf dem Throne, hätten sie davon zurückgehalten."

Ein leiser Frost rann bei diesen Worten durch Kepler's Glieder. — Welcher Art war das Verhältniß dieser so edel und rein blickenden Frau am Hofe Rudolph's, dessen mannigfache Liebschaften nicht unbekannt waren im deutschen Lande?

„Ich kenne die Frau von Rosenberg nur sehr flüchtig," entgegnete Kepler, aber sein jüdischer Gastfreund schüttelte bedeutsam das Haupt und meinte: „Gleichviel, gleichviel; wer Gnade gefunden vor den Augen der sehr edlen Polirena, der kann sich auch der Gnade kaiserlicher Majestät erfreuen."

Kepler sah nun den Anstalten zu, welche von den Familiengliedern Rabbi Löw's zum Empfang des kaiserlichen Gastes gemacht wurden. Zum erstenmal sah er die alte Gattin des Rabbi und seine schöne

Tochter, die sich beide bemühten, die geschmückten Sabbathräume des Hauses noch stattlicher zu schmücken.

Seltsamerweise aber, je näher der Moment kam, in dem der kaiserliche Gast erscheinen sollte, desto mehr veränderte sich das Wesen und Auftreten des Rabbi.

Der Ausdruck seines Gesichtes verlor etwas von seiner Intelligenz und Milde, seine Sprache, die sowohl im Deutschen als Lateinischen Keplern gegenüber die eines hochgebildeten Mannes gewesen, nahm die bei seinem Volke gebräuchlichen und gewöhnlichen Fehler und Wendungen an. Von seinem Arbeitsplatz verschwanden die Bücher des Galilei, des Kopernikus, des Paracelsus, der vorzüglichsten böhmischen Gelehrten, die damals bedeutendsten über Astronomie und Mathematik, Medizin und Geschichte, und an ihrer Stelle lagen die der gelehrten Talmudisten. Rabbi Löw, vor kurzem noch ein Mann an Bildung und Benehmen weit über seinem Volke und seiner Zeit stehend, hatte sich plötzlich in einen gelehrten Rabbi verwandelt, in den jüdischen Zauberer, von dem die Geschichten seiner Zeit die seltsamsten Wunder berichten.

Kepler's Augen hingen voll Erstaunen an ihm,

und indem der Rabbi dieß bemerkte, sagte er mit einem Lächeln, das seinem früheren Wesen angehörte:

„Wundert Euch nicht, mein werther Herr Magister; wenn ich es auch bei Euch wagen darf, mich zu zeigen wie ich bin, so ist das Andern gegenüber unmöglich. Nur indem ich mein Leben in die Dunstwolke kabbalistischer Weisheit verhülle, kann ich es unabhängig machen von meinem und Euerm Volke. Meiner Geburt und Ueberzeugung nach ein Jude, wie Ihr ein protestantischer Christ, gehen doch alle meine Neigungen dahin, den Herrn, der die Welt gemacht, in seinen Werken zu erkennen. Während ich mich mit Mathematik, Physik, Medizin und Astronomie beschäftige, lasse ich die Welt um mich glauben, ich gebe mich den unfruchtbaren und mystischen Studien talmudischer Weisheit hin. — Wenn die christlichen Machthaber, unter deren Gewalt ich mich beugen muß, wüßten, womit ich mich beschäftige, würden sie mich als einen Zauberer verbrennen. — Wenn meine Glaubensgenossen es wüßten, würden sie mich aus der Gemeinde stoßen, obschon ich mit strenger Gewissenhaftigkeit alle Gesetze halte. Mein Herr Magister, wenn Ihr ähnlich handeln würdet wie ich, wenn Ihr der Thorheit die Opfer brächtet, die ihr gebracht werden müssen, damit sie mit ihrem ehernen

Fuße nicht die arme keimende Wissenschaft zertritt, so würdet Ihr in kurzem für den weisesten Mann Eurer Zeit gelten, Gold in Fülle würde auf Euch niederregnen und ein Marmelstein würde einst Euer Grab decken. Die Welt will getäuscht sein, also täusche man sie — aber horcht! das sind die hohen Gäste, die uns beehren.“—

Rabbi Löw war im nämlichen Moment in Blick, Sprache und Manier wieder Jude, so ganz und gar Jude, daß Kepler an eine Art Zauber, der den Mann verwandelt, hätte glauben können.

Mit dem Ausdruck der demüthigsten Unterthänigkeit verbeugte er sich vor den Eintretenden. Kepler aber stand einen Moment lang erstaunt, ja erschrocken; denn der Mann im einfachen braunen Kleide, welcher in der Nacht auf dem Hradschin mit ihm gesprochen, war niemand anders, als Rudolph II., das gelehrte und melancholische Haupt des gährenden deutschen Reiches.

Jetzt freilich war seine Kleidung und selbst sein Gesichtsausdruck wesentlich anders als in jener Nacht. Er trug über einem Sammtwammse Armschienen von getriebenem Silber mit den feinsten Verzierungen, eine dreifache Krause von prächtigen Spitzen und eben solche lang über eine schön geformte Hand fallende

Manschetten; vorn unter dem dreieckig ausgeschnittenen Wammse konnte man die feinen Kettchen eines florentinischen Panzerhemdes bemerken, und sein Beinkleid von schwerer Seide war mit goldenen Arabesken in mancherlei Verzweigungen gestickt. Der Orden des goldenen Vließes lag auf seiner Brust und sein Haupt deckte ein Hut mit goldener Agraffe, in der ein Diamant funkelte. Er hielt in der Hand eine Rolle und seine schönen braunen Augen blickten voll natürlicher Hoheit auf den Gelehrten.

Das Gesicht des Kaisers schien gleichsam aus zwei sehr verschiedenen Gesichtern zu bestehen. Auge und Stirn waren schön und edel, und die leichten Fältchen in den Augenwinkeln ließen auf Humor schließen, buschige Brauen gaben dem Gesicht bisweilen, besonders wenn er sie zusammenzog, etwas düsteres, der Mund aber und die herabhängende wampige Wange raubten dem Gesicht jeden Ausdruck von Würde und Erhabenheit und ließen es sinnlich, weichlich und schlaff erscheinen.

„Ihr erkennt mich, Magister Kepler," sagte der Kaiser, „und das ist mir lieb! Es freut mich, Euch soweit hergestellt zu sehen, daß Ihr nun in Bälde Euer Amt antreten könnt, für heute Abend aber sollt Ihr Euch bemühen, mir das Horoskop zu stellen; hier

habt Ihr alles dazu Nöthige, ich selbst habe es Euch gebracht, und ich bin sehr gespannt zu erfahren, in wie weit die Prophezeiungen Eurer Weisheit mit denen meiner andern gelehrten Astrologen — hier gab er dem Ritter von Brahe ein leichtes verbindliches Zeichen mit der Hand — übereinstimmen."

„Majestät," sagte Kepler, sich tief verneigend, „ich bin kein Astrolog; ich bin ein schlichter Mathematiker und bin der Meinung, daß die Sterne am Himmel keinen andern Einfluß auf die Geschicke der Menschheit üben, als indem sie in den verschiedenen Stellungen ihrer Bahnen vielleicht auf die Temperatur, oder auf Wind und Wetter wirken mögen: ich sage vielleicht, denn etwas Näheres wissen wir nicht davon, und wer weiß, ob je eine Zeit erscheint, wo wir mit Sicherheit unsere Schlüsse daraus ziehen können."

„Wie," sagte der Kaiser mit verfinstertem Antlitz, „aber Ihr habt doch dem jungen Grafen von Waldstein das Horoskop gestellt, der jetzt in Diensten meines Vetters, des Erzherzogs Ferdinand, sich Lorbeern erwirbt in Friaul, und dennoch gebt Ihr Euch das Ansehen, daß Ihr die Astrologie, die Krone aller Wissenschaften, verachtet?"

„Ich verachte Sie nicht, Majestät," sagte Kep-

ler bescheiden. „Dem Menschen ward die Begierde eingepflanzt, sich die Kenntniß der Zukunft anzueignen, und er suchte dieselbe in den Sternen. Gott wollte, daß auf diesem Wege das Menschengeschlecht zu der Kenntniß seiner Herrlichkeit in seinen Werken gelangen sollte, und darum preise ich die Astrologie, welche die Bahn zur Astronomie gebrochen“—

„Wie und das wäre alles,“ entgegnete Rudolph; „ich verachte die Astronomie nicht, aber ich meine, die Menschheit würde sich nicht eben schlechter befinden ohne dieselbe.“

„O Majestät,“ rief Kepler mit leuchtendem Blick. „Was ist das Höchste, zu dem sich der Menschengeist erheben kann? Gott! Gott! zu dessen Herrlichkeit die Astronomie uns mit tausend Sternen aus dem Erdendunkel hinaufleuchtet. Das Weltgebäude ist ein harmonisches Ganzes und Gott ist dessen Seele. Er ist die höchste Harmonie und allen Seelen hat er eine eigene innere Harmonie als sein Bild aufgedrückt. — Die Zahlen, die Figuren, die Gestirne, die Natur überhaupt, harmoniren mit den Geheimnissen der heiligen Religion. Diese Harmonie aufzusuchen, ihr zu lauschen, ist die höchste seligste Freude der Menschenseele, und das ist ja eben das Studium und letzte Ziel der Astronomie.“

Des Kaisers braunes seelenvolles Auge hing voll Aufmerksamkeit an dem Sprechenden.

„Mit der Religion, sagt Ihr, harmoniren die Geheimnisse der Natur?“ entgegnete er, und ein tiefer Ernst hatte sich um den Mund gelagert, von dem der entstellende weichliche Ausdruck gänzlich geschwunden. — „Ist doch die Religion selbst jetzt nichts als eine einzige fürchterliche Disharmonie, die herzzerreißend in mein Ohr tönt. In diesem Zimmer jetzt sind wir vier Männer und bekennen vier verschiedene Religionen. Hier der Rabbi ist ein Jude, Ihr, Ritter von Brahe, habt die Konkordienformel unterschrieben, während Ihr, Magister, der Ihr Euch auch Protestant nennt, sie von Euch gewiesen. Ich bin — er machte das Zeichen des heiligen Kreuzes an Stirn und Brust — durch Gottes Gnade ein Sohn und Schützer der heiligen römischen Kirche. Mit welcher Religion sollen nun die Geheimnisse der Natur, die Zahlen, Figuren und Gestirne harmoniren? Sagt Ihr mir das, Rabbi Löw, Ihr, den die Welt den größten Gelehrten nennt hinsichtlich der Kenntniß seiner eigenen Religion!“

„Ew. kaiserliche Majestät belieben zu scherzen mit dem unterthänigsten Knecht, dem armen Juden,“ sagte der Rabbi, „wie, ich sollte entscheiden über

Religion und welche von allen zu den Geheimnissen der Natur am besten stimmt und harmonirt? Ich, der Jud'? Soll ich sagen, die meine? — kenn' ich doch nicht alle andern und wäre auch das Leben zu kurz, um sie alle kennenzulernen. Gott soll mir beistehen in seiner Gnade, wie könnte ich darüber entscheiden!"

„Aber," sagte der Kaiser sehr ernst, „sind doch die Menschen alle so eigensinnig, halten sie doch so fest wie Kletten an ihrer Religion, versteifen sie sich doch in die oft tollen, widersinnigen Lehren derselben und widerstehen aller Belehrung, allem Einfluß der Wissenschaft und Erkenntniß, fest beharrend in thörichten Irrthümern! Sprecht, Rabbi, was ist's, das die heutige Zeit entzweit, das Elend über den Erdboden verbreitet, doch nur das eigensinnige Festhalten an jedem Tüpfelchen und Pünktchen religiöser Meinungen. O man könnte Thränen vergießen, wenn man dieß Treiben ansieht."

Er schwieg, auch die Andern schwiegen eine Weile und endlich legte der Kaiser die Hand auf die Schulter des Juden und sagte milde: „Antwortet Ihr mir darauf, Rabbi Löw, weiser Mann, gelehrter Talmudist!" —

„Nun, was soll man sagen," entgegnete der Rabbi,

„ist doch die religiöse Ansicht eines frommen Menschen eben gleichsam wie seine Haut, so fest mit seinem Ich verwebt und aus demselben herausgebildet, daß man nicht daran denken kann, sie abzulegen wie ein Kleid, das heißt wohlverstanden, mein verehrter kaiserlicher Herr, ich rede von dem, was man so verschiedenen Glauben nennt. Da sind fern im Orient die Türken, die Christen hier in diesen gesegneten Landen, und unter denselben die Katholiken, die Lutheraner, die Utraquisten, die böhmischen Brüder, die Waldenser, Hugenotten, Kalvinisten und noch viele andere; da sind ferner wir, die Juden, die Ihr verachtet, deren Tempel Ihr verspeiet. Fraget aber einen jeden; jeder nennt sich selbst den Rechtgläubigen und die andern alle mit einander Ungläubige! Warum? weil eben einem jeden seine eigene Haut paßt, und recht ist. הֲיַהֲפוֹךְ כּוּשִׁי עוֹרוֹ, וְנָמֵר חֲבַרְבּוּרוֹתָיו.

‚Kann ein Mohr seine Haut, ein Leopard sein buntfleckiges Fell ändern?‘ spricht der Prophet Jeremias.

„Was soll man sagen? wollt Ihr jedem die Haut, die anders ist, als die Eure, abziehen und ihm eine anziehen nach dem richtigen Muster? Gott meiner Väter, das würde doch nie gelingen, die Haut bildet sich nur von innen heraus. Schinden — ja das können diejenigen uns, die an unserer natürlichen

Haut Anstoß nehmen — uns eine andere geben, das können sie nicht! — Wie aber auch die Haut an Farbe und Gestaltung verschieden sei, sie ist doch die natürliche Bedeckung des Innern, das bei allen Menschen gleich ist. Wie, oder haben wir nicht Alle Herzen und Nieren, Magen und Eingeweide? Wie, glauben wir nicht Alle an einen ewigen, erhabenen, vollkommnen, gütigen Gott? stimmen wir nicht Alle darin überein, daß er verehrt sein müsse durch Tugend? fühlen wir nicht Alle unsere eigene Schwäche und Kleinheit neben der Erhabenheit des Schöpfers? hoffen wir nicht Alle, daß er uns beistehen werde, wenn wir ihn anrufen? ‚Allen, Allen ist der Herr nah, so ihn aufrichtig anrufen,' spricht der Psalmist. Sind einige Menschen schön, andere häßlich, einige weiß, andere schwarz und braun, was wollt Ihr? Sie wurden es nach bestimmten Gesetzen von innen heraus, vielleicht könnt Ihr sie von innen heraus Euch ummodeln und mit der Zeit in Jahrhunderten, Jahrtausenden die Mohren in Weiße verwandeln: sie abziehen und mit weißer Haut versehen — das könnt Ihr nicht! — Möchtet Ihr darum immer lassen, כַּאֲשֶׁר עָשָׂה אֱלֹהִים wie Gott es geordnet, laßt jeden sich aus sich heraus aufs beste entfalten; das Aeußere wird dann zwar verschieden sein, aber

wie ein Garten voll bunter Blumen schön in seiner Mannigfaltigkeit. Das Innere, das Innerste, mein Herr und Kaiser, ist doch bei uns Allen gleich; die Ehrfurcht und Liebe zu Gott, das ist der Herzschlag, der in uns Allen pulsirt, kein Leben ohne ihn — d'rum laßt ihn frei sein. — Nur der Druck erzeugt die Schwielen, die jeden von uns mehr oder minder entstellen. Laßt jeden wachsen und sich entfalten in seiner Weise, ohne äußeren Zwang, aber nicht ohne innere Pflege, das ist, nicht ohne Erziehung, und jeder wird schön werden in seiner Weise und gute Frucht bringen nach seiner Art. Der Talmud erzählt von einem Ehemann, der einen Widerwillen gegen seine Frau hegte, weil ihr Gesicht nicht so hübsch, ihre Wange nicht so rund war, als er es wünschte. Er entzog ihr also die bessere Pflege; sie mußte sich mit schlechter Kost begnügen und ihre Wangen wurden immer magerer, und der Haß des Mannes stieg in demselben Maße, wie die Abzehrung der Frau, bis sie sich endlich über diese Behandlung bei Rabbi Ismael beklagte. ‚Bleibe einige Zeit in meinem Hause,' sprach der Rabbi! Sie blieb und wurde dort liebevoll gepflegt. Einst begegnete der Rabbi ihrem Gatten: ‚Wie geht's mit Deinem Weibe?' befragte er ihn. ‚Die mußte mein Haus verlassen,' war die

Antwort, ‚denn sie war mir unerträglich wegen ihrer Häßlichkeit.' —‚Nimm Dir doch eine andere,' sprach der Rabbi, ‚sieh durch diese dunkle Scheibe dort meine Verwandte an! Ist das Weib nicht hübsch? ich gebe sie Dir zur Frau.' — ‚O Herr!' sprach der Gatte, ‚wie glücklich würdest Du mich machen, wenn Du mich von jener Häßlichen entbindest, und mir jene herrliche Gestalt zutheil würde!' — ‚Beides soll geschehen,' erwiederte der Rabbi, und führte ihm die neugeschaffene Schöne in die Arme. Der Ehemann war glücklich, aber der Rabbi weinte: ‚Ach, Tochter Israels, Du bist schön, אַתָּה בַּת יִשְׂרָאֵל nur der Druck macht Dich häßlich.' — Wachsen doch im Garten," fuhr Rabbi Löw fort, „Aepfel, Pflaumen, Pfirsiche und Birnen, wachsen doch im Walde Eichen und Buchen und Tannen, Mannigfaltigkeit ist das Wesen der Schöpfung Gottes. Durch Zwang und Druck kann man ja jede Pflanze, jedes Thier, ja jede נִשְׁמַת אָדָם Menschenseele verkrüppeln, verwandeln kann man sie nie — aber ausbilden zu ihrer höchsten Schönheit, entwickeln, nur durch weise Wartung und Pflege. Es sind Thiergattungen ausgerottet, es sind Pflanzengattungen verschwunden vom Angesicht der Erde. Ihre Zeit war vorüber nach dem Willen des Höchsten — gelobt sei er — Ihr könnt auch

ein Volk, Ihr könnt eine Religionspartei ausrotten durch Schwert und Feuer und Folter. Versucht's, wenn Ihr den Muth habt. Die Macht habt Ihr; aber die Menschen, die Ihr verfolgt, sind keine nutzlosen Pflanzen, kein Unkraut, das verdorrend die Erde düngt. Es sind keine vernunftlosen Thiere, die, während man ihre Gattung verfolgt, doch noch die kleinen Genüsse ihres irdischen Daseins kosten. Es sind Menschen! Gleichviel ob Juden, Türken, Lutheraner. Sie sind, wie Ihr, großmächtigster Kaiser, nach dem Bilde Gottes geschaffen. Je mehr Ihr sie leiden läßt, je schärfer Ihr sie verfolgt, desto fester werden sie halten an Ihrer Meinung; das ist menschliche Natur und fast jeder Glaube ist erst groß geworden durch Verfolgung. Sie können aussterben als Märtyrer — wenn es der Herr also will; aber sie können auch erstarken und im Kampfe die Oberhand gewinnen."

Rabbi Löw hatte bei jedem Worte, das er sprach, mehr und mehr eine Würde entwickelt, die sehr wohl zu seiner edlen Gestalt, zu dem schönen Greisenantlitz paßte.

Der Kaiser blickte zu Boden, und als Löw schwieg, herrschte eine tiefe Stille in dem festlich geschmückten Zimmer. Tycho de Brahe aber, der während des

ganzen Gespräches schweigend zur Seite gestanden hatte, trat jetzt vor, legte die Hand auf des Juden Schulter und sagte geschmeidig: „Hätte ich doch nimmer und nimmer mehr gedacht, in dem gelehrten Rabbi einen so eifrigen Vertheidiger der Glaubensfreiheit zu finden! Das Rechte mag hier wie die Wahrheit wohl auch in der Mitte liegen. Glaubensfreiheit — insoweit sie keinen öffentlichen Anstoß gibt, Glaubensfreiheit mit gehöriger Aufsicht, mit geziemender Achtung vor dem allgemein herrschenden Glauben, mit einem Worte, diejenige Glaubensfreiheit, die das erlauchte Haupt der Christenheit, dem wir dienen, uns allen gewährt."

Der Kaiser lächelte. „Man muß einem Mann, wie Euch, etwas zugute halten, mein weiser Rabbi; wir aber wollen das Ziel, von dem wir ausgingen, nicht aus den Augen lassen. Wollt Ihr in dieser gesegneten Nacht uns das Horoskop stellen, Magister Kepler, als erste Arbeit in Euerm neuen Amte?"

„Wenn Ew. Majestät es befehlen und in meinen Worten nichts anderes sehen wollen als, wofür ich sie ausgebe, das Resultat der Anwendung gewisser mir bekannten Regeln in einer Kunst, die ich für eine durchaus trügerische halte."

„Ich verlange von Euch die Ausführung meines

Befehles," sagte der Kaiser stolz, „Eure Ansicht dabei werde ich mir vielleicht künftig auseinandersetzen lassen." Dann aber setzte er mit großer Freundlichkeit hinzu: „Ich hoffe indeß, daß Ihr zu solcher Arbeit Euch wohl und aufgelegt fühlet."—

Es lag in diesen Worten der Ausdruck wahrer Güte, und Kepler fühlte in seinem Herzen ein gewisses ehrfurchtvolles Mitleid mit dem Manne, der, auf einem so hohen Platz stehend, so wenig von dem besaß, was das Leben beglückt.

„Ihr wißt," setzte der Kaiser nach einer kleinen Pause hinzu, „daß ich wohl Grund habe, mit Unruhe in die Zukunft zu schauen. Die Stände meines Reichs sind in Zwiespalt, meine nächsten Anverwandten bedrohen mich mit hinterlistigen Anschlägen, und in meinem eigenen Hause bin ich ein einsamer Mann, der keine andere Freude hat, als die an Kunst und Wissenschaft, da ich keine Gemalin finden kann—die—" Er schwieg eine Weile, als ob er den Schluß des Satzes vergessen hätte, und seine Augen nahmen einen eigenthümlich leeren Ausdruck an. Dann wandte er sich sehr rasch um und rief mit lauter Stimme: „Philipp, Philipp Lang, wo seid Ihr? was entfernt Ihr Euch von mir, sind auch Trabanten in genügender Zahl vorhanden, um mich vor den Liebeszeichen

meines Bruders Mathias zu beschützen? Habt Ihr Euch auch genau von der Haltbarkeit des Panzerhemdes überzeugt, das Ihr mich heut anlegen ließet? — Mensch! ich habe Euch in Gold gefaßt, ich habe Euch aus der Niedrigkeit und dem Elend emporgezogen; ich denke, Ihr werdet und müßt mir treu sein, ist es doch Euer eigener Vortheil, denn mein Bruder Mathias würde Euch zollweise sterben lassen, wenn er zur Regierung käme. Ihr wißt, daß seine Vertrauten, daß der Priester Khlesl Euch den schlechtesten aller ungehangenen Schufte nennt. — Da! da löst mir die Schnalle meines Schuhes, sie drückt mich blutig." — Er streckte bei diesen Worten dem eingetretenen Leibkammerdiener den Fuß hin und dieser kniete nieder und löste die Schnalle. — Es war der Mann, der Frau von Rosenberg auf der Straße unweit des Hirschgrabens angefallen! —

Ein Schauder durchrieselte Kepler's Seele. Das Gesicht des Kaisers sah aus, als ob die bösen Dämonen des Wahnsinns dahinter lauerten, und sein nächster vertrautester Diener war ein Schurke.

Als die kleine Aenderung am Schuh des Kaisers gemacht war, erhob sich Philipp Lang von den Knieen und zog aus seinem Gürtel ein Balsambüchschen,

das er dem Kaiser zum Einathmen des Geruches hinhielt.

Allmälig schienen sich die Lebensgeister Rudolph's dadurch zu beleben; doch war es bemerkbar, daß er sich allein mit seinem Diener glaubte.

Seine Augen hafteten mit einem funkelnden Blick auf diesem. „Wenn Ihr Recht hättet," sagte er und seine Stimme bebte, „wenn es wahr wäre, daß sie, auf deren Ergebenheit und Treue ich wie auf die Reinheit der Engel des Herrn zähle, mit meinem ärgsten Feinde, mit diem falschen stolzen Lobkowic, konspirirte, ja das wäre das schlimmste von allem, was ich erlebt habe. — Ich kann es ertragen, daß die Türken meine Länder verwüsten, ich kann es ansehen, daß meine Unterthanen rebelliren, daß meine Brüder mich verrathen: Brüder, Unterthanen, Feinde, es sind jämmerliche Menschen voller Selbstsucht; sie, aber sie!"—

Nach einigen Augenblicken, in denen er wie im Schlafe dagesessen, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, blickte unruhig im Zimmer umher und sagte endlich ganz sanft und freundlich, als ob nichts vorgefallen wäre: — „Entschuldigt, Herr Ritter von Brahe, ich war einwenig eingeschlummert, ich leide seit einiger Zeit an einer gewissen Schwäche, aber das ist

nur vorübergehend, ganz vorübergehend, die gelehrtesten Aerzte gaben mir diese Versicherung."

Dann erhob er sich von seinem Sitze, ließ sich von Rabbi Löw die von ihm erfundenen schönen Spiegelbilder zeigen, ermahnte Kepler zum fleißigen Arbeiten an seinem Horoskop und ging, gefolgt von Tycho und Philipp Lang und geleitet von dem Rabbi und Kepler, zu seinem von Trabanten umgebenen Wagen.

„Was war das? was fehlte dem Kaiser?" fragte Kepler erschreckt, als er sich mit seinem Gastfreunde wieder allein befand.

Der Jude zuckte die Schultern. „Auch der Gebieter des römischen Reiches," sagte er dann, „ist ein Mensch und menschlichen Schwächen und Uebeln unterthan. Es kann wohl keinem Zweifel unterworfen sein, daß Kaiser Rudolph an zeitweiligen Geistesstörungen leidet, die eine Folge seiner Erziehung, seiner Studien, seines vielfachen Kummers und Aergers, vielleicht auch seiner ungeregelten Lebensweise sind. Seit Jahren schon ist der Monarch fast nie am Tage sichtbar, sein Leben beginnt erst, wenn es Abend wird. Dann ist er mit seinen Stallmeistern und Reitknechten in seinen Marställen, verbringt die Nacht mit seinen Alchemisten, oder am

Studirtische, oder in den Bärengärten. Sein Haß gegen seine Brüder, besonders aber gegen den Erzherzog Mathias, nimmt mit jedem Jahre zu, und mit jedem Jahre auch entfremdet er sich mehr den Großen seines Reiches. Niemand, der dem Throne nahe steht, erhält Zutritt zur Person des Kaisers, während er fremde Abenteurer, die freilich oft große Künstler und Gelehrte sind, mit Gnadenbezeugungen überhäuft — hat er doch Euch und mich, den Juden, mit seinem Besuche beehrt! Seit er vor der großen Pest, welche unsere Stadt vor zwei Jahren heimsuchte, mit seinem Hof nach Pilsen floh, ist er noch viel wunderlicher und unzugänglicher geworden.

„Nichts aber kann ihn mehr aufbringen, als das Bemühen der großen Herren dieses Landes, ihn zur Besorgung der Regierungsgeschäfte zu veranlassen. Er will, daß alle in ihm eine Art Gottheit verehren und sich in seine Launen nicht bloß fügen, sondern sie als etwas Unfehlbares, ja Göttliches verehren. Darum wird er so leicht die Beute der Schmeichler und Betrüger, die sich aus fernen Landen an ihn drängen. — Ach, Magister Kepler, nicht bloß die Welt, auch jeder Einzelne will gewöhnlich betrogen sein, vor allen wollen es die Fürsten und Herren dieser Welt. Halt! was war das!"

Bezalel's Stimme im Hausgange, unten nahe bei der Thür, ertönte laut und jammervoll, wie das Heulen eines geschlagenen Hundes; dann hörte man Tritte und eine Art von Gestampfe und Geschnaufe dicht vor der Thür des Zimmers, in welche bald darauf Philipp Lang, der Kammerdiener des Kaisers, erhitzt und mit zerstreutem Haare eintrat. Den unglücklichen Kretin, der sich in dem gepufften Aermel Lang's fest verbissen zu haben schien, hatte er an der Brust und den rothen Haaren festgepackt und versuchte ihn wie ein unreines Thier von sich zu schleudern. Man sah es, der kräftige Mann, dem die Haare auf dem Haupt sich im Grausen zu sträuben schienen, strengte alle seine Kräfte an, sich von dem verwahrlosten Geschöpfe zu befreien, aber Bezalel's Zähne hielten fest und seine langen Arme hatten wie ein Schraubstock, wie die Schlangen in dem Bilde des Laokoon, den Leib Lang's umschlungen und umklammert.

„Teufel! Teufel! laß ab von mir!" schrie der Entsetzte keuchend, und als der Rabbi dem erbosten Kretin einen Wink gegeben, als er leise mit festem Blick in seine funkelnden Augen ihm ein hebräisches Wort zugeflüstert hatte, das diesen sogleich zum Loslassen bewegte, sank Lang auf das nächste Polster,

das sich nach orientalischer Sitte um die Wände zog, und seine herabhängenden Arme, seine geschlossenen Augen, die erblassenden Lippen und der stockende Athem zeigten, daß er ohnmächtig geworden.

Ein Lächeln des Triumphs glitt bei diesem Anblick über das stolze und edle Gesicht des Rabbi. „Geh, Bezalel," flüsterte er seinem seltsamen Diener zu, „geh und halte schweigend Wache, ohne Dich zu rühren." — Die Mißgestalt entfernte sich demüthig und als der kaiserliche allmächtige Leibdiener zum Bewußtsein kam und scheu um sich blickte, sah er sich mit Kepler und dem Rabbi allein.

„Du hast den Teufel im Solde, Jude! nichtswürdiger Schuft!" flüsterte er durch die zusammengebissenen Zähne, „das Feuer und die Pest an Deinen Hals, höllischer Zauberer! Diesen Schreck sollst Du am Brandpfahle büßen!"

„Gemach! gemach, mein Herr Lang," entgegnete Rabbi Löw, jetzt plötzlich wieder Jude von der Sohle bis zum Scheitel. „Euer Knecht ist kein Zauberer, und wenn er es versteht, ein häßliches Thonbild zu beleben, so geschieht dieß durch die Kraft Gottes des Herrn. Gelobt sei sein Name! Dieses armselige Gebild, das Euch so erschreckt hat, ist mein Sabbathdiener, dem ich Leben gebe für

die Zeit, da ich mich nach dem Gesetze aller Arbeit enthalten muß, indem ich den Namen des Herrn, gepriesen sei Er! in seinen thönernen Mund lege. — 's ist nicht meine Schuld, wenn Bezalel gegen Euch sich vergangen, der heilige Name zwischen seinen Lippen läßt ihn nichts Unreines, Falsches, Sündiges neben sich dulden und — möge mein hochverehrter Herr Lang das Wort zugute halten, dergleichen muß an Euch sein, obgleich ich mir nicht anmaße zu sagen, wie oder wo? — Betrachtet genau Eure Kleidung, vielleicht ist die Unreinigkeit an dieser, oder an Euern Schuhen, oder Ihr führt bei Euch falsches Gold oder anderes dergleichen; denn fern ist es von Euerm Diener zu glauben, daß Euer Herz befleckt sei von Verbrechen, die der heilige Name verabscheut."

Philipp Lang hatte sich allmälig erholt.

„Mein Tag wird kommen, Jude," sagte er, und ein häßliches Lächeln verzerrte sein Gesicht, „und ich werde die Gelegenheit, Dir all Deine Artigkeiten zu vergelten, nicht versäumen. Für jetzt hab' ich hier mit diesem Herrn zu sprechen!"

Mit einer gebieterischen Bewegung deutete der stolze und überall gefürchtete Leibdiener des Kaisers

nach der Thür und mit einer tiefen demüthigen Verbeugung verließ Rabbi Löw sein eigenes Zimmer.

Philipp Lang stand, als jener sich entfernt hatte, auf, schaute hinter den schweren Thürvorhang, öffnete auch die Thür und blickte hinaus, und als er sich so überzeugt hatte, daß niemand ihn behorche, trat er rasch auf Kepler zu, blickte ihm scharf in die Augen und sagte: „Wir kennen uns, Herr! Weh Euch aber, wenn ich merke, daß Ihr Euch auf Intriguen einlaßt. Versteht mich recht! ich bin Euer Feind nicht, noch bin ich es nicht; wenn Ihr mich aber dazu machen solltet, so wißt zum voraus, daß ich die Gewohnheit habe, meine Feinde zu Staub zu zermalmen. — Ihr wart es, der die stolze Dame, die Polixena, aus meinen Armen befreite. Hört mich nun an, bevor Ihr dem Kaiser das Horoskop stellt. — Ihr könnt mein Freund oder mein Feind werden durch dasselbe. Ich kenne die Sterndeuter alle! alle! und darum sage ich es Euch, durch meine Hand geht Gold und Ehre, die der Kaiser vertheilt. Philipp Lang, der vertraute Kammerdiener, ist die Pforte zur Gunst seines Herrn, es gibt keine andere! — Dieß Weib, diese hochmüthige Polixena, in deren Herzen sich der Stolz des spanischen Blutes ihrer Mutter und des čechischen ihres Vaters

vereinigt, hätte den Kaiser einst beherrschen können, weil sie es verstand, seinen Träumen von Freundschaft, von reiner uneigennütziger und leidenschaftsloser Anhänglichkeit zu schmeicheln.

„Rudolph ist ein Träumer; neben dem Mißtrauen, das man dem Knaben und Jünglinge in Spanien ins Blut gegossen, regt sich nun noch etwas von der Ritterlichkeit seines Vaters in seiner Seele. Polixena wußte, — sie ist eine schlaue Intriguantin — dieß für sich auszubeuten. — Jetzt aber hab' ich sie und kann sie in den Abgrund stürzen!

„Wißt, mein Herr Mathematikus, durch meine Vermittlung ist der stolzeste Böhme, Georg Popel von Lobkowic, gestürzt. Er, der sich erkühnte zu fordern, daß der Kaiser, wie sein Vater Max, nichts beschließen, nichts ausführen solle, in Krieg und Frieden, ohne die Zustimmung der Großen seines Reiches! Er ist gefallen, gefallen, um sich nie wieder zu erheben. — Niemand kümmert sich mehr um den Vergessenen, als seine Tochter, die schöne blonde Eva — und die Magd, die gestern Frau von Rosenberg auf ihrem abenteuerlichen Spaziergange begleitete, war diese. — Ah mein Auge ist gut, mich täuscht man nicht! Philipp Lang ist gewohnt, das Maskenspiel dieses Hofes zu durchschauen, weil er

es seit Jahren schon leitet. — Wie schlau diese Polixena mich auf den Gedanken bringen wollte, ein Liebesabenteuer führe sie zu den finstern Thürmen, in denen man jetzt den Popel von Lobkowic gefangen wähnt. — Der Kaiser würde eine Liebschaft der stolzen Frau nicht für eine Falschheit gegen seine Person halten können, hat sie ihm doch nie gestattet, von Liebe zu ihr zu reden. Seine getreueste Unterthanin, seine innigste Freundin will sie sein — Sie hat es gut getroffen! Mit solchen Reden wußte sie in Rudolph's Herzen allerlei Tugendgefunkel zu erregen, allerlei ritterliche Gedanken und Paladinsredensarten, in denen er sich gar zu gern ergeht. Jetzt hab' ich sie! sie intriguirt für diesen Lobkowic, sie hat Freundschaft geschlossen mit seiner gelehrten Tochter, die in dem Kaiser den Feind ihres Vaters haßt. —

„Euch sage ich nur dieses, Magister Kepler. Zwei verschiedene Parteien begehren Eure Hilfe an diesem wunderlichen Hofe. — Tycho von Brahe, der Anhänger des Prinzen Mathias und der protestantischen Partei, und Polixena von Rosenberg, die Freundin der Erzherzogin Maria, der Mutter des Prinzen Ferdinand, an deren Hofe die gelehrten Jesuiten leben, deren Ziel die Rückkehr aller Welt zum Katholizismus

ist. Jetzt aber hört mich! Ich gehöre keiner Partei für immer an; der hat mich für den Augenblick, der mich am besten bezahlt, und Ihr, Magister, sollt der Astrolog sein, der in meinem Solde steht. Wenn Doktor Dee die Sterne für die Jesuiten reden läßt, wenn der weise Tycho sie in protestantischem Interesse ausdeutet, sollt Ihr es in Langischem thun. Ihr seid ein armer Teufel, behaftet mit einem eiteln verarmten Weibe, das den Reichthum früherer Zeit nicht vergessen kann. Ein Häufchen Kinder schreien bei Euch nach Brot. — Ihr seid ein Astrolog und folglich entweder ein alberner Narr oder ein geriebener Schalk. — Magister, hier habt Ihr Gold, laßt den Kaiser in den Sternen lesen, daß Polixena von Rosenberg"—

Mit niedergeschlagenen Augen und heftig klopfendem Herzen hatte Kepler dem Sprecher zugehört. — Es sauste ihm im Kopfe und schwach durch die Krankheit wie er war, mußte er sich an dem Tische halten, neben dem er stand, und auf welchen Philipp Lang soeben einen Beutel gelegt hatte, dessen buntes Netz mit Goldstücken angefüllt war.

„Halt! halt! kein Wort weiter," sagte er endlich, den Schurken unterbrechend, dessen Zuversichtlichkeit dem einfachen Gelehrten eine schauderhafte

Aussicht in das Getriebe dieses Hofes, zugleich aber auch ein eigenthümlich schönes und reines Bild gezeigt hatte. — Polixena von Rosenberg, die edle Dame, war nicht die Geliebte Kaiser Rudolph's — sie hatte nach Rabbi Löw's Aussage es sogar verschmäht, seine Gattin zu werden; aber sie war die loyalste seiner Unterthanen, seine Freundin, seine Rathgeberin vielleicht und zugleich die Schützerin eines wahrscheinlich sehr edlen Gestürzten, die Freundin seiner Tochter, der sie ein Opfer gebracht, dessen Größe nur eine Frau ganz zu würdigen weiß, das Opfer ihres Rufes! —

Kepler mußte sich besinnen, als er die Augen aufschlug und in das abscheulich schlaue Gesicht Lang's blickte, was er diesem hatte sagen wollen. Der Gedanke an Polixena schwang sich aus der Empörung seines Herzens empor, wie eine Lerche sich jubelnd emporschwingt von einem Trümmerhaufen.

Der Kammerdiener Lang, dieser berüchtigte Schurke, hatte Gesichtszüge, aus denen man schwerlich auf seinen Charakter hätte schließen können. Es war ein schöner Mann und selbst seine orientalische Abkunft zeigte sich nicht in seinem Aeußern; denn das dunkelblonde schlichte Haar, die gerade Nase und einwenig zurücktretende Stirn hatten nichts jüdisches, und doch

war er ein getaufter Jude, mit allen schlimmen Eigenschaften seines Stammes, und allen Abscheulichkeiten des Renegaten, im Uebermaße ausgestattet.

„Nun warum soll ich nicht weiter reden?“ fragte Lang, aber er mußte das schlaue Auge senken vor dem Blick Kepler's, in dem sich die einfache Reinheit seines Herzens spiegelte.

„Sie irren sich vollständig und gänzlich in mir,“ sagte der Gelehrte, die schwere Börse weit von sich schiebend, daß sie klirrend zu Boden fiel. — „Ich bin nicht Hofastrolog des Kaisers, Ihres Gebieters, und werde es nie werden. Ich bin ein einfacher Mann, und soll und werde als Herr Tycho Brahe's nächster Untergebener Berechnungen machen, die mit dem Leben und Treiben an diesem Hofe auch nicht im entferntesten Zusammenhange stehen. Wenn ich des Kaisers Wunsch, ihm das Horoskop zu stellen, erfülle, so ist das eine Gefälligkeit, welche ich dem erhabenen Herrn, in dessen Dienste ich trete, wohl erzeigen darf, da ich selbst ihm gesagt, daß ich an die Wahrheit der Wissenschaft, und an das Zutreffen meiner Voraussagungen nicht glaube.“

Philipp Lang warf einen durchdringenden Blick auf den Sprecher.

„Anderwärts schon verkauft?“ sagte er dann

höhnisch und schob die Börse mit dem Fuße so weit unter den Tisch hervor, daß er sie aufheben konnte, ohne das Gesicht von Kepler abzuwenden. — „Ihr seid übrigens ein Thor mit Eurer Ehrlichkeit. Ihr konntet angehören, welcher Partei Ihr wolltet an diesem Hof und doch dem Philipp Lang dienen, der seine Freunde zu belohnen und seine Feinde zu bestrafen weiß. — Gott befohlen, mein Herr Magister, und hütet Euch, daß ich Euch nicht zu den letzteren rechne."

Er zog seinen Mantel über die Schultern, senkte die Börse in dessen Taschen und verließ mit langsamen Schritten das Zimmer.

Im Flur empfing ihn Rabbi und geleitete ihn bis zur Thür, neben welcher starr wie ein Steinbild Bezalel kauerte, und nicht einmal die Augäpfel regte, um dem Hinausschreitenden nachzuschauen.

Kepler war indeß auf das flache Dach des Hauses gegangen und stand dort oben, die Augen nach den ewigen Sternen gerichtet. Im Sternbild der Kassiopeia flammte heute noch jener neue seltsame Stern. „Vielleicht ein zertrümmerter, in Flammen sich verzehrender Weltkörper," dachte der Gelehrte, „leuchtet doch auch auf Erden oft von Ferne im hellen Licht, was zertrümmert und verfallen in sich zusammensinkt. Dieser Hof, ein Tummelplatz des

Ehrgeizes und schnöder Intrigue verbreitet auch um sich einen hellen Glanz, und Philipp Lang ist das belebende Prinzip desselben. — Nein! ich bin nicht der Mann, in diesem Schutthaufen zu leben, die Wissenschaft, die heilige, ist mein Feld! In ihrem stillen Licht erblüht das Glück, das meine Seele allein genießen kann. In den Bahnen Deiner Sterne Dich, meinen Herrn und Schöpfer, in Deiner Weisheit und Güte erkennen, mich Dir nahen in Ehrfurcht und Freude über die Erhabenheit Deiner Werke, die Du mich würdigest zu erkennen, das ist ein Loos, des unsterblichen Menschengeistes würdig, und mein armes Weib, meine schuldlosen Kinder ernähren und vor Sorge und Mangel schützen, das ist meine irdische, zwar schwere, aber dennoch edle Pflicht! — Und Polirena?" flüsterte eine verführerische Stimme in seinem Herzen.

Er drückte die Hand auf dasselbe und sagte laut und mit fester Stimme: „Möge Gott sie segnen und erleuchten auf dem schweren und schwindelnden Pfade, den sie wandelt. — Sei sie der Schutzgeist Kaiser Rudolph's, mir kann sie nie etwas anderes sein, als ein schöner Stern am Himmel, dessen Bahnen von den meinen ewig in gleicher Ferne dahingehen. — Wohl mir, daß ich ihn jetzt wieder in

unverminderten Lichte schauen kann. Eins aber ist mir vergönnt zu thun: Ich will sie warnen vor den im Finstern schleichenden Machinationen dieses Schurken Lang." —

Dann aber machte er sich mit allem Eifer ans Werk, das Horoskop des Kaisers Rudolph zu stellen. Er rechnete, zog Kreise und schaute nach den Planeten und ehe noch der Morgen seine Rosen ausstreute am Horizont der stolzen Kaiserstadt, war das Werk vollendet, das Kepler mit Lächeln durchsah und nach Regeln der Kunst richtig fand. —

Am andern Morgen ging er, so früh es der Anstand erlaubte, zum Palaste der Familie Pernstein, den jetzt die edle Polixena von Rosenberg mit ihrem Hofstaate bewohnte.

Die gediegene Pracht dieser Wohnung würde vielleicht zu einer andern Zeit und in anderer Stimmung, die Bewunderung des einfach erzogenen Gelehrten erweckt haben. Jetzt aber, da er wußte oder doch ahnte, welche schwere Stellung die jugendliche Besitzerin aller der vor ihm schimmernden Herrlichkeiten an diesem Hofe hatte, ließen die reich geschnitzten Möbel, die kostbaren Teppiche aus dem Orient, die goldenen und silbernen Zierathen, auch nicht einen Strahl ihrer Herrlichkeit in die Seele Kepler's fallen.

Er war in der Stimmung, in welcher man fähig ist, die Nichtigkeit alles Irdischen ganz und gar zu erkennen.

Zwei Dinge nur fielen ihm in eigenthümlicher Weise auf. Das eine war ein Sessel von Eichenholz mit geschnitzter Lehne und so wunderbar schöner Arbeit, daß derselbe ihm sogleich das Bild eines ähnlichen ins Gedächtniß zurückrief, an welchem er als ein kleines Kind so oft gespielt und die wunderbar feine Arbeit mit entzücktem Auge betrachtet hatte.

„Eine Arbeit meines wackern Oheims," dachte Kepler und schaute die zierlichen Arabesken, die wundersamen Rosetten, Vögel und Baumzweige an, zu denen das harte spröde Holz umgeformt war.

Dicht neben diesem Stuhl stand in einer Wandnische, die eigens dafür angebracht zu sein schien, eine Statue von weißem Marmor. „Eine Abbildung der heidnischen Göttin Venus," dachte Kepler, als er sie betrachtete, „und in der That, der Künstler, welcher diese Gestalt meißelte, hat gewußt, was weibliche Schönheit sei."

Wundervoll, mit nichts als sich selbst vergleichbar, stand dieses Kunstwerk in einer Stellung voll Natur und Grazie an seinem Platze, und Kepler konnte nicht die Augen davon abwenden, denn

immerfort war es ihm, als hätte er das Meisterwerk der Kunst schon einmal geschaut, als Traum, als Vision oder Wirklichkeit, er wußte es nicht, aber seltsame Erinnerungen regten sich in seiner Seele. Er glaubte Apolloniens Stimme zu hören, die ihm ein Wiegenlied sang, und das Rauschen der Zweige am Fenster des Stübchens zu vernehmen, in dem er seine ersten Kinderträume geträumt hatte.

Johannes Kepler hatte vollkommen Zeit zu all diesen Gedanken und Betrachtungen, denn er befand sich allein in dem großen glänzenden Gemach; ein stattlicher böhmischer Diener hatte ihn eingeführt und versprochen, die Gebieterin von seiner Anwesenheit zu benachrichtigen.

Es war ein Vorzimmer mit der Aussicht auf den Platz des Hradschin, wo unweit der Mauern der Skt. Veitskirche das Bronzebild des Ritters Skt. Georg mit dem Drachen über einem murmelnden Springbrunnen steht.

Bei Rudolph's Krönung zum Könige von Böhmen hatte das Volk sich so sehr um dieses Kunstwerk gedrängt, daß das Ritterbild vom Pferde hinab in den Röhrtrog des Brunnens gestürzt war. — Man hatte es auf Befehl des Kaisers erneuert, aber die Religionsparteien im Lande, die in unaufhörlichem Zwiste

mit einander standen, knüpften an diesen Vorfall mancherlei Ahnungen und Prophezeiungen

„Das Volk," flüsterte man sich zu, „wird den Ritter, welcher den Drachen der Ketzerei bekämpft, vom Rosse stürzen, aber das Thier aus dem Abgrunde bleibt gebändigt unter den Hufen desselben."

Kepler hatte von diesem Volkswitze gehört und betrachtete das Erzbild und den rieselnden Wasserstrahl unter demselben. „Die Religion," dachte er, „ist dem menschlichen Geiste und Herzen, was das Wasser dem menschlichen Leibe, das unentbehrlichste Nahrungs-, Reinigungs- und Stärkungsmittel, lebendig sprudelnd aus der Hand der Natur, aber die Religionsformen sind nur der Schmuck an dem Brunnen des ewigen Lebens, schön, aber verschieden; es ist möglich, daß sie einstmals alle einstürzen, aber die Verbindung des Menschen mit Gott, die Religion, wird bleiben, solange auf Erden die Wolken als wohlthätige Regenströme niedersinken, solange die Quellen rauschen und der Ströme majestätischer Lauf dem ewigen Meere zuzieht." —

„Ihre Durchlaucht Gnaden, die Frau Oberstburggräfin von Rosenberg, erwarten den Herrn Magister," sagte in diesem Augenblicke der eingetretene Diener

und Kepler, sich rasch umwendend, folgte demselben in das Gemach, wo Polixena ihn erwartete.

Die schönste Frau ihrer Zeit saß in ihrem Wohnzimmer; die Fenster gingen auf den Graben, aus dessen Tiefen ihre Besonnenheit und Güte wenige Jahre später die unglücklichen Opfer des religiösen Parteizwistes Böhmens, die edlen Herren von Martinic und Slavata, rettete.

Sie trug ein Kleid von weißer Seide, an allen Näthen mit feiner Goldstickerei verziert, unter dessen Leibchen die Schneppe mit purpurrothem Mieder mit langen engen Aermeln hervorsah, während die weiten Aermel des Oberkleides in reichen Falten offen von der Schulter herabhingen. Ein Gürtel von feinen byzantinischen Goldketten schlang sich um ihre Taille und war vorn mit einem Schloß zusammengehalten, das drei große Glockenperlen zierten. Einen ähnlichen Schmuck trug sie um den Hals und das weit in die Stirn gehende Häubchen — eine Mode, welche die unglückliche Königin Maria Stuart zur Geltung gebracht hatte — war mit einer gleichen prachtvollen Nadel an den reichen blonden Haaren der Dame befestigt.

Polixena von Rosenberg sah aus, als ob die Jahre, welche aus dem Jüngling Kepler einen Mann

gemacht hatten, spurlos über ihrem schönen Haupte dahingerauscht wären; und doch, o wie viel hatte diese auf der Höhe menschlichen Glückes stehende Frau während dieser Jahre erlebt und gelitten! —

Neben ihrem Sitz auf einer Stange von getriebenem Silber saß der schöne Vogel, welcher ihre erste Bekanntschaft mit Kepler vermittelt hatte, und nagte an einer Nuß, die er zierlich in seiner Kralle hielt, und von Zeit zu Zeit erhob er den Kopf mit dem krummen Schnabel, und sagte vernehmlich: „Verbrennt den Ketzer! Seid gegrüßt, mein kaiserlicher Herr! Polirena! Kaiser Rudolph!“ — wobei es ihm indeß passirte, daß er die Sätze in seltsamer Weise unter einander mischte.

Frau von Rosenberg bewillkommnete den Eintretenden mit Höflichkeit und nöthigte ihn auf einem Tabouret neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich freue mich von Herzen, Euch wiederhergestellt zu sehen, Herr Magister,“ sagte sie, eine Stickerei, mit der sie sich eben beschäftigt hatte, aus den Händen legend, „und sehen Sie, hier ist auch der Flüchtling, den Sie mir vor Jahren einmal wieder brachten. Jetzt ist er treu und würde nicht von mir weggehen, er hat die Welt kennengelernt

und weiß, daß es draußen Kälte, Regen, böse Krähen, die ihn zausen, und — kein Futter gibt."

„Ketzer! Ketzer!" schrie der Vogel krächzend dazwischen, mit schiefgehaltenem Kopfe nach Kepler blinzelnd.

„Ein seltsames Thier," sagte dieser, nicht ohne daß ein etwas unangenehmes Gefühl ihn beschlich.

„Ein schönes Thier und klug und anhänglich," entgegnete Polixena, „aber er soll unser Gespräch nicht ferner stören."

Sie pfiff auf einem silbernen Pfeifchen, das vor ihr auf dem Tische lag, und gab dem eintretenden Diener einen Wink, der den Vogel hinter eine hochrothe Gardine setzte, die eine Ecke zu einem kleinen dunklen Gefängniß für ihn machte, und ehe noch die Gardine niederfiel, steckte er schon das Köpfchen zum Schlafe unter den Flügel.

„Sie haben, Herr Magister, mir und einer ebenso edlen als unglücklichen Dame, die mir sehr theuer ist, einen Ritterdienst geleistet, den wir Ihnen nie genug danken können," begann Frau von Rosenberg jetzt. — „Fremd an diesem Hofe wissen Sie nicht, daß derselbe in Parteien getheilt ist, die sich unter einander mit allen Waffen bekämpfen. Der Kaiser, unser Herr, ist edel und großherzig, aber am Hofe

seines Oheims, Philipps II., hat er den Willen oder doch den Wunsch in sich erwachsen lassen, unumschränkt zu herrschen. Wohl könnte er das in jedem andern Lande, nicht aber in Böhmen, wo die Großen des Reiches ihn durch ihren Willen erst zum Herrscher erhoben. — Einer der ersten derselben, der edle Georg Popel von Lobkowic, der treueste Diener seines Herrn, wollte ihn darauf aufmerksam machen, daß Böhmens Adel die natürliche Stütze des Thrones ist und sein soll, und die Elenden, die den Kaiser umgeben, benutzten das, um sein sonst so gütiges Herz mit Zorn gegen einen Mann zu erfüllen, der ebensosehr ein Freund seines Landes als seines Kaisers ist. Seit drei Jahren ist Lobkowic gefangen. Seiner einzigen Tochter ward die Nachricht, daß er sich im weißen Thurme befände, und sie wollte in meiner Gesellschaft den Versuch machen, mit ihm zu sprechen. Es ist mißlungen, aber auch dem Elenden, der uns auflauerte, ist es nicht gelungen, Eva von Lobkowic in ihrer Verkleidung zu erkennen."

„Ihr irrt hierin, gnädigste Frau," entgegnete Kepler. „Der Kammerdiener Lang hat des Kaisers Majestät bereits benachrichtigt, daß Ihr mit der Tochter des Genannten konspirirtet."—

Kepler erzählte nun der Dame alles, was gestern

zwischen ihm und Philipp Lang vorgefallen, und mit ernster Miene sah Polixena vor sich zu Boden, bis er schwieg, wo sie das geistvolle Auge fest auf Kepler's Angesicht heftete.

„Ihr seid ein edler Mann, Magister Kepler," sagte sie dann sanft, „und ich hoffe an Euch einen Freund zu finden, der zugleich ein wahrer Freund des Kaisers ist. Erlaubt mir, Euch mit einem Gelehrten Eures Faches, dem Engländer Dee, bekannt zu machen; vereint dann Eure astrologischen Forschungen mit denen dieses Mannes und laßt das Resultat günstig sein für Böhmens Edle, laßt es darauf hinwirken, die Schurken, die den Kaiser umgeben, an die ihnen gebührenden Plätze zu bringen und dem Throne des größten Monarchen der Christenheit die einzigen seiner würdigen Stützen zu geben, und glaubt mir, daß ich dankbar zu sein weiß, und daß es Euch an diesem Hofe nicht an ergebenen Freunden fehlen wird."

Kepler seufzte tief, das Herz ward ihm schwer und voll. „Gnädigste Frau," entgegnete er dann mild, aber mit Festigkeit, „ich bin nicht der Mann, für den Eure Gnaden mich halten, ich bin kein Astrolog, kein Wahrsager und Zeichendeuter, und würde nie, nie, niemandem zu Liebe oder zu Leide mich in die Händel dieser mir so ganz fremden Welt, in die

Intriguen dieses Hofes mischen. Mich zwingt die Nothwendigkeit, hier eine Arbeit zu übernehmen. Es ist keine Schande für einen Mann, sein Weib und seine Kinder durch Arbeit zu ernähren; aber lieber würde ich für die Meinen mit dem Spaten und der Holzart arbeiten, lieber bettelnd mit ihnen von Thür zu Thür ziehen, als meine erhabene Wissenschaft und mein Mannesherz zugleich zu beflecken durch bezahlte Lügen. O, es thut mir in der Seele weh, gerade aus Euerm verehrten Munde ein solches Anerbieten zu empfangen."

Frau von Rosenberg hatte die prächtigen Augen fest auf ihn geheftet und sagte ruhig: „Und glaubt Ihr nicht, daß ein so erhabener Zweck, daß die Aussöhnung des Kaisers mit seinen Edlen wohl einer kleinen und ganz unschädlichen Lüge werth sei?"

„Nein, gnädigste Frau," entgegnete Kepler fest. „Die Wahrheit ist das höchste Gut des Menschen, ihr und ihr allein ist mein Leben, mein Arbeiten, mein ganzes Streben geweiht. — Ich kann als Mensch irren, aber aus dem Irrthume entwickelt sich nach Gotteswillen stets wieder und wieder die Wahrheit; wer aber lügt, der kehrt ihr mit Wissen und Willen den Rücken und entfernt sich geflissentlich vom

höchsten Ziele alles menschlichen Strebens, von der Erforschung der Wahrheit!"

Die bleiche Wange des jugendlichen Gelehrten hatte sich bei diesen Worten geröthet, sein Auge leuchtete und die ihm sonst natürliche Schüchternheit hatte einer edlen Festigkeit, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach, Platz gemacht. Polixena betrachtete ihn mit sichtbarer Theilnahme.

„Man hat mich etwas anderes gelehrt von Jugendauf," entgegnete sie, und ihre Stimme zitterte einwenig. „Die Zurückführung der Kirche und ihre Verbreitung auf Erden hat man mich als den höchsten heiligsten Zweck alles menschlichen Strebens erkennen lassen, und eine Täuschung, bei der dieser Zweck erstrebt wird, scheint mir und Weiseren, als ich es bin, erlaubt; dennoch gefällt mir Eure Ansicht, Magister Kepler, ja mir scheint, sie ist die Konsequenz der neuen Religionslehre, zu der, wie ich höre, auch Ihr Euch bekennt. — Wem die Wahrheit nicht als ein heiliges unveräußerliches Gut durch die Kirche gegeben wird, der muß sie wohl auf menschlichen Wegen durch Wissenschaft, durch Forschungen aller Art zu erkennen suchen, und für den ist auch die kleinste Lüge allerdings das, wofür Ihr sie ausgebt. Seid überzeugt, daß ich, wenn ich

auch nicht Eurer Ansicht bin, dieselbe doch verstehe und Euch vom Herzen schätze. — Gott schütze die arme Eva von Lobkowic und errette ihren Vater, ich werde für beide thun, was nur in meinen Kräften steht, ohne daß ich höhere Interessen dadurch benachtheilige, Ihr aber, Herr Magister, bleibt mein Freund, auch wenn wir verschiedener Wege gehen." —

Sie reichte ihm dabei mit unbeschreiblicher Freundlichkeit die schöne Hand, indem sie hinzusetzte: „Daß Ihr verschweigt, was ich Euch vertraute, darum darf ich Euch wohl nicht erst ersuchen, ich hoffe, wir werden uns nicht zum letztenmal gesehen haben, und Eure Gattin wird mir die Freude machen, mich auch zu besuchen."

Kepler verbeugte sich tief und ehrfurchtvoll. Um die Person Polixena's lag ein Hauch von Erhabenheit, der sicherlich nicht allein ihrer seltenen Schönheit und ihrer vornehmen Geburt angehörte. Ein edler reiner Wille leuchtete aus den schönen Augen der Gräfin, um ihren sanften Mund lag der Ausdruck echter Seelenhoheit und ein etwas, das deutlich zeigte, sie kenne Schmerz, Entsagung und Selbstverläugnung.

Nie in seinem Leben hatte Kepler gefühlt, was in Gegenwart dieser Frau durch seine Seele strömte.

Von der Gräfin Rosenberg ging Kepler zunächst zu Tycho de Brahe.

Er fand den berühmten Mann dießmal in seinem Observatorium, in welchem künftig Kepler neben ihm arbeiten sollte. Daß ihm auch hier Vorschläge gemacht werden würden, vermittelst des Horoskops und aller anderen Kunstwerke der Astrologie auf den Kaiser zu wirken, darauf war er jetzt schon vorbereitet und wußte es seinem neuen Vorgesetzten ohne Bitterkeit auseinander zu setzen, daß er nicht der Mann sei, sich auf dergleichen einzulassen.

Tycho zeigte ihm dann seine vieljährigen Aufzeichnungen über die Bewegung des Planeten Mars, und mit Erstaunen und mit aufrichtiger Achtung erkannte Kepler den Fleiß und die Genauigkeit, mit welchem Tycho daran gearbeitet. — Hier erschien Tycho de Brahe als der große Mann, der er wirklich war, fähig, seine ganze Zeit und Kraft der Wissenschaft zum Opfer zu bringen. — Leider hatte die Eitelkeit, den Kopernikus durch die Erfindung eines neuen Sonnensystems zu schlagen und seinen Ruhm über den dieses großen Geistes zu setzen, die Seele Tycho's vollständig verblendet. — Er selbst erkannte bei seinen sorgsamen Beobachtungen, daß seine Theorie nicht mit den Himmelserscheinungen überein-

stimmen wolle; als aber Kepler ihn schon an diesem ersten Tage darauf aufmerksam machte, zuckte er verdrießlich die Achsel und meinte, daß man Differenzen von ein Paar Graden der Unvollkommenheit menschlicher Berechnungen zugute halten müsse.

„Laßt nur den Kopernikus aus dem Spiel," sagte er endlich heftig, „auch seine Lehre stimmt nicht so genau mit den Himmelserscheinungen, als Ihr wähnt; da schaut her und überzeugt Euch: der Weg des Planeten Mars, dem ich jetzt seit zweiundzwanzig Jahren jeden Tag am Himmel folge, ist nicht ein Kreis, sondern eine Ellipse."

Das Wort des sorgsamen Beobachters fiel wie ein Lichtstrahl in Kepler's Seele und legte den Grund zu seinen nachfolgenden großen Entdeckungen, durch welche er, gleichsam Gott in seiner erhabenen Schöpfungswerkstatt belauschend, die Lehrsätze fand, auf welchen alle Kenntniß des Weltsystems basirt ist. —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mit der Ueberzeugung, daß Kaiser Rudolph für die Zahlung seines Gehaltes als Mathematiker in Grätz sich bei den steiermärkischen Ständen und

dem Erzherzog Ferdinand verwenden würde, und daß der Zuschuß, den ihm Tycho de Brahe aus kaiserlicher Kasse zugesichert, ihn in den Stand setzen müsse, seine Familie zu erhalten, war Kepler nach Linz zu seinem harrenden Weibe zurückgekehrt.

Der Abschied von Rabbi Löw war von beiden Seiten gleich herzlich gewesen und der Gedanke, den würdigen jüdischen Gelehrten künftig als einen Freund stets in seiner Nähe zu haben, erfreute Kepler's Herz und ließ ihn die Vereitelung seiner Hoffnung, in der lieben schwäbischen Heimat eine Anstellung zu erhalten, etwas weniger schmerzlich empfinden. Diejenigen, welche er für seine besten Freunde hielt, seine Lehrer Mästlin und Hafenreffer, schrieben ihm niedergeschlagen, daß für ihn weniger als je dort etwas zu hoffen sei, und ihre Briefe klangen so eigenthümlich furchtsam und trüb, daß Kepler nothwendig auf neue und bedeutende Verunglimpfungen seines Namens an dem Orte schließen mußte, dessen Achtung jedem Menschenherzen wohl am theuersten ist — in der Heimat. —

Ein Sprichwort sagt: ‚Der Prophet gilt nichts im Vaterlande,' und dieß ist besonders anzuwenden auf die wahrhaft großen Geister, die das Rechte, Wahre und Schöne mit Ernst erstreben, ohne für

ihre Person Ansprüche auf Dankbarkeit oder Auszeichnung zu machen, ohne sich zu überheben, oder mit ihren Talenten und Verdiensten zu prahlen.

Auch heute noch leben die größten Geister, die edelsten Herzen, deren geistige Wirksamkeit weit hinausreicht in alle Fernen und Zeiten, in ihrer Heimat entweder unbemerkt und ungeehrt, oder wenn sie so unglücklich sind, in ihrer äußern Erscheinung irgendetwas Auffallendes zu haben, angefeindet und verspottet. Nur wer das zum Handwerk gehörige Klappern aus dem Grunde versteht, wird auch da, wo man ihn täglich sieht, den Nimbus der Erhabenheit um sich zu verbreiten wissen.

Kepler war in keiner Weise der Mann dazu. Wohin ihn daher auch sein Schicksal führte, stand er unbemerkt von seiner nächsten Umgebung im Hintergrunde, und während der Ruhm seines Genies sich mehr und mehr durch Europa verbreitete, mäkelte man in Tübingen an seinen religiösen Meinungen und forschte mit kleinlichem Neide in seinen Familienverhältnissen nach allem, was ihn kränken oder herabsetzen konnte. —

Leider gab es dergleichen nur allzuviel. Seine Schwester Margaretha, die Gattin des Pfarrers Binder in Heumaden, war freilich eine wackere und

achtbare Frau, die in ländlicher Stille ein zufriedenes Familienleben führte.

Auch Christoph, der Zinngießer, der sich in Leonberg niedergelassen und eine Tochter seines früheren Meisters geheiratet hatte, war ein unbescholtener Bürgersmann. Nicht eben sehr gebildet oder besonders verständig, aber er gab doch kein öffentliches Aergerniß und lebte friedlich und fleißig.

Anders war es mit Heinrich, dem früheren Landsknecht, der eine fremde, um viele Jahre ältere, lasterhafte und verschwenderische Frau in die Heimat gebracht hatte, welche sich bemühte, das Leben einer ausländischen Courtisane in dem kleinen schwäbischen Landstädtchen fortzuführen.

Heinrich Kepler war mit seiner Familie in das Haus seiner Mutter gezogen, die in der Donna Olympia mit den geschminkten Wangen und dem zahnlosen Munde ihre frühere Todfeindin, die sie freilich nur flüchtig gesehen hatte, nicht wieder erkannte.

Es war indeß der ausländischen Schwiegertochter nur zu bald gelungen, sich die Todfeindschaft Katharinens von neuem zuzuziehen, und das Leben in dem Hause, wo diese beiden Frauen sich unaufhörlich streitend, wie zwei böse Katzen, gegenüberstanden,

war in Leonberg, Weil und Magstatt sehr bald Gegenstand allgemeinen Geklatsches.

Dem Sohn und Gatten der beiden schlimmen Frauen war es im Innern seines Hauses nichts weniger als behaglich; so lag er denn Tage lang in den Schenken und verthat das Geld, das der letzte Rest vom Vermögen der Familie und vom Erbe Johann Guldenmann's war.

So lange ein Liederlicher bezahlt, pflegt man über seinen Lebenswandel ein Auge zuzudrücken. Dem Reichen, der mit Gold um sich werfen kann, werden viele Extravaganzen zugute gehalten. Seine Faulheit nennt man träumerisches Wesen, seine Roheit Offenherzigkeit. Ist aber das letzte Goldstück hinweggeflogen, so hat es mit dem günstigen Urtheil ein Ende. So war es zu allen Zeiten, und Heinrich Kepler erfuhr das, sobald die kleine Erbschaft des alten Großohms bis auf den letzten Deut verzehrt war.

Der Versuch, etwas von Apollonia zu erpressen, mißlang ihm gänzlich. Frau Wellinger hielt sich für die Verwalterin eines Vermögens, das künftig hauptsächlich ihrem Johannes und dessen Kindern zugute kommen sollte, und sie war nicht die Frau, die sich in dem, was sie für Recht hielt, durch das

Poltern und Schreien eines rohen Taugenichts abbringen ließ.

Heinrich Kepler haßte die stille, ruhige und feste Freundin seines gelehrten vornehmen Bruders auf das gründlichste.

Er hatte an diesen Bruder einen langen Bettel- und Drohbrief geschrieben und Geld von ihm verlangt. — ‚Man weiß wohl,‘ hieß es in demselben, ‚wo Deine Weisheit, Gelehrsamkeit und Dein vornehmes Wesen herkommen. Die Frau Wellinger, die Dich aufzog, ist bekannt, und ein leichtes wäre es für mich, sie und Dich dem Gericht zu überliefern, damit das prüft, woher bei ihr das Geld und Gut, bei Dir das große Wissen herkommt. — Weil ich aber Dein Bruder bin, so will ich die Sachen auf sich beruhen lassen. Der, mit welchem die weise Frau einen Pakt geschlossen, wird zur rechten Zeit abholen, was ihm gehört; das aber rathe ich Dir, schicke mir Geld, viel Geld, — hier sagt man, Du könnest Gold machen — ich muß Geld haben. Stellst Du mich zufrieden, so mag alles seinen Gang gehen, thust Du es nicht, so pack' ich die Loni, sie hat's an mir verdient, die Erbschleicherin, und dann mag sie am Brandpfahle sehen, ob der Teufel ihr hilft.‘

Johannes Kepler hatte diesen Brief zu einer

Zeit bekommen, da er selbst mit seiner Familie schwer gegen die Noth kämpfte.

Er hatte ihn mit einem Seufzer zu sich gesteckt und später seinem Bruder in einfacher Weise seine eigene traurige Lage auseinandergesetzt.

Heinrich Kepler glaubte so wenig an die Armuth seines gelehrten Bruders, als an die Rechtschaffenheit Apolloniens.

In seiner Bildung, die Gewöhnlichkeit seiner Zeitgenossen nicht im mindesten überragend, hielt er Gelehrsamkeit für die Kenntniß, Gold zu machen, das Lebenselixir zu bereiten, Salben anzufertigen, das Hieb- und Kugelfestmachen, und glaubte an die Hilfe und Einwirkung des Teufels bei solchen Dingen eigentlich fester, als an die Güte und Allgegenwart des allmächtigen Gottes.

Dazu kam nun noch, daß kein Tag verging, an welchem Katharina Kepler nicht von den Teufelskünsten Apolloniens sprach und Dinge von ihr erzählte, die sie allerdings ohne teuflische Hilfe nicht hätte ausführen können, da sie an und für sich unmöglich wären.

Die Familie Kepler war in ihrem Heimatstädtchen verachtet und verrufen im allerhöchsten Grade und war es vielleicht umso mehr, als man

wußte, daß ein Glied derselben Ehre und Auszeichnung genoß.

Die Mutter des berühmten Mathematikers, mit dem Fürsten und Herren in mancherlei Verbindungen standen, war — eine böse Sieben, vielleicht wahrscheinlich sogar, eine abscheuliche Hexe. Sein Bruder ein Taugenichts und der Gatte einer hergelaufenen Landstreicherin. Dazu kam nun noch, daß Johannes Kepler, der sich zu keiner Glaubenspartei mit orthodoxer Strenge hielt, von allen als ein Ungläubiger angesehen, und von der, zu welcher er gehörte, als ein Feind verfolgt wurde. — So war denn das Sprüchwort: ‚Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande,' auf niemanden anwendbar, als auf den sanften, frommen und liebreichen Mann, der in den bittersten Kämpfen mit dem Geschick keine größere Ermuthigung, keinen heiligern Trost kannte, als das Streben nach der Wahrheit, nach der Erkenntniß Gottes in seinen Werken.

In der Heimat war für ihn eine geachtete Stellung nicht zu ermitteln, wohl aber thürmten sich dort durch die Schuld seiner Verwandten neue schreckliche Gewitterwolken zusammen, die sich über das Haupt eines Wesens entladen sollten, für das Johan-

nes Kepler freudig und mit dem Gefühl, nur seine Pflicht zu thun, in den Tod gegangen wäre. —

Heinrich Kepler glaubte allen Grund zu haben, die Pflegerin seines Bruders zu hassen und zu verabscheuen, und seine Mutter bestätigte diese Meinung mit allen ihrer Einfalt und Roheit zugebote stehenden Mitteln.

Sie selbst hielt die Frau, der so vieles gelang, was sie nicht ausführen konnte, mit voller Ueberzeugung für eine Hexe, und sprach das täglich und stündlich gegen den aufgebrachten Sohn aus.

Oben unter dem Dache des Hauses, das die zerrüttete Familie bewohnte, stand noch von der Zeit, da der Vater anwesend gewesen, ein alter Schrank, mit mancherlei werthlosem Plunder angefüllt. Da lagen allerlei alte vergilbte Papiere, einige von Motten zerfressene Kleidungsstücke, ein Paar zerbrochene Arbeiten des Oheim Bildschnitzer, mit denen er Katharina einst an ihrem Hochzeittage beschenkt hatte, und ähnliches. Die Muhme Streicherin hatte, wenn sie bei Katharinen war, in demselben alles zusammengehäuft, was ihr irgend von Werth schien, und so pflegte man denselben auch bis zur Stunde noch den Schrank der Muhme zu nennen.

Heinrich Kepler, der, wie die meisten arbeitscheuen Menschen, stets von besondern Glücksfällen

träumte, die ihm begegnen könnten, hatte diesen Schrank schon mehr als einmal durchsucht, immer hoffend, dort einen verborgenen Schatz, einen vergessenen Edelstein oder dergleichen zu finden. Immer aber waren es dieselben werthlosen Gegenstände, die ihm, wenn er mit gierigem Blick darin herumsuchte, in die Hände fielen.

Ein alter blauer Rock der Muhme Streicherin, mit einer in Seide zierlich gestickten Kante, die wohl eine Mädchenarbeit Apolloniens sein mochte, war auch darunter. Er hielt ihn in der Hand, wohl zum zehntenmale schon, seit er in die Heimat zurückgekehrt war, und bemerkte, daß sich zwischen den tiefen fest zusammengehefteten Falten desselben eine Tasche befand.

Mit bebender Hand griff er hinein. Mehrere kleine Gegenstände befanden sich darin — Ein Fingerhut, ein steinhartes Brotstückchen, ein Papier mit einem braunen Pulver, das jetzt noch einen unangenehmen Geruch verbreitete, und endlich ein zusammengefalteter vergilbter Brief.

Heinrich Kepler konnte gerade genug lesen, um die bleich gewordene Schrift desselben zu entziffern:

„Frau Muhme Streicherin!

Ihr wißt, was ich meine, und wißt auch, daß

ich Euch kenne; ich könnte Euch verderben, das wißt Ihr auch, und daß ich es nur nicht will, weil Ihr mich genährt und gekleidet, als ich ein armes verwaistes Kind war, ist Euch auch nicht unbekannt! So frage ich Euch und Ihr versteht meine Frage: Ist mein lieber Herr Johann Guldenmann behext? Ihr wißt schon, womit, und kann ich den Zauber lösen? Ihr wißt schon wodurch. Denn ich kann den guten Trank kochen und kenne den bösen. Schreibt Ihr mir Ja, so soll Euch verziehen sein; antwortet Ihr mir nicht, so wäre es mir ein Leichtes, und das wißt Ihr, Euch dem Teufel zu übergeben, der Eure Glieder zerreißt und Euern Leib in die Flammen wirft. Ich will es nicht thun, weil ich einen Schauder habe vor dem Angeben; Gott verzeih' mir's, wenn ich sündige, indem ich den Teufel walten lasse, aber antwortet mir durchaus und sogleich durch diesen Boten.

Apollonia.'

„Ha!" sagte Heinrich, „da haben wir es — eine Hexe — sie selbst gesteht es, meine Mutter hat Recht!" —

Ein wilder Triumph regte sich dabei in der verderbten Seele und die Gedanken an das Geld und Gut Apolloniens, das ihm zufallen könne und müsse, wenn es einmal mit ihr zu Ende ginge, tauchten neben demselben auf.

Er machte sich auf und wanderte nach Weil, wo einst die Streicherin vor dem schrecklichen Gericht gestanden, das weder Vernunft, noch Erbarmen, noch Gerechtigkeit kannte.

Der Pfarrer Mästlin, ein Vetter von dem Professor Mästlin, lebte dort noch, derselbe, der die Streicherin zum Tode vorbereitet hatte.

Zu ihm ging Heinrich Kepler, das verhängnißvolle Blatt mit sich nehmend.

„Kennt Ihr meine Base, die Wellingerin in Magstatt?“ fragte er den alten Geistlichen, dessen Strenge die vorrückenden Jahre nicht gemildert hatten.

„Ja!“ entgegnete der Greis, und seine großen Augen blitzten zu dem Ankläger hinüber.

„Habt Ihr niemals Grund gehabt, sie für eine Unholdin zu halten, Herr?“ fragte Heinrich weiter.

„Sachte! sachte!“ entgegnete der Priester. „Die Wellingerin hat zwar in ihrer Jugend schlechte Beispiele gesehen, aber in spätern Zeiten hat man nichts Schlimmes von ihr vernommen; denn obgleich sie Kranke heilt, Menschen und Hausthiere gut zu pflegen versteht und allerlei nützliche Kräuter kennt, so geschieht das Alles unter göttlichem Beistande.“ —

„Herr! in einer Truhe, die immer verschlossen ist in ihrem Hause, wohnt ein weißer Teufel, eine

Menge Zauberbücher liegt in demselben Behältniß, und da lest diesen Brief und dann sagt noch, daß die Wellingerin alles unter göttlichem Beistand thut."

Der alte Priester las und auf seinem strengen Gesicht erschien ein finsterer beängstigender Schatten.

„Das ist ein schlimm er Brief," sagte er, „wir wollen und müssen die Sache untersuchen."

In ihren gewohnten Beschäftigungen und der friedlichen Stille und Einsamkeit ihres Hauses ahnte Apollonia nicht, welche furchtbaren Leiden ihr bevorstanden.

Mathias Wellinger war kränklich, für ihn war seine Frau, die treue Gefährtin seines Lebens, alles, und er, der ihre Frömmigkeit, ihre Wohlthätigkeit, ihre seltene Weisheit kannte, hätte wohl eher geglaubt, daß man ihr, die so wacker und gut war, einen Ehrenkranz bringen, als sie ins Gefängniß abführen würde.

Und doch geschah das letztere.

Es war ein Herbsttag rauh und kalt. Apollonia hatte ihre Spindel hergerichtet und saß in der Nähe ihres arbeitenden Gatten am Kaminfeuer, als ein Zug von Menschen sich schreiend dem alten gemüthlichen Hause des verstorbenen Bildschnitzers entgegenwälzte.

„Was die nur haben mögen?“ sagte Meister Mathias, von seiner kunstreichen Arbeit, durch den Lärm aufgestört, ans Fenster tretend. „Der Büttel ist darunter und — der alte Pfarrherr Mäſtlin aus Weil und der Stadtsyndikus von Weil, und — was — was — die kommen hierher, was wollen die in unserem ehrlichen Hause?“

Die Jugend, die bei dergleichen Begebenheiten gewöhnlich sehr aufgeregt und thätig zu sein pflegt, hatte sich auch in Masse um die Personen versammelt, welche gekommen waren, dem stillen Magstatt das Schauspiel der Abführung einer Hexe zu geben, die jahrelang beinahe unbemerkt in ihrer Mitte gelebt hatte.

Knabenfäuste donnerten mit Ungestüm an die Hausthür und zwanzig Stimmen riefen zugleich: „Aufgemacht! aufgemacht! im Namen des Herzogs!“ —

Apollonia stand von ihrem Spinnstuhle auf und wollte selbst die Thür öffnen, Meister Wellinger aber schob sie zurück und sagte: „Da muß ich sehen, was es gibt, bleib Du ruhig sitzen, Loni, liebes Weib, uns kann ja der Lärm nicht gelten.“

Aber schon nach einer Minute, in der Apollonia ruhig weiter gesponnen, trat er leichenblaß und

zitternd in die Stube zurück und mußte sich an der Thür festhalten, um nicht umzusinken.

Der alte Pfarrherr Mästlin trat zuerst ein. Sein strenges Gesicht war im Lauf der Jahre noch strenger geworden, und als er die durchdringenden harten Augen auf die Matrone richtete, die sich höflich erhoben hatte, ihn zu begrüßen, wußte Apollonia, was ihn hierher führte.

So hatte dieß Auge einst auf die unselige Verbrecherin geblickt, die Apollonia einst an seiner Seite zum Scheiterhaufen geleitet.

„Ich habe Sie gewarnt, Apollonia Wellingerin," sagte er in hartem Tone, „ich habe Sie gewarnt, Sie und Ihre Komplice, die Katharina Keplerin, jetzt ist die Geduld des Himmels ermüdet und Ihrer Thaten harrt der Lohn, den Sie verdienet. — Tretet vor, Ihr Herr Syndikus und Ihr Büttel der ehrbaren Stadt Weil, diese Verbrecherin gefangen zu nehmen!"

Apollonia hatte einen Moment lang mit gefalteten Händen zu Boden geblickt. Es war, als ob sie leise betete, dann aber erhob sie die sanften und klugen Augen und sagte mit einer Stimme, der man kein Zittern und keine Aufregung anhörte:

„Was wollen diese Menschen von mir? was führt Sie, Herr Pfarrer, in mein Haus?"

Der Syndikus war nun vorgetreten, entfaltete eine Rolle Papier und las daraus mit lauter Stimme:

„Die Apollonia Wellingerin bezüchtigt, Hexerei, item Buhlschaft mit dem Teufel getrieben und viele Leute an Gesundheit, Leib und Leben geschädigt zu haben, wird hierdurch vor das Gericht zu Weil der Stadt geladen und ist der allhier anwesende Büttel verpflichtet und berechtigt, ihr Ketten an Hände und Füße zu legen und sie, also unschädlich gemacht, in das Stadtgefängniß zu Weil abzuführen.“

Anfangs schien Meister Mathias nicht zu begreifen, wovon die Rede sei. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er die Anwesenden der Reihe nach an; als aber seine Frau zu ihm hintrat, mit sanfter Hand sein gebeugtes Haupt streichelte und leise, aber mit deutlicher, sicherer Stimme sagte: „Fasse Dich, Mathias! Gott ist bei uns, auch in diesem großen Leiden,“: da schrie er mit herzzerreißenden Tönen: „Apollonia, mein Weib! mein liebes, liebes Weib! Dich! Dich! wollen sie von mir reißen? Dich klagen sie der Hexerei an?“—

Es schien, als ob die kleine zarte Gestalt der bejahrten Frau an Größe und Stattlichkeit zugenommen hätte, während der Menschenstrom sich um

sie drängte. Sie hatte das Haupt erhoben und ein eigenthümlicher Glanz strahlte aus ihren sonst so milde blickenden Augen.

„Mathias, mein Herzensfreund, mein wackerer rechtschaffener Gatte,“ sagte sie laut und fest, „ertrage dieses als eine von Gott kommende Prüfung. Als Du den Muth hattest, das arme Mädchen, das die Streicherin langsam zu Tode gequält hätte, als Dein Weib an Dein Herz zu nehmen, da mußtest Du auf diesen Augenblick gefaßt sein. Er hat lange gezögert! Gott ließ uns viel reines Glück genießen in diesem Erdenleben, im Himmel werden wir uns wiedersehen!“

Sie streckte ihm die schon gefesselten Hände entgegen, diese kleinen, immer thätigen Hände, aus denen Mathias Wellinger in den Jahren ihrer glücklichen Ehe jede Lebensfreude empfangen hatte, die er täglich stündlich mit Arbeiten zum Besten Anderer beschäftigt gesehen hatte.

Die Fessel war für einen stärkeren Arm berechnet und so weit, daß Apollonia ohne Mühe die Hand hätte hindurch zwängen können.

Mathias bemerkte dieß und ein Lächeln glitt über sein Gesicht. So konnte seine arme Loni im Gefängniß doch die schrecklichen Eisen abstreifen. Er

ergriff ihre beiden Hände und zog sie an seine Lippen, und zwei brennende Thränen fielen aus seinen Augen darauf.

Apollonia wendete sich dann an den Pfarrer und sagte demüthig: „Sie sind ein Diener Gottes und des Erlösers. Domine Mästlin, haben Sie Erbarmen und lassen Sie mich noch fünf Minuten mit meinem Manne allein sprechen.“

Der alte Pfarrherr aber stemmte die Arme in die Seite und sagte streng: „Glaubt Sie, Wellingerin, mich betrügen zu können? Glaubt Sie, daß der Teufel über mich Macht hat? — Sehe Sie mich immerhin an mit Ihren bittenden barmherzigen Augen, ich bin fest in meinem Herzen und sage Ihr und Ihresgleichen: vade retro, Satanas!“

„Wohl, so will ich in Ihrer Gegenwart sagen, was ich wünsche,“ antwortete die Unglückliche ohne Zorn. „Mathias, mein Lieber, gib mir den Ring, der dort in dem kleinen emaillirten Schächtelchen liegt, und meine Spindel, sorge auch dafür, daß mir von Zeit zu Zeit in mein Gefängniß guter Flachs gebracht werde, damit ich die langen traurigen Stunden einwenig durch eine nützliche Arbeit verkürzen kann. Der Ring, der von Werth ist, soll Euch, Herr Pfarrer, als Andenken bleiben, wenn Ihr mich zum

Tode vorbereitet haben werdet, und das Garn, das ich spinne, mag an die Armen vertheilt werden. Seid Ihr das zufrieden, Domine Mästlin?"

„Man zeige mir Ring und Spindel," entgegnete dieser, und als er auf beides einen flüchtigen Blick geworfen, sagte er: „Ich sehe nichts teuflisches daran, mag Malefikantin die Sachen mit sich nehmen."

„So beschütze Dich denn der allmächtige Gott, mein lieber, geliebter Freund," sagte Apollonia, sich noch einmal an ihren Gatten wendend, der trostlos und ganz gebrochen in einen Stuhl gesunken war; „komm, gib mir Deine Hand, die mich zu Glück geführt hat, aus der ich nur Gutes empfing diese langen Jahre, und wenn der Wahnsinn die Asche Deines armen Weibes fluchend in die Winde verstreut, so bete Du für mich unter dem Birnbaum, wo ich als junge Frau mit meinem Johannes zu spielen pflegte." —

Mathias Wellinger hatte sich jetzt erhoben, Muth und Entschlossenheit lagen in seinen Zügen. „Gott sei mit Dir, mein Weib," sagte er, sie an sein Herz ziehend, „und verlaß Dich darauf, was Menschenkräfte vermögen, werde ich aufbieten, um Dich zu retten!"

Er hatte diese letzten Worte ihr leise ins Ohr

geflüstert; der Pfarrer aber, welcher das bemerkte, sagte streng: „Keine heimliche Verabredungen, keine Zeichen mit der Malefikantin gewechselt, dieses ist gesetzwidrig. Mathias Wellinger, wahret Eure eigene Seele vor dem Einfluß des Teufels und seiner Genossenschaft.“ —

Er schritt zur Thür hinaus in Begleitung des Syndikus und von dem Büttel und einigen Stadtsoldaten dicht umringt, folgte ihnen die gefesselte Apollonia.

Die unglückliche Frau mußte ihre Gedanken sammeln, um sich des Schlages, der sie getroffen, vollständig bewußt zu werden.

Sie war nur in ihrer gewohnten Haustracht, dem reichgefalteten dunkelblauen Rocke, dem Mieder von schwarzem Tuche und der schwäbischen Haube. Sie hatte nicht daran gedacht, sich vor dem rauhen Wetter durch einen Mantel zu schützen; so saß sie denn auf dem Strohwagen neben dem Büttel, an jeder Seite desselben schritt ein Soldat, und vor ihnen her fuhren in einem stattlicheren Wagen der Syndikus und der Pfarrer.

Die Bewohner von Magstatt liefen fluchend hinter dem Wagen her, welcher die Hexe zum Gericht führte. Es waren so manche darunter, denen Apollonia größere und kleinere Dienste geleistet hatte,

jeder aber wußte jetzt eine Geschichte von ihrer Hexerei zu erzählen, vor allen aber diejenigen, denen sie durch ihre einfachen Medikamente zu irgendeiner Zeit das Fieber kurirt, oder eine Wunde geheilt hatte.

„Wo der Weg sich theilt, und die eine Hälfte nach Böhningen abbiegt," sagte die alte Mutter des Knechtes Sepp, „hier hat sie meinen armen Jungen zu Tode gehext, die Strafe bleibt aber nicht aus, und wenn sie am Brandpfahle schreit, so wird es gerade recht sein."

Apollonia hörte die Worte der Frau, der sie seit dem schrecklichen Tode ihres Sohnes, den die Streicherin verschuldet, jede in ihren Kräften stehende Wohlthat erwiesen, und faßte mit leiser Hand nach dem Ringe an ihrem Finger. „Bei Menschen ist kein Erbarmen für mich zu finden," dachte sie, und ihr starkes Herz wand sich in Schmerz und Kummer, „wohl mir, daß ich das Mittel besitze, mich der Barmherzigkeit Gottes zu übergeben." — Dieser Ring, das einzige Erbe, das die Streicherin ihr hinterlassen, enthielt eine Pille des feinen, aber unfehlbaren Giftes, das im fernen Welschland bereitet, schmerzlos und rasch dem Leben ein Ende macht, und die unglückliche Frau war der Gewißheit froh, durch dasselbe den Qualen der Folter entgehen zu können.

Der Herbstwind wehte rauh in das Gesicht der Armen und die Ketten in ihrem Schooße klirrten mit unheimlichem Geräusche bei den Stößen des Wagens: „Ein kalter, einsamer, trauriger Weg, den ich zum Tode gehe," dachte Apollonia, „aber der Tod selbst ist kein Uebel, er macht allen Erdenübeln ein Ende und führt uns entweder zur sanftesten Ruhe, oder zu einem Zustande, der besser ist, als das Leben dieser armen Erde!" —

Plötzlich hörte sie den Trab eines Pferdes hinter sich. — Sie wußte, wer ihr folge, ohne daß sie sich umschaute, und an einer Stelle, wo der Weg breit genug wurde, um dieß zu gestatten, sprengte Mathias Wellinger an den Wagen, in welchem sein gefesseltes Weib saß, er hatte vor sich auf dem Pferde Apolloniens warmen Mantel und einige Bettstücke und warf diese Dinge Apollonien zu. — Sein weißes Haar wogte dabei im Winde, seine Wangen glühten und seine Augen glänzten in einem fast jugendlichen Feuer. „Denke in Deinen Aengsten daran, meine herzliebe Loni," sagte er, „daß ich alles thun werde, Dich zu retten; ich gehe nach Tübingen, Dir einen gelehrten Vertheidiger zu suchen, ich werfe mich Sr. Gnaden dem Herzog zu Füßen, ich werde Dich retten, Loni, mein Weib, ich werde Dich retten, wenn es einen Gott im Himmel gibt."

„Ich danke Dir, Mathias," sagte Apollonia, „Du erzeigst mir die größte Wohlthat, die mir jetzt zutheil werden kann; mich friert, es ist, als ob der eisige Wind mein Herz erstarrte. Verzweifle nicht, armer rechtschaffener Mann. Gott segne Dich!"

Dann wendete sie sich an den Büttel und bat ihn, ihr den weichen warmen Mantel um die Schultern zu legen, und der harte, an alle Szenen des menschlichen Elends gewohnte Mann fühlte sich gerührt von dem Blicke der unglücklichen Gefangenen, hüllte sie warm ein und legte die Betten auf ihre erstarrten Füße.

Mathias lenkte sein Pferd zurück und der Wagen rollte vorwärts, vorwärts durch den herbstlich bunten Wald, vorwärts über Berg und Thal — im Dämmerdunkel des Abends, vorüber an den schwarzen Brandpfählen, an deren einem die sündenvolle Erzieherin Apolloniens ihr Leben geendet hatte, und hinein in das alte Thor der Stadt Weil. Er hielt vor dem Gefängnißthurme.

Rauhe Hände faßten die unglückliche Frau. Mit Besonnenheit hielt sie die Gegenstände fest, die für sie von so großem Werthe waren, ihre Spindel, ihren Flachs, ihre Betten, ihren Mantel. Eine Minute darauf athmete sie die Moderluft eines unterirdischen Kerkers und fühlte sich in der dicken Finsterniß allein.

Nachdem sie einige Augenblicke erschöpft still gestanden, bemerkte sie den Schein und den Luftzug der Fensteröffnung. Dorthin schwankte sie und setzte sich an dem Platze nieder, an dem ein Wehen der Luft, ein Schimmer von Helle ihr die Gewißheit gab, daß sie nicht lebendig begraben sei.

„Wohl mir!“ war ihr erster Gedanke, als sie hier, die Augen starr nach dem dämmerigen Streifen des Fensters gerichtet, auf ihren Betten saß, „wohl mir, daß in der Heimat kein Kind um mich weint. Ist es Gottes Wille, daß ich diesen Leidenskelch leeren soll, so weiß ich jetzt, daß ich ihm für keine größere Gnade zu danken habe, als für diese, welche einst mir so tiefen Kummer machte.“

Dann zog in Bildern, die fast die Klarheit von Visionen hatten, ihre Jugend im Hause der Streicherin an ihren Augen vorüber, und dann sah sie sich selbst als junge Braut, überglücklich, mit ihrem Mathias am Hochzeitabende die kleine Wohnung betreten, welche der alte Meister Guldenmann ihnen eingerichtet.

„Du hast mir, o Herr, mein Gott! des Glückes so viel gegeben, hast mich erlöst aus der Knechtschaft des boshaften Weibes durch die Hand treuer Liebe!“ betete sie mit lauter Stimme: „Du kannst mich auch

aus dieser Pein erlösen, hilf mir! steh' mir bei mit Deiner Kraft — damit meine Schwäche in dieser Prüfung nicht erliege!"

Dann drückte sie an der kleinen Kapsel des Ringes, der Befreiung von den schrecklichsten Qualen für sie enthielt, und starrte schlaflos und fast gedankenlos hinauf nach dem Luftloch, das die Stelle des Fensters vertrat. —

Stunden mit Blei an den Füßen schlichen an ihr vorüber. Ihre Augen glühten und ihre Pulse pochten im Fieber. Eine dunkle Angst, daß sie wahnsinnig sei und alle diese schrecklichen Dinge nur träume, wachte in ihrem Herzen auf; erst als der Tag leise zu grauen begann, als sie bei dem matten, zweifelhaften Lichte, das in ihren Kerker fiel, die grauen Steinwände desselben, den modrigen Fußboden, die von Spinnweben dicht überzogene Decke erkennen konnte, erwachte ein Theil ihrer Seelenkraft von neuem.

Sie stand auf von dem Platze, wo sie die todesbange Nacht zugebracht hatte, und ging, die Ketten von den Händen streifend, in ihrem Kerker auf und nieder.

Es war ein kellerartiger Raum, und das Fenster, oder vielmehr Luftloch desselben, das sich an der Decke befand, lag wahrscheinlich nur wenige Zoll über dem Niveau der Straße.

Eine grünliche Feuchtigkeit sickerte langsam von den rauhen Steinwänden hinab, und in allen Winkeln hockten Kröten, die mit glänzenden Augen ihre Hausgenossin anstarrten.

Apollonia, die Schülerin einer verrufenen Hexe, hatte keinen Widerwillen gegen irgendein Thier. Die Streicherin hatte sie als kleines Ding gelehrt, Kröte und Molch zu fangen und diese lichtscheuen Geschöpfe zu allerlei Hexenstückchen abzurichten. Sie betrachtete auch jetzt die häßlichen Thiere mehr wie eine Gesellschaft, als daß sie in ihnen eine Vermehrung des Elends ihres Aufenthaltes gesehen hätte.

„Ihr seid kalt und schlüpfrig, arme Thierle," sagte sie, die traurigen Augen auf dieselben gerichtet, „aber kein Falsch und kein Gift ist in euch. Wer weiß, wie viel Leid und Elend ihr schon gesehen, wie viel verzweifeltes Geschrei, wie viel gotteslästerliche Flüche ihr gehört haben mögt! Ich aber will nicht fluchen und lästern, ich will hier in diesen öden Mauern meine Gedanken fest auf den Erlöser richten, der schuldlos am Kreuze starb und Martern und Qualen, schwerer als die, welche ich zu leiden haben werde, mit Geduld, ohne zu murren, ertrug."

Ein mürrischer Wärter brachte ihr Wasser und

einige Nahrungsmittel. Sie trank und fühlte sich auf fast wunderbare Weise erquickt, essen aber konnte sie noch nichts; es war, als ob ihr Mund mit Sand und Erde gefüllt sei. Durch die Fensteröffnung ihres Kerkers drang der Laut des Lebens auf der Straße in ihr Ohr. Sie hörte Pferdegetrappel, Wagengerassel, hörte die Stadtuhr schlagen, und als es zu dunkeln begann und alles andere Geräusch schwieg, auch sogar ein paarmal das Sprechen vorübergehender Menschen. —

So war der erste Tag ihrer Kerkerhaft verschwunden und der frühe niedersinkende Abend traf die einsame Gefangene tödtlich ermüdet durch die Gemüthsaufregungen der letzten vierundzwanzig Stunden; sie sank auf ihr Lager und schlief einen sanften traumlosen Schlaf, aus dem sie erst beim dämmernden Morgenlicht erwachte.

Tag nach Tag verschlich ihr so, ohne daß ein anderer Trost in ihren Kerker drang, als der Ton der Glocken und das Licht des Tages.

Zweimal besuchte ein Sonnenstrahl, sich durch das schmale Luftloch stehlend, den Fußboden ihres Kerkers. Er schien der einsamen Gefangenen ein Bote, den Gottes Liebe ihr sandte, und sie grüßte ihn mit einem heißen Gebete.

So waren zwölf lange bange Tage vergangen, manche Stunde derselben hatte die Arbeit mit der Spindel kürzen helfen, andere waren verflossen in heißem Gebete.

Apollonia war zu einem Schatten hingeschwunden, und ihr vor kurzem noch braunes Haar hatte sich in Silber verwandelt, da tönte der Schritt des Kerkermeisters zur ungewohnten Stunde, die Thür öffnete sich und zwei Hellebardiere erschienen, die Apollonia Wellingerin vor ihre Richter zu führen.

Einen Augenblick schlug das Herz der Unglücklichen, als wolle es ihr die Brust zersprengen. Sie legte ihre gefüllte Spindel auf ihr Lager, hüllte sich in ihren Mantel, um die Mangelhaftigkeit ihrer Kleidung, die schon zu reißen begann, zu verdecken, und folgte ihren Führern zwei Treppen hinauf in einen langen und schmalen Saal.

Hier saßen an einem erhöhten Tische fünf Männer, von denen drei Apollonien als Schöppen der Stadt Weil längst bekannt, zwei dagegen ihr völlig fremd waren.

Der eine war als Hexenrichter zu fürchterlicher Berühmtheit gelangt, der andere sein erster Schreiber Balthasar Graul.

Der schreckliche Mann heftete seine grauen Augen fest auf das sanfte bleiche Gesicht Apolloniens;

es war, als wollte er sie in ihr leidendes Herz einbohren, und die Stimme, mit der er nach ihrem Namen und Alter fragte, klang rauh und heiser.

Apollonia hatte leise gebetet und antwortete jetzt mit mehr Ruhe und Muth, als sie noch vor Minuten von sich gehofft hätte.

„Apollonia Wellingerin, Sie ist angeklagt, einen Bund mit dem Teufel geschlossen zu haben, der sich in ihrem Hause in Gestalt einer schneeweißen Frau in einer Truhe eingesperrt befindet, und Ihr bis dahin in allen Dingen auf höchst scheußliche und gottlose Weise beigestanden hat, so daß Ihr Vieh stets das beste, Ihr Gemüse stets das vortrefflichste, Ihr Obst das schönste und ganz anders, als man diese Dinge mit gewöhnlichen erlaubten und christlichen Mitteln erzielen kann, gewesen ist. Ferner ist Sie angeklagt, mit Hilfe des besagten weißen Teufels allerhand Tränke gebraut zu haben, die Sie unter dem Namen Herzstärkungen an Arme und Kranke verschenkt, diesen auch dadurch meistens Linderung ihrer Pein verschafft hat, so daß sothane Unglücklichen mit Teufels Hilfe, ergo mit Verlust ihrer ewigen Seligkeit, Gesundheit und Wohlsein erworben. Sie ist fernerhin angeklagt, die Schülerin einer argen Hexe, genannt die Streicherin, zu sein,

und endlich zu wissen, daß eine zweite schreckliche Schülerin dieser Unholdin seit vielen Jahren ihr zauberisches und schändliches Wesen treibt. Es ist dieß die Katharina Keplerin, zur Zeit in Leonberg wohnhaft. Gebe Sie Gott die Ehre und rede Sie vor diesem versammelten Gerichte die Wahrheit!"

Er schwieg; auch Apollonia schwieg und blickte traurig auf ihre Ankläger, während eine unsägliche Angst für ihre unglückliche Jugendgefährtin ihr Herz zusammenzog.

„Ich glaube," hob der furchtbare Hexenrichter nach einigen Minuten wieder an, „Inkulpatin ist von einem tauben Teufel besessen, so daß sie uns weder vernehmen, noch Antwort geben kann. Man rufe den würdigen Dominum Mästlin, daß er sie exorzire."

„Was soll ich antworten?" sagte die unglückliche Frau, und ihre sanfte und klare Stimme war deutlich hörbar in jedem Winkel des Gemaches; „wenn ich auch versichere, daß ich unschuldig bin, würde jemand von meinen Richtern mir glauben?"

„Schreibt, Balthasar Graul, schreibt, daß Inkulpatin des Verbrechens der Hexerei geständig ist," schrie der vorsitzende Richter.

„Gott der Allmächtige behüte mich, daß ich also auf mich selbst lügen sollte," entgegnete Apollonia

fest. „Ich verstehe von Hexerei und Zauberkunst nichts, obgleich ich leider meine verlassene Kindheit im Hause einer bösen und verbrecherischen Frau Renata Streicherin verleben mußte."

„Hört Ihr's, schreibt, Balthasar Graul," schrie der Vorsitzende, „sie ist geständig, die Schülerin jener Unholdin gewesen zu sein."

„Wie könnte ich etwas leugnen wollen," entgegnete Apollonia, „was hier in Weil jedem Kinde bekannt ist. Wenn es hinreicht, mich zu verdammen, daß ich meine trostlose Kindheit im Hause jenes schrecklichen Weibes zubringen mußte, so bin ich schon verdammt, obgleich ich mein Lebenlang einen rechtschaffenen Wandel geführt, Gott und den Erlöser im Herzen getragen und mir keine andern Sünden vorzuwerfen habe, als die aus der allgemeinen Schwäche des Menschengeschlechts stammen und zu deren Vergebung ich auf das Blut meines Heilandes rechne."

„Schweige Sie, böses, hinterlistiges, abscheuliches Weib," donnerte der Richter, „beleidige Sie mit Ihren sanften Mienen und mit Ihrer Anrufung des Heilandes nicht Gott und ein preisliches Gericht. Gehe Sie in sich, bekenne Sie die Menge Ihrer schwarzen Sünden, damit Sie im Tode Buße thun und Ihren Schöpfer versöhnen kann." —

Ein schmerzliches Lächeln glitt über Apolloniens bleiches Gesicht, sie faltete die Hände und blickte schweigend auf ihre Richter.

Es lag etwas so sanftes, mildes und würdiges in dem ganzen Wesen der alten Frau, daß selbst diese harten und vom schlimmsten Vorurtheil befangenen Männer den Einfluß davon spürten.

„Der Teufel sitzt in Ihren Augen," sagte der Vorsitzende, „der Teufel, der die Herzen weich macht und durch Mitleid vom Wege die Gerechtigkeit ablenkt. Schaue Sie, Apollonia Wellingerin, uns nicht so scharf ins Gesicht, damit wir vor der Macht Ihrer Bezauberung sicher bleiben, und antworte Sie uns ohne Umschweif, was für ein Teufel ist das, der sich in Gestalt eines schneeweißen Weibes in einer Truhe in Ihrem Hause befindet?"

Apollonia dachte eine Weile nach, dann sagte sie ruhig: „Was Sie einen Teufel in Gestalt eines schneeweißen Weibes nennen, ist ein schönes heidnisches Götterbild, das sich schon seit langen Jahren im Besitze meines Wohlthäters, des verstorbenen Bildschnitzmeisters Johann Guldenmann, befindet. Ein vornehmer Edelmann aus Böhmen, von einer weiten Reise zurückkehrend, wurde hier in Würtemberg von Buschkleppern überfallen und wehrte

sich mit seinem, aus fünf Personen bestehenden Gefolge gegen mehr als noch einmal soviel verlumpte Landsknechte, als eben der rüstige Gesell Johann Guldenmann des Weges kam und von hinten mit seinem Knittel über die Schufte herfiel. Sie liefen davon, nahmen aber von dem Gepäck mit, was sie schleppen konnten. Der böhmische Herr gab seinem Helfer eine schöne Goldkette, die er um den Hals trug, dankte ihm sehr, schrieb sich seinen Namen auf und zog seines Weges. Nach einigen Wochen kamen Leute, die eine schöne Truhe an Johannes Guldenmann abgaben und ihm einen Brief dabei gaben, worin er gebeten ward, die Truhe und ihren Inhalt aufzuheben, bis jener böhmische Edelmann, der sie ihm anvertraue, sie von ihm zurückfordern würde. Der Schlüssel war dabei. In dieser Truhe nun befand sich wohlverpackt und mit eisernen Schrauben befestigt, jenes weiße Marmorbild und viele Bücher, alles steht noch so, wie ich es seit Jahren kenne, im Zimmer meines verstorbenen Wohlthäters, und wir warten noch bis auf den heutigen Tag, daß es abgeholt werde."

„Oho!" sagte der Richter; „eine solche dumme abgeschmackte Mähr wagt Sie einem erleuchteten Gerichte aufzutischen? Besinne Sie sich eines Bessern,

Apollonia, und antworte Sie, was mit Vernunft und Wahrheit übereinstimmt."

Die arme Frau blickte gen Himmel, was sollte sie antworten auf solche thörichten Worte! Wo der Wahnsinn zu Gerichte sitzt, kann weder Vernunft, noch Sanftmuth, kann auch die sonnenklarste Wahrheit nicht auf ein gesundes Urtheil hoffen.

„Ich kann nicht mehr, als sterben," dachte sie, „und Gott im Himmel wird mir verzeihen, wenn ich einen schmerzlosen freiwilligen Tod dem martervollen vorziehe, den das blinde Vorurtheil mir hier bereitet."

Ein tiefer Schreck aber durchzuckte ihre Seele, als nach mehrstündigem Verhör über hundert nichtsbedeutende Kleinigkeiten ihre Richter jetzt mit furchtbarem Ernste in sie drangen, zu gestehen, daß Katharina Kepler ihre Mitschuldige und eben wie sie eine Schülerin der Renata Streicherin sei.

„Diese Frau," sagte der Richter salbungsvoll, „diese Katharina Keplerin ist schon darum unerlaubter Zauberkünste höchst verdächtig, weil sie einen Sohn hat, dessen Gelehrsamkeit sich ebenfalls sehr zur Zauberei hinneigt. Einen Sohn, der sich der Zucht der heiligen Kirche nie fügen und anbequemen wollte. Ueberdieß braut sie selbst Zaubertränke, spricht allerlei Zaubersprüche und ist in ihrem Wohnort Leonberg längst von jedermann gemieden."

„So helfe mir Gott in meiner letzten Noth, als ich die Wahrheit rede," sagte Apollonia mit leuchtenden Augen, „Katharina Kepler ist keine Hexe und Zauberin, nie hat sie auch nur Gelegenheit gehabt, etwas von den bösen Künsten der Streicherin zu erlernen; es hat im Gegentheil diese böse Frau die Katharina und ihren landflüchtigen Gatten um Geld und Gut betrogen und Zank und Unfrieden unter den Ehegatten angerichtet, wie dieß überhaupt in ihrer Art lag."

„Man wird Euch anders reden lehren, Apollonia Wellingerin," entgegnete der Richter, „besinnet Euch, ob Ihr in Güte gestehen, oder ob man zu denen Mitteln greifen soll, die dem Gerichte zugebote stehen, den versteckten Mund des Verbrechens zu öffnen!"

Die unglückliche Frau ward nun abgeführt und nahm in ihre einsame Zelle eine neue furchtbare Seelenangst mit in Bezug auf das Geschick Katharinens.

„Johannes, mein Sohn! mein armer Sohn," jammerte sie, „kann ich diesen Streich von Deinem theuern Haupte nicht zurückhalten? Deine Mutter als Hexe angeklagt, Dein reiner Name ehrlos gemacht, zu furchtbar, zu gräßlich würde dieser Schlag Dein armes Herz treffen."

Alle Gedanken Apolloniens richteten sich, seit sie wußte, daß von ihrer Aussage die Anklage Katha-

rinens und dadurch ihres Johannes Ehre und Zukunft abhingen, auf diesen einen Punkt.

Seit Jahren hatte die unglückliche Frau für sich selbst die Möglichkeit des Geschickes, das sie jetzt betroffen, gefürchtet und geahnt. Sie hatte sich darauf vorbereitet, dem Schlimmsten durch den Tod zu entgehen. Jetzt fühlte sie, daß dieser Ausweg ihr genommen sei.

Wenn sie im Kerker starb, so war es nur zu furchtbar gewiß, daß man in ihrem Tode, wie bei so vielen ihrer Leidensgefährtinnen, den Beweis ihrer Schuld sehen würde.

Der Teufel, mit dem sie einen Pakt auf gewisse Zeit geschlossen, nahm die Hexe, welche im Kerker starb, hinweg, weil ihre Zeit verflossen.

An der ganzen Art, mit welcher ihr schrecklicher Richter seine Fragen wegen Katharinens ihr vorlegte, sowie an dem, was Pfarrherr Mästlin zu ihr gesagt, erkannte sie deutlich, daß ihr Tod die Losung zu Katharinens Anklage sein würde, und diese Ueberzeugung wurde bestätigt und zur fürchterlichen Gewißheit gemacht durch den Besuch des Domini Mästlin, der den Tag nach ihrem ersten Verhör in ihr Gefängniß kam.

„Höre Sie, Apollonia Wellingerin,“ sagte dieser, nachdem er einige Minuten mit ihr über ihren eigenen Seelenzustand gesprochen, „erleichtere Sie Ihr

Herz durch ein aufrichtiges Bekenntniß in Bezug auf die Keplerin. — Ich kenne Sie seit Ihrer Kindheit und kenne auch die Katharina. — Sie ist wohl mehr in der Kindheit und fast gewaltthätig gezwungen zu dem unheilvollen Treiben der Hexerei. Die Katharina aber ist eine hochmüthige Person gewesen von Kindauf. Ihren Sohn zu einem großen Gelehrten zu machen, hat jene sich dem Bösen verschrieben. — Mein Vetter, der Mathematikus Mästlin in Tübingen, welcher den Keplerus unterrichtet, hat mir selbst gesagt, daß der Verstand und die große Einsicht des Jünglings alles gewöhnliche Maß überschreiten und ganz verwunderlich wären. Der Keplerus hat auch der Gottesgelahrtheit entsagen müssen, ein Beweis, daß mit seiner Weisheit und Wissenschaft ein unheimliches, Gott widersprechendes Wesen verbunden sei. Rette Sie Ihr Leben, Apollonia, indem Sie eine Thatsache im guten einräumt, die Sie auf der Folter doch würde gestehen müssen."

„Katharina Kepler ist unschuldig, und ihres Sohnes Wissenschaft und guter Verstand sind Gottes Gaben," entgegnete Apollonia fest, „diese Versicherung wird mein letztes Wort sein, wenn ich meine Seele Gott unter Folterqualen wiedergeben muß."

In den Worten der unglücklichen Frau lag etwas, das selbst dem vom schlimmsten Vorurtheil befangenen Geistlichen imponirte.

„Weiß Sie auch, Sie unglückliches Weib, daß die Katharina seit Jahren Himmel und Erde in Bewegung setzte, damit Sie, Sie Apollonia, die jene jetzt vertheidigt, vor Gericht gezogen werde? Weiß Sie auch, daß es der Sohn Katharinens ist, der als Ihr Ankläger aufgetreten?“ — fragte er, und sein graues strenges Auge bohrte sich fest in das der armen verlassenen Frau. — „Ueberlege Sie sich, was ich Ihr gesagt habe, und bereite Sie sich vor auf Ihr nächstes Verhör, wo man Sie mit der peinlichen Frage nicht verschonen wird.“

Er ging. Kerkereinsamkeit umfing von neuem die unglückliche Frau und alle Qualen der Angst, alle Bitterkeit des Verlassenseins stürzten über ihrer Seele zusammen.

Sie konnte sich retten! — Einmal durch einen freiwilligen sanften Tod. — War es doch dann nicht ihre Schuld, was mit Katharinen geschah! — Mehr noch, ein Wort der Anklage gegen diese, machte sie wahrscheinlich frei, gab sie dem Leben, dem goldenen Licht der Sonne zurück.

Ach die menschliche Natur sträubt sich gegen den Tod, und jeder Nerv Apolloniens erzitterte bei dem Gedanken an die quälende Folter.

Es gab Stunden, wo sie sich die Möglichkeit ausmalte, zu ihrem Gatten zurückzukehren, mit ihm in ein fernes Land zu gehen und den Rest ihres Lebens in stillem Frieden hinzubringen.

Frieden! — konnte sie sich denn Frieden durch eine schreckliche Lüge erkaufen, welche die Leiden, die ihr bevorstanden, deren Bitterkeit sie zumtheil schon schmeckte, einer andern aufbürdete.

Viertelstunden lang lag sie in heißem Gebete auf den Knieen, und flehte zu Gott, ihr zu vergeben, wenn sie sich durch den Tod befreite von den Qualen, die ihr bevorstanden; aber der Gedanke, daß dann Katharina unfehlbar auch verloren sei, zeigte ihr aufs klarste, daß ihr Selbstmord ein Verbrechen, ein doppeltes schreckliches Verbrechen sei!

Katharina Kepler, diese arme Frau ohne moralische Kraft, ohne Einsicht und Religiosität, konnte nicht, ohne zu verzweifeln, die Leiden ertragen, welche jetzt Apolloniens stärkeres Herz oft an den Rand der Verzweiflung brachten.

Es gibt eine Möglichkeit, die Leiden des Körpers, wie furchtbar sie auch gesteigert würden, mit Muth, mit Geduld, ja mit Freudigkeit zu ertragen; Apollonia wußte das, wie jedes Menschenherz es weiß. Hat doch der Erlöser sein eigenes Leiden und Sterben jeder zagenden Menschenseele als ein Vorbild zurückgelassen!

Mitten im Gewühl ihrer Angst, ihres Zagens und Bangens trat, wie der Mond aus sturmgepeitschten Wolken, diese Ueberzeugung aus der gequälten Seele der unglücklichen Frau; mit ihr kam das Licht!

„Ich werde leben, leiden und sterben, wann, wo, wie es Gott gefällt!“ sagte sie laut und mit fester Stimme, obgleich nur die feuchten Mauern ihres Kerkers Zeugen ihres Vorsatzes waren. „Ich werde die Wahrheit sagen vor Gericht und auf der Folter. Christus, mein Heiland, Dein Blut hat mich erlöst!“

Ein Thränenstrom heiß und süß brach bei diesem Entschluß aus den Augen, die so lange trocken geblieben waren. Es war wie ein Bad, das lau und weich ihre gemarterte Seele überflutete.

Mit fester Hand zog sie von ihrem Finger den Ring und warf das Giftkorn, auf welches sie so lange die Hoffnung ihrer Befreiung gesetzt, weit von sich, ihre Seele in heißem brünstigen Gebet in Gottes Hand empfehlend.

In dieser Nacht schlief Apollonia in der Finsterniß ihres Kerkers sanft und fest, kein wirrer angsterfüllter Traum erinnerte sie wie sonst auch im Schlummer an ihren furchtbaren Zustand, und als sie erwachte, fühlte sie in sich Kraft und Ruhe.

Das Erdenleben, mit seinen wechselnden Schicksalen, seinen vielfachen Versuchungen, seinen Leiden ohne Zahl, lag hinter ihr; die Macht ihres reinen Willens hatte seine Macht gebrochen.

Als sie jetzt vor ihre Richter trat, schien diesen die zarte Gestalt größer, das sanfte Auge der unglücklichen Frau leuchtender, ihre Stimme fester geworden. —

Sie antwortete ruhig, deutlich, ohne sich zu besinnen und stets vollständig wahr und der gesunden Vernunft angemessen, ohne alle Rücksicht auf den Aberglauben und die Vorurtheile ihrer verblendeten Richter.

Daß man ihr die einfache peinliche Frage zuerkannte, war in diesem Falle natürlich; doch wäre ihr dieß auch vielleicht nicht erspart worden, wenn sie alle Mittel der Klugheit angewendet hätte, um dem wahnsinnigen Vorurtheile ihrer Richter zu schmeicheln.

Vor allen drehten sich die ihr vorgelegten Fragen um die Hexerei und Zauberkunst Katharinens. Ihr furchtbarer Richter schien diese Frau besonders um ihres gelehrten und berühmten Sohnes willen zum Gegenstande seiner schrecklichen Aufmerksamkeit gemacht zu haben, und Apolloniens Willenskraft befestigte sich an der Ueberzeugung, daß Katharina durch ein unvorsichtiges Wort von ihr rettungslos in den Abgrund eines Hexenprozesses geschleudert werden könne.

Nicht ein Haarbreit nachzugeben, kein Wort, keine Silbe auszustoßen, was der Mutter ihres fernen Johannes schädlich werden könne, war der feste Vorsatz der armen Frau, und sie bemühte sich, alle ihre Kräfte zu konzentriren, um nicht von den ihr bevorstehenden Martern zum Wahnsinn getrieben zu werden.

Als aus dem Munde des Richters das schreck-

liche Wort erscholl, das den Henker herbeirief, betete Apollonia. Sie wußte nicht, ob sie die Worte laut aussprach, oder ob sie nur in ihrem Herzen wiedertönten.

Das Bild des im Hofe des Pilatus mit Dornen gekrönten und an der Schandsäule mit Ruthen wundgeschlagenen Heilandes stand klar und deutlich, in fast körperlichen Umrissen vor ihrer Seele. — „Auch Dein Leib war nur ein Menschenleib, Erlöser der Welt, und meine Seele ist wie die Deine ein Ausstrom Gottes," betete sie. „Ich will auf Dich schauen, während ich leide; jeder Nerv, der mir zukkend reißt, ist ein Opfer, das ich dem Wohle eines Mitgeschöpfes, dem Wohle einer Jugendfreundin, dem Wohle meines Johannes bringe, dessen Mutter ich zu erretten berufen bin. Je größer die Qual, die ich leide, desto größer auch meine Pflicht, sie ihr, der wie ich Unschuldigen, zu ersparen."

Ohne zu zittern und zu wanken stand die zarte kleine Frau, von ihrer Willenskraft und ihren festen Vorsätzen aufrechterhalten, vor der Thür des fürchterlichen Gemachs, um das alle Schrecken schwebten, welche die menschliche Grausamkeit zu erfinden fähig gewesen, und sie überschritt die unheimliche Schwelle mit festem Fuße.

Es war eine gewölbte Halle, die von zwei in Ringen von Eisen bei der Thür steckenden Kienfackeln erhellt wurde.

Der schwarze Qualm derselben zog sich wie ein wehender Schleier um die dunkle Steinwölbung der Decke, und hin und wieder strahlte das rothe Licht von irgendeinem glänzenden Metallgeräthe wieder, dessen Zweck und Bestimmung die Phantasie schaudernd ahnte. —

Rollen und Leitern, schwere Gewichte, Hämmer und andere Gegenstände, deren Namen und Gebrauch nur die sterbende Verzweiflung kennenlernte, hingen an den rauhen, vom Qualm geschwärzten Wänden.

Mehrere Stühle standen vor einem Tisch, auf dem sich Papier, Schreibzeug und eine Sanduhr befanden, die der Henker umwandte, so daß der Sand, der so lange ruhig gelegen, nun leise zu rinnen begann.

Die Richter betraten gleich nach Apollonien das furchtbare Gemach und ein junger Mann mit rothem Haar und einem blassen spitzen Gesichte folgte ihnen und stellte sich, nachdem das Gericht Platz genommen, mit übereinander geschlagenen Armen und die dunklen scharfen Augen fest auf Apollonia gerichtet, ihr gegenüber. Sie kannte ihn, es war der Wundarzt und Barbier Leibbrand aus Leonberg, ein Altersgenosse und früherer Schulgefährte ihres Johannes, ein Mensch, der den fürchterlichen Ruhm hatte, bei allen Folterungen, die weit und breit in einem Umkreis von vielen Meilen stattfanden, gegenwärtig gewesen zu sein.

Der Henker und seine Gehilfen standen im Hintergrunde und prüften die Geschmeidigkeit einer dünnen Leine, die sich um ein gezahntes Rad wand.

Apollonia sah dieß Alles. Ihre Augen schienen die Kraft zu haben, jedes Detail des Bildes, das sie umgab, bis ins Kleinste in sich aufzunehmen. Frost und Glut rannen in gleichem Augenblick durch ihr Gebein, aber in ihrem Herzen lebte der Muth, und die Kraft ihres Wollens steigerte sich, je näher die Stunde der Entscheidung rückte.

Sie blickte, um nichts mehr von dem, was sie umgab, zu sehen, in die Fläche ihrer kleinen bleichen Hand.

„Nägel bohrten sich dem Heilande durch das zuckende Gewebe seiner Fibern," flüsterte es in ihrem Herzen, „und sein Leib war ein Menschenleib, wie der meine!"—

Jetzt, sprach der Richter, jetzt! Er sagte: „Bekenne Sie, Apollonia Wellingerin, daß Sie Wissenschaft hat von dem Hexentreiben der Katharina Keplerin und das hier versammelte Gericht wird Erbarmen üben und Ihr wegen Ihrer eigenen Sünden die peinliche Frage erlassen. — Gebe Sie Gott die Ehre und bekenne Sie alles, was Sie von den Hexereien der Keplerin weiß."

„Ich habe die Wahrheit gesprochen," antwortete die heldenmüthige Frau laut und deutlich. „Ka-

tharina Kepler ist mit Zauberkünsten und Hexereien gänzlich unbekannt. Sie ist, soviel ich davon weiß, eine fromme evangelische Christin, die in keiner Weise jemals Gemeinschaft hatte, noch verlangte, mit dem bösen Feinde. Das hohe Gericht thue mit mir, wie ihm Recht däucht, ich kann nichts anderes sagen."

„Ist das Ihr letztes Wort, Apollonia Wellingerin?"

„Mein letztes! Gott möge mir beistehen!"

Der Richter winkte, und der rasch vortretende Henker faßte Apolloniens Hand und führte sie bis zu einer an der Wand lehnenden, ziemlich hohen Leiter.

„An der obersten Sprosse dieser Leiter wird die Malefikantin mit den Schultern gebunden," sagte er mit eintöniger schnarrender Stimme, „und man befestigt ihr dann auf beide Füße und auch an beide Hände Gewichte, bis ihre Gelenke reißen!"

Dann stieß oder zog er sie einen Schritt weiter zu einer Art von Lager auf dem Boden und sagte: „Hier fesselt man die Malefikantin an Händen und Füßen und beschwert ihre Brust mit diesen Bleiplatten!"

Auf diese Weise zeigte und erklärte er der leise betenden Frau die verschiedenen Werkzeuge der Tortur. Sinnreich erfunden, um jedem Nerv des Gemarterten besondere Schmerzen zu machen und jede denkbare Pein bis zum alleräußersten Grade zu erhöhen.

„Antworte Sie jetzt, Apollonia Wellingerin, und bewahre Sie Ihren Leib vor der Tortur und Ihre Seele vor der Lüge," fragte jetzt der Richter nochmals: „ist die Katharina Keplerin eine Hexe und Unholdin?"

„Katharina ist unschuldig an der Sünde der Zauberei, sie ist eine christliche Frau und weiß von keinem Bündniß mit dem Bösen," entgegnete Apollonia.

„Wohlan, Sie will es nicht anders — Henker, entkleide die Malefikantin und nimm ihr alles, was als Talisman und Schutzmittel gegen den Schmerz der Tortur ihr von ihrem höllischen Buhlen gegeben sein kann."

Die Henkersknechte schloßen jetzt einen Kreis um die Bebende und begannen mit rohen Händen ihr die Kleidung vom Leibe zu reißen.

„Ich werde mich selbst entkleiden," sagte sie leise, „befehlt, was ich thun soll, so werde ich es thun, ohne daß die Hand eines Mannes mich anrührt."

Aber niemand hörte auf die bittende Stimme, die Hand des Henkers schor ihr das Haupt und die langen braunen, nur wenig mit Silberfäden durchzogenen Flechten der Armen sanken neben ihr auf den schlüpfrigen Steinboden. — Auch der Ring ward von ihrem Finger gerissen, er hätte ihr hier keine Hilfe mehr bringen können, selbst wenn sie sich auch seines Inhaltes nicht entäußert hätte. Werfen wir einen Schleier über das Schauergemälde, einer, Gottlob! ergangenen Zeit.

Das furchtbarste Trauerspiel menschlicher Verblendung begann und ward durchgeführt. Der Arzt hielt seinen Finger prüfend auf dem Puls der Leidenden und winkte dem Henker innezuhalten immer in dem Augenblick, wenn der Schmerz die Lebenskraft so weit verzehrt hatte, daß eine Ohnmacht eintreten mußte.

Ob Stunden, ob Tage, ob Jahre verflossen waren, seit sie ihren stillen einsamen Kerker verlassen, Apollonia wußte es nicht, als sie sich auf dem feuchten Lager desselben, von tausendfachen Schmerzen gequält, wiederfand.

Es war überstanden. — Für dießmal überstanden. Fest bis zum letzten Augenblick, wo eine tiefe Ohnmacht ihren Leiden ein Ende machte, hatte sie auf der Folter Katharinens Unschuld behauptet. Sie dankte Gott dafür und freundliche Fieberphantasien kamen über sie, die sie trösteten, wie einst die Engel auf dem Oelberge den kämpfenden Erlöser.

Wohl wußte sie, daß die Marter, welche sie heute erlitten, nicht die letzte sein würde; aber sie hoffte, daß Gott vorher seinen Todesengel senden würde, sie einzuführen zu ewigem Frieden.

Aber ihre Natur war ebenso kräftig als zart. Ohne Pflege, oft ohne einen Trunk Wasser, und in der Moderluft des Kerkers, besserte sich dennoch ihr Zustand von Tage zu Tage.

Ihre Spindel lag freilich unberührt am Boden, aber ihre Gedanken schwangen sich in Freiheit und Heiterkeit weit weg aus dem dumpfen Kerker zu ihrem Gatten, zu dem Sohne ihres Herzens, dem sie beides, die Mutter und die Familienehre, gerettet, und endlich hinauf in eine Zukunft nach den Leiden dieser Erde, deren süßer Friede die Folge der Kämpfe dieses unvollkommnen Daseins sein mußte.

Der Ruf zu einem neuen Verhör ließ kein Entsetzen erwachen in ihrem starken und sanften Herzen. Sie hoffte auf den Tod, und da sie nicht allein zu gehen im Stande war, so ließ sie sich, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen, von den Trabanten in die Gerichtsstube schleppen.

Sie mußte niedergelegt werden und der anwesende Henker schleppte zu diesem Zwecke ein Strohbund herein.

Noch hatte sie die Augen nicht auf ihre Richter geworfen; erst als eine wohlklingende Stimme sie fragte: „Werden Sie ein Verhör aushalten können, Frau Apollonia Wellingerin,“ erhob sie den Blick. — Gesichter, die sie noch nie gesehen, saßen vor ihr und die Stelle des furchtbaren Hexenrichters nahm ein junger Mann ein mit blondem reichem Haar und Augen, in deren blauem Spiegel das Mitleid wohnte und milde auf die Unglückliche niederlächelte.

Es war der Oberrichter des Tribunals zu Tü-

bingen, Herr Besold, der Mittel gefunden hatte, auch in diesem Hexenprozesse, wie in vielen anderen, seinen Einfluß auszuüben.

Er war in Person nach Weil gekommen, um einer Frau, deren Namen er in seiner Knabenzeit, ach wie oft, mit Liebe und Ehrfurcht hatte nennen hören, in ihrer höchsten Noth beizustehen.

Besold, der Jugendgefährte Kepler's, kannte aus den Knabenerzählungen desselben den Namen der unglücklichen Frau, deren Prozeßakten ihm zur Begutachtung eingesendet worden waren, und seine Seele erstarrte, als er sah, daß man das hilflose Weib gemartert hatte, um ein Zeugniß gegen eine andere, gegen die Mutter seines Freundes, aus ihr herauszupressen. — Er kam nach Weil und erklärte, diesen Prozeß selbst führen zu wollen.

Der kluge und menschlich fühlende Mann hatte durch seine verständigen Fragen, durch seine milden Urtheile schon mehr als ein unglückliches schuldloses Weib von Marter und Tod gerettet. Er fühlte Achtung vor der Frau, die mit eiserner Willenskraft Todesmartern erduldet hatte, während ein Wort, das freilich folgenschwer für andere war, sie befreien konnte.

Er kannte Apolloniens Güte, hatte er doch als Knabe in Maulbronn so manchmal die Briefe an ihren Johannes gelesen, und fröhlich so manchen Rollen gegessen, den sie dem Spielgefährten gesendet.

Das Herz that ihm wehe, wenn er an all den Jammer dachte, der die Aermste betroffen. Aber es gehörte Klugheit dazu, die einmal Verfehmte zu retten. Eine dem Richter als Hexe übergebene Person wieder in Leben und Freiheit zurückzuführen, war nicht gefahrlos für den, welcher es unternahm.

Furcht und Aberglauben, zwei wüthende Drachen, bewachten die Kerker jener Unglücklichen, und der religiöse Fanatismus der entzweiten Religionsparteien jener Zeit vereinigte sich nur in einem Punkte, in der blinden Raserei, mit der sie die Unglücklichen verfolgten, welche ihr Wahnsinn des Verbrechens der Hexerei bezüchtigt hatte. —

Das Verhör, welches Besold leitete, hatte keinen andern Zweck, als die Freisprechung Apolloniens zu bewirken, und als es beendet war, erhielt der Kerkermeister den Befehl, die kranke Frau in ein ordentliches, helles und luftiges Zimmer zu schaffen.

Da lag sie nun in weichen Betten, ein Kühltrank war so gestellt, daß sie ihn hätte erreichen können, wenn ihre verwundeten und fast zerschmetterten Hände fähig gewesen wären, das Gefäß zu fassen und festzuhalten. Die Strahlen der Wintersonne fielen durch die kleinen Scheiben des vergitterten Fensters hell in das Zimmer und ein hoher, grün glasirter Ofen verbreitete darin eine angenehme Wärme.

Ein Wundfieber, das sich vollständig entwickelt

hatte, that für den Zustand Apolloniens das Beste, was ihr geschehen konnte, es raubte ihr vollständig das Bewußtsein und webte um die Seele der armen Frau lichtgoldene Träume, die ihr die Schrecken der Wirklichkeit verdeckten.

Alle Qualen und Leiden des Lebens können nur bis zu einem gewissen Punkte gesteigert werden; ist dieser erreicht, so erbarmt sich die Natur des Leidenden, und sendet in der Bewußtlosigkeit der Ohnmacht, des Fiebers, des Wahnsinns die Erlösung, die aller Grausamkeit des Menschen spottet.

Apollonia wußte, Dank sei es dem Fieber, nicht, daß jetzt, da ihr Geschick sich zum Bessern zu wenden begann, ein Leid sie betroffen hatte, dessen Weh nachhaltiger, als die Schmerzen der Folter, in ihre Zukunft eingreifen mußte.

Mathias Wellinger, ihr wackerer Gatte, war gestorben.

Er hatte den Schiag, der sein Herz in dem Unglück seines Weibes getroffen, zu tief und bitter empfunden, als daß er nicht auch seinen gealterten Körper hätte angreifen müssen.

Alles aufbietend, was in seinen Kräften stand, um seine Loni zu retten, war er tagelang im wildesten Wetter unter Weges, bald nach Tübingen zu den gelehrten Richtern der Universität, oder nach Stuttgart reitend, wo er Himmel und Erde in

Bewegung setzte, den Herzog selbst zu sprechen und ihn für die arme Angeklagte zu interessiren.

Etwas war ihm gelungen: Er hatte den gelehrten und menschenfreundlichen Herrn Besold, den Spielgefährten des Johannes, kennengelernt und dieser, ein Feind und Widersacher aller Hexenprozesse, und ein milder Richter und mehr Vertheidiger, als Inquirant der armen Geschöpfe, die der Wahnsinn seiner Zeit auf den Scheiterhaufen lieferte, hatte sich auch seines Weibes angenommen.

Meister Wellinger aber hatte nur noch auf seinem Krankenlager den Trost, daß Apolloniens Geschick in diese barmherzigen Hände gekommen, er starb, ohne erfahren zu haben, daß die Grausamkeit an seinem armen Weibe schon ihr schlimmstes gethan, und sein letztes Wort war ein Segen für die treue und liebevolle Gefährtin seines Lebens.

Es war ein Glück, daß Besold sich in Weil befand; nicht bloß, weil er die unglückliche Frau von ferneren Qualen rettete, sondern auch, weil er Sorge trug, von ihrem Habe und Eigenthum soviel zu retten, als nur immer möglich.

Ein Hexenprozeß damals glich in vielen Beziehungen den Hochverraths- und Majestätsbeleidigungsprozessen einer späteren Zeit. Das unsichtbare Ungeheuer, das man Fiskus nennt, nährte sich von dem Habe und Gut der Angeklagten und verzehrte

es in der Regel mit Stumpf und Stiel, so daß jene, selbst in dem selten günstigen Falle der Freisprechung, sich bettelarm in das Leben hinausgestoßen fanden, während auf ihrem Rufe immer noch ein Fleck zurückblieb, der ihnen das Vertrauen ihrer Mitbürger nahm.

Als Apollonia in ihrem leidlichen Gefängnisse allmälig zur Besinnung kam, war der junge Richter, dem sie soviel zu verdanken hatte, die erste Menschengestalt, die an ihr einsames Lager trat.

Die Leidende schlummerte einwenig und erwachte von dem Gerassel des rostigen Thürschlosses, und als sie ihre fiebermatten Gedanken gesammelt hatte, da saß an ihrem Bette der Mann, dem sie soviel zu verdanken hatte, und seine hellen, lebhaften Augen ruhten mitleidig auf dem abgezehrten Gesichte der Matrone.

„Grüße Sie Gott, meine werthe Frau Wellingerin,“ sagte er freundlich, „und gebe Ihnen bald Gesundheit nach den Leiden, die nun vorübergegangen, und Ihren ganzen Muth und Ihre Seelenkraft wieder.“

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete Apollonia, das Gesicht ihres milden Richters erkennend, „Gott segne Sie für das Gute, das Sie an einem verlassenen Wesen gethan haben.“

„Es ist wenig, werthe Frau, aber immer soviel, als in eines Mannes Kräften steht. Ihr Urtheil ist

gesprochen, ich komme es Ihnen anzusagen, bevor man es mit der gerichtlichen Prozedur thut, um Sie zu fragen, ob Sie sich demselben unterwerfen, oder in der Stille von hier verschwinden wollen, den Geruch einer Hexe hinter sich lassend. Sie sind wegen mancherlei Abweichungen vom Pfade des Kirchengesetzes, wegen Studien, die sich für eine christlich ehrbare Frau nicht schicken, verurtheilt, eine zwei Pfund schwere Wachskerze in der Hand haltend, im Hemde Kirchenbuße zu thun."

Apollonia legte die mit Binden umwickelten, schwer verletzten Hände zitternd auf die Decke ihres Lagers.

„Werde ich je wieder eine Kerze in diesen verstümmelten Händen halten können?" fragte sie sanft und traurig.

Ein Schauder überlief Besold bei dem Anblick. „Gott helfe Ihnen, arme Frau," sagte er seufzend. „Hat man Ihnen auch alles gegeben, was zur Heilung Ihrer schweren Verletzungen nothwendig war? Ist auch der Feldscherer Leibbrand täglich bei Ihnen gewesen, wie es seine Pflicht und mein Befehl war?"

Apollonia schüttelte traurig verneinend das Haupt, auf dem die geschorenen Haare zu dünnen zarten Silberlöckchen erwachsen waren, die sich feucht an die bleiche Stirn schmiegten. „Ich bedarf auch keines Arztes," sagte sie; „kaltes Wasser ist das beste Heil-

mittel für Verwundungen, wie diese, und sehen Sie, da stehen die Schalen an meinem Bette, die der Gefangenwärter täglich zweimal erneuert."

„O mein Gott, mein Gott!" sagte Besold im Zimmer mit gerungenen Händen auf- und abgehend, „wird jemals eine Zeit kommen und diese Gräuel enden?"

„Sie wird kommen, so gewiß, als der Frühling nach dem Winter kommt," entgegnete Apollonia milde, „und jetzt schon regen sich die Keime zu dieser besseren glücklicheren Zeit. Ich habe viel nachgedacht in meinem stillen Leben, habe viel darüber gesprochen mit Einem, der, obgleich noch jung an Jahren, doch alt ist an Weisheit und Wissenschaft."

„Ihr meint Euern Pflegesohn, den sehr gelehrten Magister Johannes Kepler," sagte Besold.

„Ihn meine ich."

„Er ist mein Spielgefährte und Universitätsfreund, Frau Wellingerin, und Euch wird er meinen Namen wohl auch genannt haben, ich bin der herzogliche Kammerrath Besold aus Tübingen."

Ueber Apolloniens jammervolles Antlitz glitt ein heiteres Lächeln bei diesem Namen. „Ich kenne Euch wohl, mein Johannes hat oft, gar oft von Euch gesprochen, als von einem sehr lieben Freunde und wackern Kameraden."

„Das war er mir. Ein Muster und Vorbild

zugleich in allem Guten. O welch ein Jammer für ihn, wenn er von Euerm schweren Leiden erfahren wird."

„Ich habe ihm schwereres erspart. Gott gab mir die Kraft, in der Glut aller Pein und Marter, die mein Gebein zerfleischt, an ihn zu denken. Mein standhaftes Beharren hat seine arme Mutter vor den Qualen bewahrt, die ich selbst erlitten."

„Vor der Hand wenigstens," entgegnete Besold, „was aber, Frau Wellingerin, ist das für eine Frau, die Euch und sie in den Hexenkünsten unterrichtet haben soll?"

„Eine schwere Verbrecherin, verehrter Herr," entgegnete Apollonia und erzählte in Kürze die Geschichte der Streicherin und ihres Lebens im Hause derselben.

Besold ging tief erregt im düster werdenden Gemache auf und nieder. „So ist es," sagte er mit Eifer, „die als Hexen angeklagten Unglücklichen sind bisweilen große Verbrecherinnen, bisweilen halbe, ja ganz Wahnsinnige, doch in vielen Fällen auch, wie Ihr, werthe Frau, die Zierden Ihres Geschlechtes, die besten, weisesten, strebsamsten Frauen, deren große und edle Handlungen an die der Märtyrerinnen erinnern. O wann, wann wird diese gräßliche Raserei enden?"

„Wenn das Menschengeschlecht," antwortete Apol-

lonia, „die Erde, auf der es lebt, in ihren Verhältnissen zu andern Weltkörpern und mit den ihr selbst inwohnenden großen Kräften erkennen gelernt haben wird," sagte einst mein Johannes. „Er lebt der Hoffnung, daß einst eine Zeit kommen wird, in der die Harmonie des Weltalls durch Weisheit aufgefunden und von der Menschheit anerkannt und die Harmonie des Menschendaseins durch Frömmigkeit und Tugend hergestellt sein wird."

„Glückseliger Traum!" seufzte Besold, „in ihm erkenne ich den milden, edlen, phantasiereichen Gefährten meiner Kindheit. Jetzt aber, jetzt theuere Frau, müssen wir uns einigen; wollen Sie, diesen Ort für immer verlassend, sich der auferlegten Buße unterziehen, oder —"

„Ich darf meinen Gatten, der alt und kränklich ist, wohl nicht aus gewohnten Verhältnissen reißen," entgegnete Apollonia.

„Gott nimmt nicht selten Verpflichtungen von unseren Schultern, indem er unseren Herzen Leid und Schmerzen auferlegt," sagte Besold und Apollonia verstand ihn! —

„Er ist erlöst, mein theuerer, mein treuer Mathias," sagte sie und ein heißer Thränenstrom entstürzte ihren Augen, „o darum habe ich auch nichts von ihm gesehen!" —

„Wohlan, werthe Frau, so entziehen Sie sich

der Kirchenbuße, ich werde einen Aufenthalt für Sie ermitteln, wo Sie im Frieden und ohne Anfechtung leben können. Jetzt aber verlasse ich Sie, haben Sie mir sonst noch einen Auftrag zu geben?"

„Ich schwur meinem Wohlthäter auf seinem Sterbebette, sorglich zu achten auf die ihm vom Herrn von Rosenberg anvertraute Truhe und deren kostbaren Inhalt," sagte sie weinend, „wird es möglich sein, diese Dinge aus den Händen des Gerichtes zu erretten?"

„Ich werde mein möglichstes thun, Frau Wellinger, und jetzt beschütze Sie Gott der Herr." —

Er ging und Apollonia blieb mit ihrem Seelenkummer und ihren Körperleiden allein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Johannes Kepler war nach Linz zu seiner Gattin zurückgereist, immer noch entschlossen, in seiner Heimat jede leidliche Stellung lieber, als die Anerbietungen des Kaisers und Tycho's anzunehmen. Sein treues Herz zog ihn zurück nach Schwaben und mit Freuden fand er in den Händen der Frau Barbara verschiedene Briefe aus Tübingen und Weil. Aber ach, sie brachten ihm keine heitern Nachrichten. Seine Freunde in Tübingen, Mästlin und Hafenreffer,

sagten ihm, wenn auch so schonend als möglich, daß man seine religiösen Ansichten dort durchaus verdammlich finde, und daß sein Streben, die Kenntnisse der Natur in Einklang mit den Lehren des Christenthumes zu bringen, von allen Theologen für eine freche und verderbliche Anmaßung gehalten werde.

So war denn sein Loos geworfen, er mußte nach Prag, und er gab sich Mühe, seiner Gattin diesen Entschluß angenehm zu machen. Von der edlen Polirena und ihrer Freundlichkeit gegen ihn, hatte er ihr eine erfreuliche Schilderung gemacht, auch hatte er ihr von Rabbi Löw erzählt, von Tycho de Brahe's Zuvorkommenheit und von des Kaisers Gnade.

Das waren Dinge, die Frau Barbara verstand und zu schätzen wußte. Ihr war es nicht unangenehm, daß ihres Mannes Geschick sie in die berühmte Kaiserstadt zog, und sie träumte von glänzenden Verhältnissen in derselben, von prächtigen Banketten im Hause der hochgebornen Frau Oberstburggräfin Polirena von Rosenberg, von Fackeltänzen am Hofe des Kaisers und großen Gastereien bei Tycho de Brahe, wo sie, die Frau des gelehrten Kepler, eine Verwandte des aufblühenden Geschlechtes der Eggenbergs, endlich an der ihr eigentlich gebührenden Stelle stehen würde.

Daß ihre Geldmittel heute noch, trotz ihres Gatten Anstellung, so knapp wie immer bemessen

waren, störte wenig ihre sanguinischen Hoffnungen, und als sie sah, daß Kepler erzürnt an Tycho schrieb und diesem Vorwürfe machte, weil bis jetzt noch von Prag aus wenig oder nichts gethan war, die Nachzahlung des steiermärkischen Gehaltes zu erwirken, redete sie ihm recht freundlich zu, geduldig zu sein und das Beste zu hoffen.

So trat denn die Familie ihre Reise nach Prag an.

Es war dem Gelehrten eine Wohnung hergerichtet worden auf einem stillen Plätzchen des Hradschin unfern der Georgskirche, ausreichend für die Wünsche und Ansprüche Kepler's, jedoch bei weitem zurückbleibend hinter den Träumen und Hoffnungen seiner Gattin.

Sie betrachtete die kleinen Zimmer, das schlichte Hausgeräth, das Rabbi Löw in dieselben hatte schaffen lassen, und die Aussicht auf den stillen düstern Platz hinter der Kirche mit trübseligem Erstaunen.

Doch war sie jung, harmlos und gutmüthig genug, dieß für einen bloßen ersten Anfang anzusehen.

„Es wird besser kommen, viel besser, nicht wahr, Johannes?“ fragte sie, nachdem der erste Verdruß der Enttäuschung überwunden, und Kepler drückte ihr freundlich die Hand und versprach ihr milde, alles zu thun, was in seinen Kräften stünde, um ihre Verhältnisse zu verbessern.

Für ihn begann nun wieder jenes Doppelleben,

das er seit seinem Vorsatze, sein Weib glücklich zu machen, geführt hatte.

In seinem stillen Zimmer bei seinen erhabenen Studien fand sein großes Herz sehr bald das ihm natürliche Glück, und in der Liebe, die er seiner Familie erwies, in den tausendfachen Rücksichten, die er auf die Freude, die Bequemlichkeit, auf jeden Wunsch Barbara's nahm, erblühte ihm der stille Herzensfrieden, der unendlich erhabener ist, als die Herzensbefriedigung in dem Bewußtsein, geliebt und verstanden zu werden.

Johannes Kepler war glücklich; denn das Glück eines Herzens, wie das seine, kann wie das Gleichgewicht des Wassers gestört werden, aber es findet durch eigene Kraft stets seine Wiederherstellung.

Im Hause Tycho's von Brahe ward Barbara Kepler bei ihrem Besuche mit vieler Herablassung empfangen.

Herr Brahe war ein Mann, der weibliche Schönheit zu schätzen wußte, und schön war die junge Gattin seines Hilfsarbeiters, das konnte keinem Zweifel unterworfen sein. Auch er erkannte mit Kenneraugen ihre Aehnlichkeit mit der gefeierten Polirena, fiel sie doch selbst der guten Frau Katharina in die Augen.

Barbara Kepler war indeß nicht so ganz die Persönlichkeit, sich die Herablassung der Frau von Brahe gefallen zu lassen. Sie hatte zum ersten

Besuch ihr schönes Kleid von Goldbrokat mit weißen Aermeln angelegt. Die Schneppe ihrer Haube war mit untadligen Spitzen, einem Ehrengeschenk, das Fräulein von Eggenberg garnirt, und ihre Gemslederhandschuhe hatten eine Goldstickerei Sie saß zwar nicht so steif und gerade in dem hohen Sessel, wie die alte Dame vom Hause, aber sie hatte ebensogut wie diese die Absicht, zu imponiren, und verstand es auch, sie auszuführen.

Sie erzählte von ihren Vettern, den Eggenbergs, von dem jungen Grafen Waldstein, den sie dort kennengelernt, von ihren Gütern in Steiermark und von dem hohen Ruhme, den ihres Mannes Schriften sich erworben, einem Ruhme, der den Erzherzog bewogen, den stolzen, strengen Erzherzog, von seinem Vorsatze, nur katholische Unterthanen in seinen Staaten zu dulden, in Betreff ihres Mannes abzugehen.

Frau von Brahe erzählte dagegen von ihrem Schlosse Uranienburg auf der schönen Insel Huen, von den Fürsten und Herren, die ihren Tyge besucht hatten und noch besuchten, und beide Damen hatten, als sie Abschied nahmen, soviel Haß gegen einander gefaßt, als nothwendig ist, um gewisse Frauen geistig regsam zu erhalten.

Es war Kepler vergönnt, zu seinen Studien die schönen astronomischen Werkzeuge zu benutzen, welche der Kaiser für Tycho hatte anfertigen lassen, und

die diesen in den Stand gesetzt, seine genauen und richtigen Beobachtungen über den Lauf des Planeten Mars zu machen.

Diese Beobachtungen sind das Hauptverdienst, das jener gelehrte, fleißige, aber vorurtheilsvolle Mann um die Astronomie hat. Auf sie gründete Kepler seine Berechnungen, sie gaben ihm den festen Boden zu seinen Hypothesen, die dem glücklichen Schiffer gleich, der sich dem schwankenden Boote anvertraut, nach allem Hin- und Wiederschaukeln endlich am festen Felsen der Wahrheit ankerten.

Kepler's Amtsarbeit, die Verbesserung der prutenischen Tafeln, war eine zusammenhängende Reihe schwieriger Berechnungen, er unterzog sich derselben mit Fleiß und Eifer. Seine Freude, seine Erholung, und sein Glück aber, waren seine Forschungen in allen Gebieten der Natur.

Seine heilige Ahnung der Harmonie des Weltalls, die sich in der Auffindung der Gesetze der Planetenbewegung später so schön bestätigte, war der goldene Faden, der sich durch sein Leben zog und dasselbe mit Gott in stetem Zusammenhange erhielt. Für ihn war das Leben auf Erden, was es für jeden Menschen sein sollte, der Anfang der ewigen Glückseligkeit im Anschauen Gottes.

Die Auserwählten Gottes, die so durch das Erdenleben gehen, müssen durch Leiden oder Leiden-

schaften an die Kürze und Mangelhaftigkeit desselben erinnert werden, damit sie sich nicht bloß des Lebens, sondern auch des Todes freuen lernen.

Mitten in dem Wirwar eines Hofes, an welchem ein schwacher Fürst von tausend Intriguen umsponnen wurde, lebte Kepler im Schooße seiner Familie und von seinen Arbeiten und Studien umgeben, so still und einfach, als befände er sich in den Hallen einer Kirche.

Er vergaß bei seinen Studien die abscheulichen Anträge Philipp Lang's, die Andeutung Tycho's und Polirena's, welche seinen möglichen Einfluß auf den Kaiser betrafen, und wie die Lerche, die sich singend zum Lichte aufschwingt, mit leichtem Flügelschlage die Fäden zerreißt, welche schlaue, beutegierige Spinnen um ihr Nest und den Baumzweig gezogen, an welchem es hängt: so zerriß der fromme Gelehrte ahnungslos die Fäden der Intriguen, die ihn von allen Seiten umsponnen hatten.

Hoffnungsfreudig erwartete er nun, da er sich unter dem Schutze des Kaisers wußte, eine Verbesserung seiner äußeren Lage.

Frau Barbara hielt es für ihre Pflicht, sich und ihr Haus auf einen Fuß zu setzen, wie er ihr den Verhältnissen, in denen sie lebte, angemessen schien. Zwar die Gelder aus Steiermark blieben trotz eines eigenhändig vom Kaiser unterzeichneten Schrei-

bens an die steiermärkischen Stände aus, und Tycho zahlte den ihrem Gatten ausgesetzten Gehalt sehr langsam, gulden-, ja oft groschenweise, und nie ohne darum erst angegangen zu sein; aber Frau Barbara hatte guten Muth, brachte von ihrem Eigenthum jedes nothwendig werdende Opfer und bald war das Haus bei der Georgskirche mit allem versehen, was sie für standesmäßig und unentbehrlich hielt.

Frau Barbara Kepler liebte ihren sanften und gefälligen Gatten wirklich und aufrichtig, so sehr sie nur zu lieben verstand. Sie hatte schon im Hause der Familie Eggenberg ihn den größten Gelehrten seiner Zeit nennen hören, hatte gesehen, wie der junge kühne Graf Waldstein sich ihm mit einer Art ehrfurchtsvoller Freundschaft näherte, wußte, daß von nah und ferne aus Welschland von Galilei, aus Schottland von dem Könige Jakob Briefe an ihn gekommen waren. Jetzt stand er im Dienste des Herrn der Christenheit, war es da nicht natürlich, daß die junge Frau die Ueberzeugung hegte, für sie würde nun eine Zeit des Glückes beginnen? Hier am Hofe zu Prag hatten die religiösen Vorurtheile, die in Grätz das Fortkommen des berühmten Magister Kepler gehindert, wohl keinen Platz. War doch auch Herr Tycho Protestant, befanden sich doch in der nächsten Umgebung des Kaisers soviele protestantische Herren: Wenzel Budowec von Budowa und Herr Wilhelm von

Rosenberg und der ältere Herr von Lobkowic und viele andere.

Barbara harrte und hoffte, daß alle Noth und Quälerei nun bald ein Ende nehmen solle, und ließ es gegen ihren Gatten nicht an den frauenmäßigen Erinnerungen fehlen, wohl Acht zu haben und das Glück im rechten Augenblick bei der Stirnlocke zu fassen.

Aber ach, Johannes Kepler war nicht der Mann, der die erhabene Göttin der Wissenschaft zu einer tüchtigen Kuh, die ihn mit Butter versorgte, zu machen wußte.

Weib und Kind waren ihm lieb und theuer, sie waren seine theuersten Erdengüter, er sorgte, mühte sich und arbeitete für sie, wie er es für Pflicht erkannt hatte.

Neben dem dornigen Pfade mühsamer irdischer Pflichten lief aber ein anderer hin, der ihn mühelos, schmerzlos, aller Sorgen und Kümmernisse ledig, hinaufführte zu den Höhen der Wissenschaft, wo er, Gott in seinen Werken suchend und findend, die reinste Seligkeit empfand.

Auf Tycho's für jene Zeit vortrefflich ausgestatteter Sternwarte in Prag (auf der Stelle des heutigen Lorettoplatzes) beschäftigte er sich allnächtlich mit der Beobachtung der Gestirne. Er knüpfte an Tycho's Beobachtungen die seinen und alle gaben

das als das erste keplerische Gesetz bekannte Resultat, daß die Bahnen der Planeten Ellipsen bilden, in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt.

Tiefe Stille umgab in den dem Studium gewidmeten Nächten hier den frommen Forscher.

Tycho de Brahe hatte den Kaiser schon früher ersucht, für diese bei seinen Studien zu sorgen, und Rudolph hatte den Karmelitermönchen in der Nähe den nächtlichen Gesang der Hora und auch das Glockengeläute untersagt, und so waren dann Kepler's fromme und heilige Gedanken, sein ernstes Forschen nach Gott in seinen Werken, die einzigen Gebete, die dort zum Himmel emporstiegen.

Dem gelehrten und vornehmen Dänen, der gewohnt war, alle seine Umgebungen als ihm und seiner Weisheit huldigende Vasallen zu betrachten, war es nicht in den Sinn gekommen, daß der junge blutarme würtembergische Magister seine eigenen Ansichten bewahren und behaupten würde, wenn er in sein Geschäft eingetreten und sein Untergebener geworden sein würde. Tycho hatte Ruhm, seinen eigenen Ruhm gesucht und gefunden, Kepler hatte nie nach anderem gestrebt, als nach der Wahrheit, dem sichtbaren, erkennbaren strahlenden Gewande Gottes; es war daher natürlich, daß der gelehrte Däne den jungen Deutschen nicht zu beurtheilen verstand, und ebenso natürlich, daß beide Männer in kurzer Zeit in einem

gespannten Verhältniß zu einander standen. Tycho verlangte von seinem Untergebenen mit Heftigkeit Unterwerfung, während Kepler, der seinem Weibe ein milder Diener war, der ohne zu murren sich jeder Unterordnung in allen menschlichen Lebensverhältnissen, wo sie pflichtmäßig oder billig war, unterzog, da, wo es sich um eine erkannte Wahrheit handelte, von der Möglichkeit der Unterwerfung gar keine Vorstellung hatte.

Ohne Heftigkeit, höflich und bescheiden, wie es dem jüngeren Mann gegen den älteren, dem Untergebenen gegen den Vorgesetzten zukam, stand Kepler dem oft bis zur äußersten Wuth gereizten Dänen gegenüber.

Tycho wollte den Sieg seines Systems. Sein Ruhm sollte den Ruhm des Kopernikus überstrahlen, dafür hatte er gearbeitet, dafür seine Nächte geopfert. Nicht Kepler's Wille, sondern die Wahrheit stand ihm hindernd gegenüber. Eine große Menschenseele, ja selbst ein scharfer, nicht von Eitelkeit verblendeter Verstand, hätte dieß erkennen müssen; und Tycho würde dem unsterblichen Ruhme, den sein Fleiß ihm für alle Zeiten gesichert, die höchste Strahlenkrone aufgesetzt haben, wenn er, die Wahrheit erkennend und ihr huldigend, seine Eitelkeit mit seinem falschen System auf ihrem Altare geopfert hätte.

Dazu aber konnte seine Seele sich nicht erheben,

er haßte sehr bald den Jüngling, den er nicht zu seinem Werkzeuge machen konnte, und daß dieser Haß viele Dornen auf Kepler's Lebenspfad werfen mußte, obgleich Tycho nur eitel und heftig, keineswegs tückisch und boshaft war, liegt auf der Hand. Und diese Dornen hatten einen Widerhaken, der doppelt verletzend in die Seele Kepler's dringen mußte. Wenn Tycho, geärgert durch den Widerspruch seines Gehilfen, sich durchaus nicht bemühte, ihm von dem Kaiser seinen wohlverdienten Gehalt zu verschaffen, so mußte Kepler mit leerer Hand zu seinem Weibe heimkehren, und der armen harrenden Barbara wieder und wieder sagen, daß all sein Wissen und all seine Gelehrsamkeit nicht ausreichen, das tägliche Brot für sich und seine Kinder zu beschaffen.

Barbara's nicht übermäßig große Geldmittel, die sich aus Grätz von dem übereilten Verkauf oder vielmehr von einem in Eil geschlossenen Vertrag mit ihren Lehnsvetteren über ihren Grundbesitz herschrieben, gingen mehr und mehr auf die Neige. Die steiermärkischen Stände zahlten keinen Heller an ihren abwesenden Mathematiker, und die Familie war endlich allein auf Kepler's Erwerb gewiesen.

Morgens, wenn der junge Gelehrte sich angekleidet, verließ er sein Haus, um in Tycho's glänzendem Palaste zu arbeiten, und während Barbara ihren Hausfrauen- und Mutterpflichten nachging, mit

Hilfe einer böhmischen Dienerin die vier Kinder kleidete, die Zimmer in Ordnung brachte und das Mahl bereitete, saß Johannes in dem Observationsgemach, umgeben von Globen, Sternkarten, Sextanten und allen anderen, damals bekannten Hilfsmitteln der astronomischen Wissenschaft, und vertiefte sich in seine Studien.

Alles schwieg dann um ihn her, denn Tycho war um diese Zeit gemeinhin in den Gemächern des Kaisers, wo er mit Doktor Dee, mit dem Böhmen Hájek, mit Gylkowa und Kodizillus Zusammenkünfte und gelehrte Besprechungen hatte, die freilich mehr der Astrologie, als der Astronomie galten. Kaiser Rudolph war dabei jetzt nur selten zugegen; die Seele des Monarchen verdüsterte sich mehr und mehr, und mit krankhafter Neugier forschte er nach zukünftigen Ereignissen, da ihm die Gegenwart keine Freuden brachte.

Böhmen befand sich vielleicht noch mehr in Gährung als das deutsche Reich. Die Ungarn forderten sogar in offenem Aufruhr einen eigenen König, und hatten wohl ein gutes Recht dazu, denn dieses Land, stets den Einfällen der Türken ausgesetzt, litt Unglaubliches, und der Kaiser that nichts, diesem Leiden ein Ende zu machen.

Erzherzog Mathias hatte die Bedingungen eines Waffenstillstandes verabredet, Kaiser Rudolph

aber, ärgerlich über seines Bruders Thun und Waffenruhm, säumte Wochen, Monate, ja Jahre, dieselben zu unterzeichnen, und unterdessen steigerte sich das Elend des Landes zum Unerträglichen. Die protestantischen Böhmen forderten grollend die Bestätigung ihrer, ihnen vom Kaiser Maximilian in einem Majestätsbriefe zugesicherten Rechte, in allen Landen Deutschlands trotzten die Protestanten offen dem Kaiser, und die Katholiken handelten, ohne seine zögernden Befehle abzuwarten, nach eigener Willkür. Die Reiche alle, welche Rudolph beherrschte, glichen einem unterwühlten Berge, in dessen Schooße schlagende Wetter schlummern, von allen Seiten züngeln Flammen dem Orte näher, wo die Explosion losbrechen muß, und der Kaiser, auf der Spitze desselben stehend, beobachtete den Himmel und suchte wie ein Kind Blumen und glänzende Steine, während er mit allen ihm zugebote stehenden Kräften hätte arbeiten müssen, den innern Brand zu löschen.

Seine Gelehrsamkeit, seine Liebhaberei für Künste und Wissenschaften und seine natürliche Gutmüthigkeit hätten einem friedlichen, feststehenden Throne zur Zierde gereicht, an Rudolph II. waren sie ehe Fehler als Tugenden, zum mindesten trugen sie sehr viel dazu bei, seine Länder zu zerstückeln, seine kaiserliche Macht zu schwächen, und Deutschland den Gräueln des dreißigjährigen Krieges entgegenzu-

führen. Kaiser Rudolph besaß keine Freunde und konnte keine besitzen.

Das ihm durch seine spanische Erziehung eingeflößte Mißtrauen entfernte die großen Herren des böhmischen Adels, die eigentlichen Stützen des Thrones, aus seiner Nähe.

Selbst diejenigen, die mit großer Treue an ihm hingen, waren nicht sicher vor seinem Verdacht, und der wackere Georg Popel von Lobkowic schmachtete im Kerker, ohne daß ihm ein Verbrechen nachzuweisen möglich war. —

Rudolph fürchtete die Ehe, da die Sterne ihm rebellische Söhne prophezeit hatten; er fürchtete seine Brüder, und darum beleidigte er sie und gab ihnen Veranlassung ihn zu hassen; er fürchtete auch seine Unterthanen, und daher versperrte er sich vor ihnen in die Gemächer seines Hradschin, in seine prunkvollen Marställe und Thiergärten, und dieser Zustand, sich von Jahr zu Jahr steigernd, ward allmälig zu einer wahrhaftigen Geisteskrankheit, die durch die niedrigen Menschen, mit welchen die Nothwendigkeit ihn umgab, durch Kammerdiener und Pferdeknechte, noch erhöht wurde.

Seit Philipp Lang, der verrufene Kammerdiener des Kaisers, Polixena von Rosenberg als Begleiterin der unglücklichen Tochter des gefangenen Lobkowic gesehen, war Kaiser Rudolph eigentlich

von dem letzten Herzen geschieden, das, edel, wahrheitliebend und ihm aufrichtig ergeben, in seiner Nähe geschlagen.

Der Kaiser hatte Herzensgüte und Großmuth genug besessen, die Zurückweisung seiner Liebesanträge von Polixena ertragen zu können. Ja er verstand die ganze Handlungsweise dieser seltenen Frau so wohl, daß er sie darum nur noch höher achtete. Ihr Geist, ihre aufrichtige Ergebenheit für seine Person, die verständigen Rathschläge, die sie zu ertheilen wußte, machten sie ihm als Freundin unendlich theurer, als ihm je eine seiner Geliebten gewesen, aber tief erzürnt zog er sich von ihr zurück, als Lang ihm von ihrer Freundschaft für die in Ungnade gefallene Familie erzählte.

Mit seinen Alchemisten, mit seinen Astrologen verlebte er die Stunden, welche er seine Arbeitszeit nannte. — In seinen verschlossenen Reitställen, von Luft und Sonne durch hohe Mauern geschieden, machte er die ihm nothwendig scheinenden Leibesbewegungen, und alle Zeit, die ihm sonst noch übrig war, brachte er in seinen, mit Kunstwerken aller Art überfüllten Zimmern meist einsam, oder in Gesellschaft seines vertrauten Kammerdieners, des abscheulichen Lang zu.

Johannes Kepler hatte, seit er nach Prag übersiedelt, den Kaiser, der ihm im Hause des Rabbi Löw soviel Huld erwiesen, noch gar nicht gesehen.

Auch zu Frau von Rosenberg war er nicht gekommen. — Es schien ihm eigentlich eine Pflicht gegen seine Gattin, sich dieser Dame so fern als möglich zu halten; auch befand sich die gefeierte Polixena seit längerer Zeit auf ihrem Witwensitze Raudnitz an den Ufern der Elbe.

Kepler war in dem großen Prag, wie immer, in seiner Familie und in seiner Arbeit, und er würde sein irdisches Loos glücklich gepriesen haben, wenn es ihm gelungen, jene durch diese zu erhalten. — Dieß aber war keineswegs der Fall; Kaiser Rudolph, der Tausende ohneweiters fortwarf, um ein Gemälde, eine Statue anzukaufen, der andere Tausende durch seine alchemistischen Versuche verflüchtigte und die niedrigen Kreaturen seiner nächsten Umgebung sich durch schamlosen Diebstahl bereichern ließ, war nie bei Kasse, um seine Truppen und seine Beamten zu bezahlen. Kepler war ein Jahr in Prag und hatte von dem ihm zugewiesenen Jahrgehalte wenig mehr, als eine Monatseinnahme erhalten.

So war denn das Leben in seinem Familienkreise trotz seiner steten sanften Freundlichkeit gegen Weib und Kinder ein trübes.

Es ist ein widernatürliches Verhältniß, wenn die Einnahmen der Frau den Hausstand erhalten müssen, und Barbara's Einnahmen gingen auch bereits gänzlich auf die Neige und die bittere Noth

drohte ihren Einzug in das Haus des Mannes zu halten, dem das Haupt der katholischen Christenheit, und die protestantischen Landstände eines großen Herzogthums bedeutende Summen schuldeten.

„Ich bitte Dich, Johannes, geh hin und laß nicht nach, bis dieser Däne Dir Geld gibt," sagte Barbara in der Frühstunde zu ihrem Gatten, nachdem sie seufzend den Rest ihrer Barschaft durchgezählt hatte, der auf wenige Groschen heruntergekommen war. „Ich bitte Dich, herzlieber Johannes, sieh, unser Ludwig braucht Schuhe und geht das Kind eines Edelmannes, eines Gelehrten daher mit halbnackten Füßen, ein Holzhauer würde sein Bübchen so nicht einherlaufen lassen."

Kepler seufzte tief; er hob den hübschen kleinen Kerl empor und küßte die nackten rosigen Zehchen, die aus dem zerrissenen Schuh hervorsahen. Es war Sommer und warm und das Kind litt wohl nicht eigentlich durch die Aermlichkeit seiner Bekleidung; dennoch fühlte der Vater einen Stich durch sein Herz bei dem Gedanken an den Mangel in seinem Familienkreise, war es doch seine erste und nächste Pflicht, denselben abzuhelfen!

„Ich werde mit Tycho reden, mein liebes Weib," entgegnete er sanft, „verzage nicht und ermatte nicht durch die Sorgen, die Du trägst, erhalte Dich heiter und aufrecht, bist Du doch Deines Hauses beste und festeste, daß ich nicht sage, einzige Stütze!"

Es lag ein tiefer Schmerz in den Augen des armen Gelehrten, und nur zu wohl kannte Barbara den Ausdruck derselben und fühlte Mitleid mit ihm. — Sie schlang die schönen weichen Arme um ihres Gatten Nacken und sagte herzlich: „Verzag Du nicht, Johannes, sieh nicht so jämmerlich d'rein, stell Dich einmal fest auf Dein Recht und droh' diesem Dänen, ihn beim Kaiser zu verklagen, wenn er Dich nicht bezahlt.“

„Barbara, Herr von Brahe erhält selbst seine Zahlungen vom Kaiser höchst mangelhaft und unregelmäßig.“

„Ei was, das mag schon wahr sein; aber er ist ein reicher Kauz von Hausaus und seine Bücher, seine Wahrsagereien und all diese Geschichten bringen ihm Geld und wieder Geld. Hab nur nicht immer Rücksichten auf jedermann und alle Welt und denk sein, daß das Hemd dem Leibe näher ist als der Rock. Laß den Tycho nicht los, bis er Dir eine gute Abschlagzahlung gegeben; mag er das Geld von seinem eigenen nehmen, wenn er aus den kaiserlichen Kassen nichts bekommen kann.“

„Ich will mein möglichstes thun, mein Weib,“ sagte Johannes Abschied nehmend, und ging nach der glänzenden Wohnung des berühmten Astronomen.

Tycho war bereits zum Kaiser gegangen und Kepler wußte, daß, wenn er sich jetzt niedersetzte, um

zu arbeiten, er sehr leicht ihn heute gar nicht mehr sprechen könne, denn Frau Katharina hatte ihm bei seiner Nachfrage mitgetheilt, daß ihr Eheherr mit ihr gleich nach seiner Rückkehr von Sr. Majestät eine Fahrt nach Benatek, ihrem schönen Landsitze, zu machen beabsichtige.

So ging denn Kepler, um seinen Vorgesetzten aufzusuchen, nach den prächtigen kaiserlichen Gärten, wo Tycho, wenn er aus den kaiserlichen Gemächern kam, gewöhnlich etwas umherzuwandeln pflegte. —

Von herrlichem blühenden Buschwerk umgeben, steht auf der Höhe, die weit hinaus den Ueberblick über Stadt und Strom gestattet und von den Felsen des Wyšehrad bis zu dem Berge, auf dem der Held Žiška einst gelagert, ein Panorama von göttlicher Schönheit eröffnet, ein stattliches kleines Gebäude.

Das Dach gleicht einem umgekehrten Bootskiele, und ist umgeben von einer Gallerie, die nach allen Seiten eine weite entzückende Aussicht bietet; von hieraus war es möglich, die Gänge des kaiserlichen Gartens zu übersehen, und so ging denn Johannes dorthin und bestieg die Gallerie, wie es allen zum kaiserlichen Hofe gehörigen Personen gestattet war, um nach Tycho auszuschauen und ihm, sobald er ihn gewahren würde, nachzueilen.

Noch aber war er erst wenige Augenblicke oben und athmete den Hauch der belebenden Luft, als er bemerkte, daß er nicht allein sei.

Zwei Damen lehnten sich über die Brustwehr der Gallerie und unten dicht am Gebäude wandelten einige Diener, die zu denselben zu gehören schienen, auf und ab.

Die eine Dame, hochschlank und mit goldigblondem Haar, war in Trauerkleidung, die andere trug ein Kleid von einem feinen weißen Gewebe, das im fernen Indien gefertigt, nicht der Goldstickerei an den Säumen bedurft hätte, um ebenso schön als kostbar zu sein.

„Es war eine Feigheit," sagte diese, und Kepler erkannte die Stimme und sein Herz schlug schneller, „eine Feigheit, daß ich dem Kaiser mein Interesse an Ihnen, meine theuere Eva, verbergen wollte. Es war eine Feigheit, ja und ein Verrath dazu. Wer soll ihm die Wahrheit sagen, wenn nicht ich, die er seine Freundin nennt und die es auch ist? Rudolph von Habsburg ist ein edles Herz, das hab' ich vielfach erfahren, und glauben Sie mir, theuerste Eva, Ihre Fürbitten, Ihre Vorstellungen werden Ihren Vater retten."

„O gnädigste Frau, meine theuere Polixena," entgegnete die andere, indem sie sich zu ihrer ganzen Größe erhob, „ich habe als Bittende gestanden vor diesem Kaiser ohne Majestät, ich habe eine flehende Bettlerin zu seinen Füßen geweint, während Ihr abwesend wart. Was hat er mir geantwortet? mir,

mir, einer Tochter des Hauses Lobkowic, einer Jungfrau von unbescholtenen Sitten! Wehe mir! meine Schläfen glühen vor Scham, wenn ich der schmachvollen Anträge gedenke, die ich anhören mußte. O Vater! mein Vater! Dein Kind kann für Dich sterben, aber sich nicht erniedrigen," setzte sie hinzu, indem sie die weißen Arme zum Himmel emporrang.

Kepler fühlte, daß er hier sehr unberufener Zeuge eines vertraulichen und gefährlichen Gespräches geworden und wollte sich eilig zurückziehen, als Polixena rasch das Haupt wandte und ihn erblickte.

Eine heiße Röthe überflog die wunderschönen Züge und eilig und mit dem Ausdruck der Freude trat sie dem erzitternden Manne entgegen, der sich tief und ehrerbietig vor ihr neigte.

„Ah, das ist von guter Bedeutung, meine liebe Eva," rief sie heiter, „daß wir bei unserem ersten Zusammensein denjenigen antreffen, der uns vor unserer Trennung so ritterlich beschützte. Magister Kepler, sehr geehrter Herr, ziehen Sie sich nicht zurück, sondern schenken Sie uns noch für einige Augenblicke die Freude Ihrer Gegenwart. — Sie leben jetzt in Prag? mit Ihrer Familie, und hoffentlich in Verhältnissen, die Ihrer großen Talenten, Ihrer seltenen Gelehrsamkeit würdig sind?" —

Der arme Gelehrte dachte in diesem Augenblicke nicht an die Noth in seinem Hause, nicht an Bar-

bara's Ermahnungen. Er stand der Frau gegenüber, die seit seiner Jugend ihm als Ideal vorgeschwebt, und vor seinen Augen breitete sich die schöne Welt aus, die Gott schuf und dem Menschengeschlecht zur Verschönerung übergab. Er blickte hinauf zum klaren blauen Himmel, so angefüllt mit Zeugnissen von Gottes Größe und Güte, und sagte mit seinem heitersten Lächeln: „Der kann nicht unglücklich sein, der die Werke des Herrn schauen darf und seine Barmherzigkeit aus ihnen erkennen."

Es flog über das edle und stolze Gesicht Eva's von Lobkowic ein Strahl des Verständnisses, und sie trat dem Gelehrten wie unwillkürlich einen Schritt näher.

„Ihr habt Recht, o wie sehr Recht, Herr Magister," sagte sie eifrig, „o daß mein edler Vater Euch kennen und hören möchte!"

Polixena aber legte die Hand leicht auf Kepler's Arm und sagte theilnehmend: „Ich hoffe doch aber auch, daß Eure äußerliche Lage Euern Verdiensten angemessen ist?"

Kepler seufzte. Der Gedanke an seine häuslichen Sorgen, an die Bedürfnisse seiner Kinder, an Barbara's trübseliges Loos kehrte ihm zurück.

„Ich bin arm, gnädigste Frau," sagte er einfach, „sehr arm sogar, meine Bücher, die meinen Ruf in der Welt ausgebreitet, haben mir nie etwas eingebracht. Der Kaiser und Herr Tycho zahlen so wenig, als die steierischen Stände."

„Großer Gott!" rief Frau von Rosenberg, „und Ihr habt Weib und Kinder? Da müßt Ihr ja Noth leiden, da müßt Ihr ja das schrecklichste erfahren haben, was die Menschen betreffen kann: Sorge um die materiellen Bedürfnisse des Lebens."

„Es ist wohl so," entgegnete Kepler mit Milde, „wir haben zu Zeiten schon die Annäherung wirklichen Mangels empfunden; meine arme Barbara, die einst reich war und mir alles geopfert hat, leidet viel und ich habe das doppelt schmerzhaft, ja als einen schweren Vorwurf für mich, der ich sie vor Sorgen schützen sollte, empfunden."

„O Gott!" sagte Frau von Rosenberg und blickte ihn mit tiefer Theilnahme an, „und dabei müßt Ihr arbeiten, Euch mit Gedanken an Dinge beschäftigen, die Eurem häuslichen Leid so fern liegen; auf welche Weise wird Euch diese Seelenkraft, die mir fast übermenschlich erscheint?"

Kepler lächelte; es war ein schönes Lächeln und Polirena fühlte das.

„Meine Arbeit," sagte er, „ist mein Trost, meine Freude, mein höchstes und durch keine Noth zerstörbares Glück. Die Erde mit ihren Mängeln liegt hinter mir, unter mir, wenn ich mich versenke ins Anschauen der Größe meines Schöpfers, den ich in seinen Werken erkenne. Mit Seraphsflügeln trägt mein Gedanke mich von Stern zu Stern und meine

ahnende Seele findet auf den fernsten Weltkörpern das, was auch auf Erden die höchste Glückseligkeit des Menschen ist, die Erkenntniß, daß Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit, vorsorgende Liebe die Schönheit des Weltganzen bilden, von dem mein Ich ein Theil und dessen erhabene Seele Gott ist. Wer des Herrn Größe zu erschauen gewürdigt ward, können den die kurzen flüchtigen Leiden dieses Erdendaseins von dieser höchsten Glückseligkeit abwendig machen? O gnädigste Frau, nur weil ich Pflichten gegen minder als ich selbst von Gott begnadigte, gegen mein Weib und meine Kleinen, zu erfüllen habe, fühle ich die Mängel des Erdenlebens, aber dieß Gefühl ist ein nothwendiges, denn es läßt mich auf eine schönere Zukunft jenseits der Pforte des Todes hoffen, während ich ohne dasselbe den Tod vielleicht fürchten würde als das unvermeidliche Ziel meiner glückseligen Bestrebungen."

Eva von Lobkowic hob ihre Augen zu dem begeisterten Sprecher empor.

„So kennt Ihr denn nicht Haß, noch Liebe, nicht Verzeihung, noch Rache, nicht all das Wogen der Gefühle in der Menschenbrust?" sagte sie mit einem festen Blick in Kepler's schimmernde Augen.

„Ich kenne sie alle," entgegnete er, und eine plötzliche Glut überflog seine bleiche Wange, „ja ich kenne auch Schuld und Reue, kenne Furcht und Hoffnung,

ich bin ein Mensch, schwach und gebrechlich, und darum dem Erlöser dankbar für sein vergossenes Blut; aber wie die Sterne erbleichen vor dem Lichte der Sonne: so erbleichen in meiner Seele die Freuden, Leiden und Leidenschaften des Erdenlebens vor dem aufgehenden Lichte der Erkenntniß Gottes."

Die beiden Damen schwiegen. Beide waren sie befähigt, den Mann zu verstehen, der neben ihnen stand und mit feuchtem Blick jetzt das herrliche Landschaftsbild betrachtete, das sich zu ihren Füßen ausbreitete. — Der Wind flüsterte in den Zweigen der Bäume, der Moldau blaue Wogen rauschten zu ihren Füßen und am Himmel stand die Sonne und schaute ein glänzendes Gottesauge hinab auf die drei Menschenherzen, die von einem Gefühle belebt und beseligt wurden, das leider viel seltener auf Erden ist, als es sein sollte und könnte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kepler mußte zu seiner Gattin zurückkehren, ohne Tycho gesprochen zu haben. Er hatte die Stunde, ihn zu treffen, versäumt, hatte nicht gesehen, wie er den kaiserlichen Garten durchschritten, und ein bitteres Bewußtsein der Schuld durchzuckte sein Herz. — „Arme Barbara, arme Kinder!" seufzte er, „derjenige,

der für Euch sorgen sollte, vergißt und versäumt Euch und läßt seine Brust schwellen in unerlaubter Freude, während Ihr leidet!"

Das Bild Polixena's trat vor seine Seele, jeder ihrer Blicke so voll Verständniß für seine Worte, jedes ihrer Worte so aufrichtig und wahr.

„Diese Frau," sagte er sich, „wäre die Ergänzung meines Ichs, der Trost meines Herzens gewesen, wenn das Geschick sie mir zur Lebensgefährtin gegeben, und die Höchsten der Erde haben ihr gegenüber gefühlt, wie ich, während sie selbst, vermält mit einem Mann, der ihr Vater sein konnte, und frühe verwitwet, vielleicht nie, vielleicht ebenfalls ohne Befriedigung liebte. — Es muß also Gottes Wille sein, der immer und auf allen Wegen das menschliche Herz zu sich zieht, der zwei Triebe in uns legte, die uns wesentlich von den Thieren, unseren geringern Brüdern scheiden: die Sehnsucht, ihn den Ewigen zu erkennen und zu verstehen, und die ebenso starke Sehnsucht, erkannt und verstanden zu werden von einem uns gleich fühlenden Herzen. Beides ist göttlichen Ursprungs in uns, und führt zu Gott zurück, wenn wir es nicht durch irdischen Staub beflecken. Mein Weib, herzliebe Barbara, Mutter meiner Kleinen, Du sollst nie einen Grund haben zu trauern, weil in meinem Herzen eine Sehnsucht wacht, die durch Dich nicht gestillt werden

kann, und dieß sei das letztemal, wie es das erstemal ist, daß ich eine heilige Pflicht gegen Dich um meiner Freude willen versäume."

Er trat in sein Haus. Barbara eilte ihm frohlockend entgegen. „Schau, schau, Johannes," rief sie mit lautem Jubel, „zweierlei Freudenbotschaft ist gekommen, zuerst hier dieser Brief an mich und fünfzig Goldgulden darein, jedenfalls vom Kaiser selbst eine Abschlagszahlung; ein kleiner Mohr brachte es, und dann hier vom Gericht zu Linz ein Schreiben an die keplerischen Eheleute, und ich habe geerbt an die dreihundert Gulden und noch darüber, Du mußt alsbald nach Linz, die Sache zu betreiben, und Reisegeld ist ja Gottlob auch nun vorräthig."

Kepler trat ans Fenster und wischte sich den Schweiß von der Stirn. — Von wem waren die fünfzig Gulden, die ihm so plötzlich zugekommen? Sicherlich nicht von Tycho oder dem Kaiser — und wenn sie von Polixena waren? Sein Blut siedete bei dem Gedanken, ein Almosen zu empfangen aus ihrer Hand. Und doch fühlte er, daß es seine Pflicht sei, dasselbe anzunehmen, daß er kein Recht habe, auf Kosten seiner Familie stolz zu sein.

Er nahm das Blatt und betrachtete es von allen Seiten. Ganz unten an der Ecke stand etwas geschrieben, nur eine kleine Zeile. — Es war ein

Name — er betrachtete ihn genauer, und kein Zweifel, da stand es deutlich: „Albrecht Graf von Waldstein.“

Er sprang auf, das Herz voll Freude, griff nach seinem Baret und eilte nach dem am Fuße des Hradschin gelegenen Wohnhause der Grafen von Waldstein.

Der Herr Graf Albrecht war aus Steiermark, wo er dem Erzherzog diente, auf einige Tage nach Prag gekommen. — Die wenigen Jahre hatten aus dem Jüngling einen Mann gemacht, und zwar einen Mann, dem man den eisernen Willen und die unbeugsame Kraft ansah.

Er war als Feldobrister Erzherzog Ferdinands mit der goldenen Gnadenkette geschmückt.

„Ihr habt mir gut prophezeit, Magister Kepler, ich muß Euch nochmals dafür danken,“ sagte er, dem Eintretenden die Hand reichend, „ich habe hundert- und hundertmal an Euch gedacht, im Donner der Feldschlacht, und am Hofe meines edlen Erzherzogs; jetzt komm' ich von neuem Euch zu bitten, Eure Kunst für mich zu üben, versteht mich wohl nicht für mich selbst, sondern für einen, der höher steht als ich, und an den ich mein Geschick, wenn die Sterne es also wollen, für immer zu knüpfen denke. Wollt Ihr demjenigen das Horoskop stellen, dessen Geburtsstunde und Minute nebst allem andern dazu Nothwendigen ich Euch hier genau angemerkt habe, und

zwar wollt Ihr sein Horoskop in Verein bringen mit dem meinen, das ich Euch hier auch übergeben will."

„Ich kann nicht, mein Herr Graf," entgegnete Kepler, „in zwei Stunden muß ich nach Linz in Dingen der Familienangelegenheiten, wer weiß, wann ich wiederkehre und dann —"

„Es pressirt nicht," sagte der Graf, „vor der Hand binde ich mein Geschick noch nicht für immer an meinen jetzigen Herrn, die Entscheidung darüber steht in den Sternen geschrieben, Ihr sollt sie mir lesen; sei es, wann es sei."

„Braucht es denn dazu der Sterne," sprach Kepler, „sagt uns doch das Herz darüber den besten Bescheid. — Wenn ein Mann, wie Ihr, voll Thatkraft und Genie, einem edlen Fürsten treu und in Liebe dient, so muß es für beide zu Glück und hoher Ehre gereichen."

Albrecht von Waldstein warf einen festen Blick auf das Gesicht des Sprechers. „Ja!" sagte er, „das ist Wahrheit, und sie kommt mir aus einem Munde, der mich bis heute nicht getäuscht, ich werde daran festhalten; aber, Magister Kepler, darum erwarte ich doch noch, daß Ihr bei erster Gelegenheit meiner gedenkt und das Horoskop für mich und den edlen Erzherzog gemeinschaftlich stellt. — Denkt, es sei Eure steiermärkische Amtsarbeit, und ich, Albrecht

Graf von Waldstein, verspreche Euch bei meiner Edelmannsehre, daß die Stände Eure Forderungen zahlen sollen."

Er machte mit der Hand ein leichtes Zeichen, ganz wie ein Fürst, der einen Diener entläßt, und Kepler entfernte sich, die Papierrollen in der Hand haltend: da rief ihn Waldstein zurück. — „Magister," sagte er, „vergeßt mir Eines nicht, der Freund und Bruder meines Herrn, Herzog Max von Bayern, der große Kriegsrüstungen in seinen Erblanden macht, ist mein Todfeind, schaut nach in den Sternen, wo unsere Schicksale sich kreuzen werden."

Kepler ging. „Ich habe Geld empfangen aus dieses stolzen Mannes Händen," dachte er mit tiefer Verstimmung, „ich muß schon wieder das Hokus Pokus machen, das nichts anderes ist, als eine systematische Betrügerei, für mich wenigstens, der ich die Nichtigkeit desselben erkenne. Dieß aber sei das letztemal, daß ich mich dazu herbeilasse, komme auch, was mag, Kummer, Noth und Elend, ich will nicht als ein Charlatan von Windbeuteleien leben."

Am nächstfolgenden Tage trat er die Reise nach Linz an, nachdem er sich von Tycho beurlaubt und ihn gebeten hatte, seiner zurückbleibenden Gattin beizustehen und ihr die nothwendigen Gelder auf ihre Quittung zu zahlen.

Die Erbschaftsangelegenheit, um die es sich

handelte, war damals nicht so leicht beendet, als es heutzutage der Fall sein würde.

Wer zu jener Zeit mit den Gerichten zu thun hatte, mußte sich in Geduld zu fassen verstehen, sich nicht vor vergeblichen Gängen fürchten, und sich in Demuth bescheiden, wenn er die seltsamen, im schlechtesten Latein abgefaßten Resolutionen, die er empfing, auch nicht verstehen konnte.

Kepler that alle nothwendigen Schritte und schrieb endlich nach Tübingen an seinen Jugendfreund Besold, diesen um seinen juridischen Rath fragend.

Die Antwort blieb lange aus, länger, als Kepler es bei der Dringlichkeit der Angelegenheit für möglich gehalten; verstimmt saß er über den verschiedenen Dokumenten, deren Prüfung ihn von jeder Beschäftigung mit seiner Wissenschaft nun schon seit Tagen abgehalten, als ein Pochen an seine Zimmerthür seine unangenehme Beschäftigung unterbrach. — Es war ein Laut, den er seit seinen Knabenjahren nicht gehört hatte, drei leise Schläge sehr rasch hinter einander und dann, nach einer längeren Pause, noch ein vierter bei weitem stärkerer. — So pflegten seine Freunde und Schulgefährten Bernecker und Besold in Maulbronn an das Fensterchen seiner Arbeitszelle zu pochen, wenn sie ihn hinausrufen wollten zu einem heimlichen Spaziergang.

Er sprang auf, ein Mann war in sein Zimmer

getreten, in dessen klugem Gesicht und hellblauen geistvollen Augen er auch ohne jene Anmeldung den Jugendfreund wiedererkannt hätte.

Sie hielten sich fest umfaßt, sie schüttelten einander die Hände, und sahen sich in die Augen. „Ich komme selbst, Dir in Deinen Nöthen beizustehen," sagte endlich Besold, „ich hoffe schnell zu Ende zu führen, was Dir hier unentwirrbar scheint, nicht nur, weil ich Gottlob Jurist von Profession bin, sondern auch, weil ich eine Natur bin, die immer und in allen Momenten die irdischen Dinge nicht ganz und gar hinter sich läßt, sondern sie fein beobachtet und recht benützt. Ich bin aber nicht nur zu Dir gekommen, um Dir Geld und Gut retten zu helfen, sondern vor allem, weil ich Deiner Hilfe bedarf. — Hast Du lange Zeit keine Nachricht aus der Heimat?"

„Keine andere, als die mir Mästlin und Hafenreffer von Tübingen aus gaben."

„Aber von Deiner Familie?"

„Meine Mutter kann nicht schreiben, meine Schwester hat eine große Wirthschaft und kleine Kinder, mit meinen beiden Brüdern stehe ich nur in sehr entfernter Verbindung, und meine herzliebe Pflegemutter hat mir schon drei Briefe nicht beantwortet, sie oder Meister Wellinger oder vielleicht alle beide sind wahrscheinlich krank, oder" —

„Frau Apollonia ist hier," fiel Besold ihm in

die Rede, „sie ist hier, um sich nie wieder von Dir zu trennen, sie ist Witwe und hat unsäglich viel gelitten, seit Du zuletzt Nachricht von ihr erhalten."

Kepler erschrack, eine Menge von Bildern, die Besold nicht ahnen konnte, entrollte sich vor seinem Geiste. — Ach Apollonia und seine Frau waren nicht zu einander passende Gefährtinnen, und wohl mußte er fürchten, daß beide sich, in so nahe Beziehungen zu einander gebracht, unglücklich fühlen würden. Und doch, o wie schlug sein Herz vor Freude, die theuere, verehrte Schützerin seiner Kindheit wiederzusehen; aber Besold wußte, daß eine Vorbereitung auf dieß Wiedersehen unerläßlich sei, und so erzählte er denn dem zitternden Freunde, daß sein Bruder Heinrich die unglückliche Frau als Hexe angeklagt habe, und den ganzen Verlauf von Apolloniens Prozeß. „Da gegen sie selbst nichts vorlag," sagte er und seine Wangen erbleichten, während ein Strahl des Zornes aus seinen hellen Augen blitzte, „wenigstens nichts anderes, als was der Matrone vor den Augen der gesunden Vernunft zur höchsten Ehre gereichen mußte, das Gedeihen ihrer Wirthschaft, ihrer Hausthiere, Blumen und Gartengewächse, das eine natürliche Folge sorgsamer Pflege ist: so benutzte man sie, um Deine Mutter zu verdächtigen, die schon lange Zeit sich durch ihre Wunderlichkeiten den Haß und die Feindschaft ihrer Umgebungen zugezogen.

Vor der Hand hat die heldenmüthige Standhaftigkeit Apolloniens ihre Jugendgespielin noch vor dem Schlimmsten bewahrt, aber warne sie, Johannes, der Haß und Neid gegen Dich sind Gründe, die zu den übrigen kommen, Deine greise Mutter zu Tortur und Scheiterhaufen zu verdammen."

Zitternd, mit gefalteten Händen ging Kepler im Zimmer umher. „Ich befehle meine Sache in Gottes Hand und will mein möglichstes thun, um meine arme Mutter zu sichern. Mag sie in mein Haus kommen, oder zu meiner verheirateten Schwester gehen, das letztere wäre für sie das Bessere, da im Hause eines geachteten Geistlichen die Anklage auf Hexerei hoffentlich keine Kraft haben wird."

„Das hoffe ich auch," entgegnete Besold, „was aber soll aus Frau Wellinger werden, die mit mir gekommen ist und alles Eigenthum, was wir aus ihrem Prozeß gerettet haben, gleich mit sich gebracht hat."—

„O meine theuere, theuere Mutter!" seufzte Johannes, „führe mich zu ihr, mein Freund, dieß Wiedersehen nach so schweren Leiden wird für sie ein Trost sein, während es für mich mit unsäglich bittern Schmerzen gemischt ist."

Besold ging eilig hinaus und kam nach wenigen Augenblicken zurück, die verkrümmte Gestalt der Gemarterten am Arme führend. Ihr Haar kräuselte

sich in silberweißen Locken unter der schwäbischen Haube hervor um die bleiche Stirn, das feine Gesicht, bis zur äußersten Hagerkeit abgezehrt, war leichenblaß, die kleine Gestalt zusammengekrümmt. Sie ging mit einiger Anstrengung. Die ganze Erscheinung war ein Bild des tiefsten Leidens; aber aus den leuchtenden Augen, die nichts von ihrem reinen Glanze, nichts von ihrem treuen Ausdruck verloren, strahlte die Gewißheit, daß es überstanden sei.

„Johannes! Sohn meines Herzens! mein theuerster Freund! mein letztes Erdenglück!“ sagte sie und streckte dem Weinenden die Arme entgegen, „o wie gut ist Gott, der mir noch einmal in Deine lieben Augen zu sehen erlaubt!“

O diese gebeugte Gestalt, dieser kraftlose Fuß, diese entstellten Hände, sie erzählten dem vor ihr knieenden Sohne mit Feuerzungen die Geschichte dessen, was sie gelitten, gelitten für ihn, weil für seine Mutter.

Sie saß, wie sonst wohl, vorn übergebeugt, die eine Hand in seinen dünner gewordenen Locken, während er, zu ihren Füßen liegend, die andere Hand in seinen Händen hielt und mit Thränen und Küssen bedeckte.

„O Mutter! Mutter! Diese Hand, die menschliche Thorheit und Grausamkeit mit diesen Narben bedeckten,“ sagte er endlich, sich gewaltsam fassend,

„was hat sie gelitten, was hast Du gelitten, und ich wußte es nicht, ich ahnte es nicht!“

„Laß gut sein, Johannes!“ entgegnete sie, ganz mit dem heitern Ausdruck längst vergangener Tage. „Der Herr ermißt die Last nach der Kraft, und es gibt viele Leiden, die mir weit schwerer zu ertragen gewesen wären, als die Folter und die Angst vor einem peinvollen Tode. — Mein Gott bewahrte mich vor der Seelenpein der Reue, auch vor dem Jammer, mich in dem, was ich liebte und ehrte, getäuscht zu haben. — Mich segnend, starb meine Todfeindin; von mir treu gepflegt, mein theurer Wohlthäter; mein Gatte liebte mich bis zum Tode und zweifelte nie an mir, da schwarze Anklagen über meinem Haupte schwebten, und Du, Johannes, mein Sohn, mein Stolz und meine Freude, Du hast mir Liebe und Dankbarkeit bewahrt in allen Lebenslagen, und vielleicht hat meine Pflege in Deiner Kindheit Deine schwache Gesundheit gekräftigt, meine Anleitung in Deinen frühen Lebenstagen Dir schon den Sinn geweckt für die Herrlichkeit Gottes in seinen Werken. O ich bin so glücklich, so glücklich, Dich wiederzusehen! Ich folge Dir jetzt nach dem schönen Prag. Da werd' ich mir im grünen irgendwo vom Reste meines Vermögens ein Häuschen kaufen, und Deine Kinder sollen dann bei der greisen Großmutter Apollonia all die Liebe

finden, die Du einst bei der jugendlichen Pflegemutter fandest. Gelt, Johannes, das Leben soll uns noch der Freuden viele geben, und Deine vornehme Frau wird das alte Mütterlein mit der Zeit auch liebgewinnen, das fleißig Garn zu Hemdchen für ihre Kleinen spinnen, und hübsche Märchen erzählen und alte Lieder singen kann. Da und schau, was ich Dir mitgebracht. Drei Sträußchen, das eine vom Grabe des ehrenwerthen Oheim Guldenmann, vom Gottesacker in Magstatt, das andere hier vom Grabe Deines alten Lehrers aus Ellmandingen, des wackern Magister Beilmann, und das dritte vom Grabe Deines Freundes Appian an der Mauer des tübinger Kirchhofes. Leg' künftig auch von meinem Grabe ein Sträußchen dazu, und zeig' die welken Blumen Deinem Sohne, wenn er ein Mann sein wird, und sag' ihm, was diese vier Menschen Dir gewesen."

Sie hatte mit weicher Hand das Haupt des Sohnes gestreichelt, während Besold in der fernsten Ecke des Zimmers die klugen Augen fest auf die Papiere richtete, ohne die Möglichkeit zu finden, sie zu lesen, da auch seinen sonst so hellen Blick eine Mannesthräne verdunkelte.

Unter der klugen und uneigennützigen Leitung des Freundes schritt indeß Kepler's Erbschaftsangelegenheit schnell vorwärts, er konnte seiner Gattin die besten Nachrichten geben, und endlich mit dem

Gelde im Sackel und die liebe Mutter neben sich nach einem herzlichen Abschiede von Besold, seine Reise nach Prag antreten.

Kepler kannte seine Gattin zu genau, um nicht zu wissen, daß er Apollonien in seinem Hause kein Asyl bieten konnte.

Die junge Frau, welche die Verdienste der Menschen nach ihrer Stellung in der Welt, nach ihrer Kleidung, ihrem Ruhme oder Reichthume abmaß, hatte kein Verständniß für die Vorzüge der schlicht gekleideten, schlicht sprechenden Greisin, der Witwe eines Handwerkers, und würde vor der einst als Hexe Angeklagten außerdem noch Furcht empfunden haben.

Der Gedanke daran hatte Keplern schon in Linz gequält. Er konnte Barbara nicht ändern, und es war seine Pflicht, ihre Schwächen zu schonen. Eine Frau aber gab es, welche Apolloniens ganze Wesenheit zu erkennen, zu würdigen fähig war, und unter den Schutz derselben hatte er die Matrone zu stellen beschlossen, bis für sie eine kleine eigene Häuslichkeit eingerichtet werden könnte.

Er hatte an Polixena geschrieben nach der durchwachten Nacht, die dem Tage von Apolloniens Ankunft gefolgt war.

„Wollen Sie, gnädigste Frau Gräfin, den Schutz Ihres gastlichen Daches einer armen alten, kränkelnden

Bürgerfrau, die einst mütterlich meine Kindheit pflegte, für kurze Zeit zutheil werden lassen?

Es wäre eine mir erzeigte Gnade und Wohlthat, deren ganze Größe niemand, als ich selbst, zu ermessen fähig ist.'

Er hatte den Brief, nur dem Gefühl seines Herzens folgend, abgesandt, ohne zu überlegen, ob Stand und Verhältnisse der vornehmen Dame eine solche Bitte zulässig machten, und die Antwort kam so schnell und so freundlich, als seine höchsten Hoffnungen es ihm nur zuzuflüstern gewagt.

‚Ich freue mich, sehr werther Herr Magister,' lautete dieselbe, ‚daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen.

Ich habe sogleich alle nöthigen Befehle gegeben und bei Ihrer Ankunft wird alles für meinen lieben Gast so hergerichtet sein, daß die würdige Frau, die Ihre Kindheit pflegte, sich im Hause Ihrer dankbaren Freundin heimisch fühlen kann.

Solange sie sich bei mir wohlfühlt, werde ich sehr glücklich sein, sie meinen Gast zu nennen, und sollte sie es wünschen, so gibt es in einem Haushalte, wie der meine, der Arbeiten soviele, bei denen sie sich beschäftigen und sich für ihr ganzes Leben das Gefühl, nützlich zu sein, sichern kann. Wenn sie aber über die Jahre der Arbeit hinaus ist, so findet sie bei mir auch Ruhe, Stille und in allen

Fällen eine Freundin, die sich glücklich schätzt, ihr dienend, Ihnen, mein Herr Magister, eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen. Wenn Sie die Güte haben wollen, den Tag Ihrer Ankunft zu bestimmen, so wird mein Haushofmeister mit einem Wagen Sie am Thore erwarten, so daß Sie sogleich zu Ihrer Familie eilen können, während er mir meinen lieben Gast zuführt. Es erwartet denselben mit aufrichtiger Freude, Polirena von Rosenberg.'

Ein warmes weiches Gefühl des Glückes hatte das Herz Kepler's durchzittert, als er durch diesen Brief die Bestätigung erhielt, daß er sich in Polirena's Herzen nicht geirrt, und freudebebend betrat er sein Haus, als er Apollonia dem Schutze des würdigen alten Herrn übergeben, der bei dem edlen Grafen von Rosenberg das Amt des Haushofmeisters bekleidet hatte und jetzt der schönen Witwe diente.

Er hatte gehofft, daß Barbara ihn recht froh begrüßen würde; aber das Wohnzimmer seines Hauses war leer, und erst nach einer guten Weile, während er für das Abpacken seiner Sachen sorgte, kam die böhmische Magd und berichtete in kaum verständlichem Deutsch, die gnädige Frau sei krank und die Kinderlein alle bei Ihrer Gnaden der Frau von Rosenberg.

Erschreckt eilte Johannes an das Bett seines Weibes.

Barbara streckte ihm die Hände entgegen.

„Gott sei gepriesen, daß Du kommst,“ sagte sie, „nun wird Noth und Aerger ein Ende haben. — Ha, dieser Tycho, dieser Abscheuliche, Nichtswürdige!“

„Um Gott, was ist geschehen? womit hat Tycho Dich beleidigt?“ fragte Kepler.

Sie richtete sich empor, das Tageslicht fiel hell in ihr Gesicht, das merkwürdig entstellt war durch jene Gallenkrankheit, die man die Gelbsucht nennt.

„Er ist mein Tod! dieser abscheuliche Mensch mit der silbernen Nase,“ sagte sie mit gesteigerter Heftigkeit. „Soll ich Dir's sagen, ich hab' Dir in meinem Herzen was abzubitten, Johannes! ich meinte, Du wärest zu weichlich und verstündest nur nicht mit dem hochmüthigen Dänen umzugehen. Es war mir ganz recht, daß ich nun einmal selbst unsere Sache in die Hand nehmen konnte, Gott verzeih mir die Sünde! ich dachte mit dem hochmüthigen Narren schon fertig zu werden.“ —

„Nun und?“ — fragte Kepler, als sie plötzlich schwieg.

„Armer Johannes,“ sagte sie, „was magst Du mit dem Heiden, mit dem von Gott Gezeichneten ausgestanden haben!“

„Nicht daß ich wüßte, liebe Barbara; Herr von Brahe ist sonst nicht ohne Güte, wenngleich eigensinnig und ziemlich von sich eingenommen, aber erzähle,

was er Dir zu Leide gethan und sei überzeugt, daß ich alles thun werde, um Dir Genugthuung zu schaffen."

„Das hab' ich ihm gesagt," rief sie lebhaft; „ich hab' ihm gesagt: ‚Lassen Sie nur den Johannes heimkehren, meinen lieben Mann, der wird Ihnen weisen, wie man mit einer Dame, mit seiner Frau, umzugehen hat.' Herr im Himmel! dieser Mensch ist mein Tod, wenn ich nur daran denke, wie er mich behandelt, da wird mir's gleich schwül im Kopfe, und ich meine, der Schlag rühre mich, und es frißt mir schier das Herz ab.

„Ich ließ ihn also zu mir bitten, bald nachdem Du weggereist, 's ist doch schicklicher, daß ein Mann zu einer Dame geht, als umgekehrt: da schrieb er mir, schau in den Tischkasten, der Zettel und auch die andern müssen darin liegen, daß er keine Zeit habe auszugehen, besonders jetzt, da, wie mir bewußt, sein Famulus sich von ihm Urlaub in Familienangelegenheiten erbeten.

„Sein Famulus! was er sich denkt, der Narr Du bist des Kaisers Astronom sogut wie er. Ich brauchte aber Geld, so mußte ich denn schon hingehen. Gott und Herr! diese Bäuerin, die sich Frau von Brahe schimpfen läßt, empfing mich, als wär' ich etwa eine Kammerjungfer, die bei ihr Dienste sucht. — Sie kriecht vor ihrem Mann und zittert vor ihm, das ist nicht meine Art, ich verlangte den

Herrn von Brahe zu sprechen, und so kam er denn endlich und setzte sich mir gegenüber.

„Ich sagte ihm, daß ich des Geldes sehr benöthigt sei und daß Du mich an ihn gewiesen, er zuckte die Achsel, der Kaiser sei zwar der höchste Herr, jedoch der schlechteste Zahler in der Christenheit, und er selbst könne mir höchstens einen kleinen Vorschuß geben.

„‚Wie ist nun das, mein Herr von Brahe,‘ sagte ich, ‚Sie nennen meinen Mann geradehin Ihren Famulus und verweisen ihn mit seinen gerechten Ansprüchen an des Kaisers Majestät, wie wär's, wenn wir einmal die Sache umkehrten und meinen Mann des Kaisers Diener sein ließen, während Sie die Verpflichtung übernähmen, für seine Bezahlung zu sorgen, da Sie ihn doch hierher nach Prag gerufen?‘

„Er sah mich mit seinen funkelnden Augen so von der Seite an und meinte: ‚Sie sind nicht auf den Kopf gefallen, Frau Keplerin.‘

„‚O nein,‘ sagte ich, ‚durchaus nicht, die Frau des größten Sternkundigen in der Welt muß wenigstens auf Erden so halbwegs Bescheid wissen, damit das Paar einwenig vorwärts kommt.‘

„Das schien ihn zu wurmen. ‚Zum mindesten,‘ sagte er, ‚haben Sie darin als eine kluge Frau gehandelt, daß Sie sich nur um die Haushaltung und nicht um die Wissenschaft Ihres Mannes geküm-

mert haben; denn hätten Sie das letztere gethan, so würden Sie wissen, daß Herr Magister Kepler zwar ein guter Rechner und Mathematikus, jedoch ein gewaltiger Träumer und Spekulant ist, der auf den Titel eines Sternkundigen noch nicht ehe wird Anspruch machen können, bis er eine gute Zeit studirt und sich den Lehren weiser Männer gefügt hat.‘

„Ich zuckte die Achsel. ‚Mir steht's schlecht an,‘ sagte ich, ‚meines Mannes Weisheit und Wissenschaft herauszustreichen, die Schrift sagt: Mann und Weib sind ein Leib, und Eigenlob stinkt. — Im übrigen erbäte ich mir m e i n Geld, das Geld, das mein Mann ehrlich erworben und das ihm auf höchst unrechtmäßige Art vorenthalten würde,‘ so stand er auf roth im Gesichte über und über und ging hin und gab mir zwei Silbergulden, und ich solle mich damit einrichten.

„Ich hatte so was erwartet und rief den Diener, der eben durchs Zimmer ging und gab ihm das Geld, und sagte: ‚Hier hat Er etwas, mein Lieber, für die Mühe, einer adeligen Dame die Thür geöffnet zu haben,‘ dann aber drehte ich mich zu dem Tycho und sagte: ‚Sie meinen wohl, ich sei die Magd, daß Sie mir das Geld meines Mannes nicht anvertrauen wollen; hier aber ist meine Beglaubigung von dem Magister Kepler, daß auf meine, Barbara Kepler's Quittung, gezahlt werden solle.“

„Er ging ganz wüthend im Zimmer auf und ab, und endlich schloß er einen Schrank auf und nahm daraus zehn Goldgulden, legte sie vor mich und sagte barsch: ‚Quittiren Sie!‘

„‚Ich werde die Ehre haben, Herr von Brahe,‘ sagte ich mit einem Knix, ‚ich meine indeß, es würde sich passen, daß Sie einwenig lernten, wie ein Edelmann mit einer Dame spricht, das ist auch eine Wissenschaft, die ihren Besitzer ziert und ehrt.‘

„Ich quittirte und ging, und nach drei Tagen ging ich wieder hin und forderte mehr.

„‚Was, was,‘ schrie er wie rasend, ‚sind Sie denn gewöhnt, das Geld aus dem Fenster zu werfen, zehn Goldgulden in zwei Tagen?‘

„‚Das hab ich vor meinem Manne zu verantworten, von Ihnen hab' ich nur zu fordern, und werde das täglich thun, bis ich einwenig von dem vielen, was Sie uns zahlen sollen, empfangen haben werde.‘

„‚Was nennen Sie einwenig,‘ schrie er ganz außer sich, ‚ich habe kein Geld, der Kaiser zahlt nicht, ich muß meine eigene Familie ernähren.‘ Er war so wüthend, daß er bebte, aber je mehr er tobte, desto ruhiger ward ich, und richtig, ich empfing noch zehn Goldgulden, aber er schwur heilig und theuer, daß ich nichts mehr erhalten würde und wenn ich ihn auf den Knieen darum anflehte.

„‚O damit hat's gute Wege,' sagte ich ganz gelassen. ‚Eine Dame kniet weder vor einem Gläubiger, noch vor einem Liebhaber, das ist vielleicht die Art der Dirnen und Bauernmägde. Ich, mein Herr von Brahe, die Ehefrau des berühmten Magister Johannes Kepler, bin eine geborene von Mühleck, die Base der sehr ehrenwerthen Eggenbergs, und verlange von jedermann nur, was mir in meiner Stellung und nach meinem Rechte zukommt.'

„Und in drei Tagen war ich wieder da. — Er schäumte und drohte, mich aus der Thür werfen zu lassen.

„Ich sagte, das solle er versuchen. Da rief er den Diener und sagte, er solle mir den Arm geben und mich zum Haus hinausführen; der Mensch aber hatte die zwei Gulden nicht vergessen, er verbeugte sich und ging hinaus, und da zankten wir ärger als je und er war grob wie ein Bauer, und ich sagte ihm meine Meinung ganz ruhig zwar und im Tone einer Dame, zuletzt aber ward er so wüthend, daß er mich am Arme packte, schau hierher, Johannes, und mich brüllend wie ein Stier zum Hause hinaustrug."

Sie hatte den Aermel ihres Nachtgewandes aufgestreift und zeigte auf dem weißen Arme einen blauen Ring, als hätte eine Zange ihn dort gequetscht.

Kepler's Herz schlug heftig. Sein Weib, sein

schutzloses Weib, war mißhandelt worden von dem übermüthigen Mann, in dessen Hände er unvorsichtigerweise sein Schicksal gelegt hatte. Seine ganze Männlichkeit empörte sich bei dem Gedanken, er hätte Tycho niederschlagen, hätte tödten können, so groß war sein Zorn.

Die Freude seiner Heimkehr war vernichtet. „Ich muß ihn sprechen, muß Rechenschaft von ihm fordern über die meinem Weibe angethane Schmach;" dieser Gedanke verdrängte alle andern und ohne die ziemlich späte Stunde zu beachten, eilte er in Reisekleidern hinüber zu Tycho von Brache.

Der gelehrte Däne war einheimisch, er saß in seinem Studirzimmer, vertieft in Rechnungen, als Kepler hastig eintrat, und winkte ihm noch einige Augenblicke zu schweigen, dann stand er auf und reichte ihm die Hand.

Johannes war auf solchen Empfang nicht gefaßt. Er trat ohne einzuschlagen zurück und sagte mit Ernst: „Ich komme, Herr von Brahe, um Rechenschaft von Ihnen zu fordern wegen Ihres unritterlichen, ja unmännlichen Betragens gegen eine schutzlose Frau."

„Den Teufel auch," sagte Tycho ärgerlich vom Stuhle aufspringend. „Ich meine, Ihr solltet mir Dank wissen, daß ich Eure wilde Katze einwenig gezähmt, und nun kommt Ihr wie ein Ritter vom

heiligen Grabe für Gott und die Damen! Den Teufel auch, ich bedauere Euch, Mann, denn wahrhaftig Ihr steht unter dem Pantoffel eines bösen Weibes."

„Ich habe während der Dauer unserer Ehe, in einem Leben voller Sorgen und Kümmernisse, noch nie ein böses Wort mit meinem Weibe gewechselt, und ich halte dafür, daß es eines Mannes Pflicht und Ehre ist, das schwächere Weib zu schützen und zu respektiren."

„Alles mit Maßen, Mann! alles mit Maßen, man kann auch des Guten zu viel thun, und das muß bei Euch der Fall sein. Hab' ich doch Zeit meines Lebens keine solche prustende, kratzende, zischende böse Katze gesehen, als Euer hübsches Teufelchen von Weib. — Die habt Ihr nicht gezogen und in Ordnung gehalten, Magister Kepler, werdet ein Mann und lernet von mir, wie man ein Weib gewöhnen und zum Gehorsam und zur Demuth bringen muß! Die Eurige, beim Teufel, muß das letzte Wort behalten, und weiß nicht, was Ehrfurcht vor einem Manne ist."

„Ich meine," entgegnete Kepler sehr ernst, „daß ein echter Mann dem Weib Ehrerbietung beweist, nicht sie von ihr verlangt."

Tycho lachte. „Gelt, 's fehlt Euch an Muth dem schlimmen giftigen Weiblein gegenüber; so habt Ihr mir trotz Eurer Gelehrsamkeit auch immer ausgesehen."

„Einem Manne gegenüber hat es mir nie an Muth gefehlt, Herr Ritter von Brahe," sagte Kepler, sich aus seiner sonst etwas gebeugten Haltung zu seiner ganzen Höhe aufrichtend.

„Alle Teufel," lachte Brahe, „ich hab' Euch immer für einen kleinen Knirps gehalten, aber Ihr seid ja so lang wie ich, wenn Ihr Euch fein aufrechthaltet, dieß Gesicht zeigt Eurem bösen Weibe, und setzt Euch jetzt an Eure Amtsarbeit und fördert sie, da Ihr so lange gefeiert."

„Nicht eher, Herr Ritter, bis Ihr meinem Weibe Abbitte gethan für die schwere Beleidigung, die ihr durch Euch zugefügt wurde," entgegnete Kepler mit tiefem Ernst.

Tycho erröthete stark: „Dahinaus meint Ihr, Magister Kepler," sagte er und sein hartes Deutsch klang im beginnenden Zorne noch härter; „aber Tycho de Brahe ist nicht der Mann, sich vor einem bösen Weibe zu demüthigen. Setzt Euch zu Eurer Arbeit und — bah! ich will mich nicht erzürnen."

Umso mehr werdet Ihr geneigt sein, Unrecht einzugestehen und gut zu machen. Barbara Kepler war in ihrem guten Rechte, als sie forderte, was ihr Mann redlich erworben, Ihr aber, Herr Ritter, thatet schweres Unrecht, als Ihr die arme Frau mit ihrer gerechten Forderung auf so unmännliche Art von Euch wieset."

„That ich das?" schrie Tycho jetzt wüthend, „ho!

ho! ich, Tycho von Brahe, war unmännlich und that schweres Unrecht? ich, und das wagt Ihr zu sagen, Ihr, mir? Eurem Vorgesetzten und Herrn? mir, dem Tycho, den Fürsten und Könige mit Freundschaft beehren? Ha, Ihr denkt wohl, ich fürchte Euch, weil Ihr den Kopernikus über mich setzt und sein System mit Euern Verbesserungen aufputzt, und Gesetze erfindet, die da stimmen, mit den Vorgängen am Himmel stimmen auf ein Haar, auf die Minute, auf die Sekunde! — aber ich trotze Euch! ich trotze Euch, und dem Kopernikus und dem Galilei, ich! ich, der Tycho von Brahe! Geht! geht, übermüthiger Thor! geht und laßt Euch nie, nie mehr hier sehen, wo ich befehle, wo mein System und keine andere Träumerei gelten soll, solange ein Stein von diesem Gebäude auf dem andern liegt."

Er war roth und bleich geworden, stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden und wies mit der Hand nach der Thür.

„Der Kaiser ist mein Gebieter, nicht Ihr, an ihn werde ich mich wenden," entgegnete Kepler ruhig.

„Versucht's!" schäumte Tycho, „versucht den Kaiser zu sprechen, wenn i ch es nicht will. Noch bin ich Tycho von Brahe, Hofastronom Rudolph des Zweiten — und Ihr seid ein — Wurm, dessen Träumereien niemand kennt, dessen Name vergessen sein wird, wenn man den meinen in die ewigen Sterne schreibt."

Der heftige Mann zitterte und mußte sich setzen, und als Kepler das Zimmer verlassen hatte, warf er sich in seiner ganzen Länge auf den Boden und aus seiner Brust drang schmerzliches Stöhnen:

„Weh mir, daß er im Recht ist, und ich im Irrthum!“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Polirena von Rosenberg saß in der Früh in leichter Morgenkleidung auf einem hohen Lehnstuhle, während vor ihr in ihrer schwäbischen Bürgertracht Apollonia auf einem kleinen Sessel eifrig ihre Spindel drehte.

Das Fenster des Zimmers stand offen und zeigte die weite Aussicht über das herrliche Prag, auf dessen hundert Thürmen die glänzendste Sommersonne blitzte.

Polirena hatte geweint! ihre Sammtaugen waren geröthet und sie trocknete noch einmal mit dem Spitzentuch, das ein Landgut werth sein mochte, die rinnenden Thränen.

„O wie danke ich dem würdigen Magister Kepler,“ sagte sie und reichte der Matrone die wunderschöne Hand hin, „wie danke ich ihm, daß er mir das hohe Glück gönnte, Euch kennenzulernen.“

Apollonia küßte ehrfurchtsvoll die Hand ihrer

Beschützerin. „Ihr seid jung, schön und glücklich, gnädigste Frau,“ sagte sie, „und da erscheinen Euch die Schicksale und Leiden einer alten Frau, die viel erfahren auf Erden, gar so besonders interessant und ereignißreich; auf der Höhe ist's trocken und Licht, wenn in den Thälern oft auch Regengüsse wüthen und die Nacht früher hereinbricht.“

„Auf der Höhe wüthen die Stürme und in der Tiefe brausen sie auch,“ sagte Polixena mit einem Seufzer. „Wähnt nicht, werthe Frau Wellinger, daß ich Kummer und Leiden nicht kenne. Meine Prüfungen sind nur anderer Art, als die Euren, und eben jetzt liegt manche Last auf meiner Seele. Der Kaiser zürnt mir, weil ich die Freundschaft für die edle Eva von Lobkowic und das Interesse für ihren unglücklichen Vater nicht aufgeben will. — Ich bin in Ungnade gefallen, und mit der Freundschaft für mich verliert dieß Böhmen, mein liebes Vaterland, seine letzte redliche Vermittlerin mit seinem Könige. Kaiser Rudolph schließt sich vor aller Welt ab; aber wenn keiner seiner Räthe Zutritt zu dem Monarchen bekam, der Freundin, der Dame, die er seines besondern Vertrauens würdig gefunden, ward er nie verweigert. Jetzt ist das vorüber. Niemand gelangt mehr zum Kaiser, als dieser Schurke Lang, und Gesindel, ihm ähnlich, die Alchemisten und Astrologen. — Die Lage Eures Pflegesohnes geht mir auch

nah. — Dieser stolze Tycho hat sich gröblich gegen ihn vergangen und müßte Abbitte thun, wenn der Kaiser noch wäre, was er einst war, ja wenn er nur noch auf die Stimme der Vernunft und Freundschaft hörte. — Wie alles jetzt ist, sehe ich keinen Rath für Kepler, als den Schutz des würdigen Pater Fickler, meines Lehrers und Freundes und seines nahen Verwandten anzunehmen, und sich den Anordnungen Erzherzog Ferdinands fügend, nach Steiermark zurückzukehren, wo es ihm dann freilich nicht fehlen würde." —

„Ihr meint, er solle heimlich die Messe hören," sagte Apollonia, von ihrer Spindel voll in das Gesicht der Dame blickend.

„Glauben wir nicht Alle an einen Gott?" entgegnete Polixena gütig.

„Ja! und an das Blut des Erlösers, der für uns Alle gestorben," setzte Apollonia milde hinzu, „aber dennoch, gnädigste Frau, sind wir Protestanten der freudigen Ueberzeugung, uns in unserm Glauben ein hohes Gut errungen zu haben, und so manches bloß Formelle abstreifend, uns dem großen Momente genähert zu haben, da die Menschheit Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten wird. Johannes Kepler wird nie, nie etwas, das ihm auch nur eine Annäherung zur Wahrheit scheint, aufgeben um irdischen Vortheils willen."

Polirena ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Wenn ich ihm nur helfen könnte, wenn ich nur einen Ausweg für ihn wüßte,“ flüsterte sie leise, „ich wollte ja gerne mich vor Tycho demüthigen zu einer Bitte, aber das würde Kepler nicht wollen, noch annehmen.“

Plötzlich von einem neuen Gedankengange erfaßt, blieb sie vor Apollonia stehen und fragte sehr lebhaft:

„Was sagtet Ihr von einem heidnischen Götterbilde, das sich in Eurem Gewahrsam befindet und das man für einen weißen Teufel gehalten?“

„Es ist ein anvertrautes Gut,“ entgegnete Apollonia, „das ein böhmischer Edelmann, ein Herr von Rosenberg“ — sie stockte — und sagte dann, hell zu ihrer schönen Wirthin aufblickend: „Herr Gott! Der es meinem alten theueren Wohlthäter übergeben ließ, bis man es fordern würde, war wohl ein Verwandter von Euch, edle Frau, der Herr hieß Wok von Rosenberg und kehrte von einer Reise aus Welschland heim.“

Polirena war in einen Stuhl gesunken und deckte die Hände über die Augen, aus denen häufige Thränen rieselten.

„Es war der Vater meines Gatten,“ sagte sie dann sanft, „der beste, edelste, unglücklichste aller Menschen.“

„So war der Vater Eures Gatten, edle Frau,

auch Protestant; die Kiste, die Meister Johannes Guldenmann, Kepler's Großoheim, aufbewahrte und mir übergab, enthielt viele lutherische Bücher, ein ins Böhmische übersetztes neues Testament und Briefe von Martin Luther, von Philipp Melanchthon und Ulrich Zwingli."

„Er war Protestant, wie auch sein jüngerer Sohn, der Erbe und Nachfolger meines Gatten, der letzte vom Geschlecht der Rosenberge," seufzte Polixena. Dann aber sich rasch fassend, fragte sie eifrig, „und wo ist diese Kiste mit ihrem Inhalte geblieben?"

„Es ist dem würdigen Herrn Besold gelungen, sie den Händen der Juristen zu entreißen und mit meinem übrigen Eigenthume ist sie nach Prag gekommen und steht Euch natürlich zu Diensten."

„Ich will sie Euch mit Gold aufwägen, werthe Frau Wellinger," entgegnete die Gräfin sehr rasch, „nur laßt mich eilig alles sehen und gestattet mir Gebrauch davon zu machen, so Gott will, zum Nutzen und Besten Eures Sohnes."

„Ihr habt über Euer Eigenthum zu gebieten, gnädigste Frau."

„Und geht heute hinüber zu Eurem Pflegesohn," sagte Polixena sehr eifrig, „sagt ihm, er solle keinen Schritt thun aus Prag, soll ruhig ausharren, geliebt's Gott, so werde ich ihm Gelegenheit schaffen, den Kaiser zu sprechen, und dann ist alles gut. Die Truhe aber laßt in mein Kloset

schaffen, gebt mir den Schlüssel und seid meines Dankes gewiß.“

Sie verließ Apolloniens Zimmer und die Matrone erhob sich von ihrem Spinnstuhle und kleidete sich an, um zu Kepler zu gehen.

Frau Barbara war nun wieder genesen und schaltete im Hause ganz eifrig, während Johannes nach alter Art in seinem abgelegenen Studirzimmer lächelnd bei seiner Arbeit saß.

Versenkt in die Wunder der Schöpfung, die bei ihm zur glückseligen Betrachtung der Erhabenheit des Schöpfers wurde, hatte er die Sorgen des Tages, seinen Streit mit Tycho, kurz alles vergessen, was von Erdenleid auf seinen Schultern lag. Nur das Bewußtsein der Liebe für die Seinen und das Wohlwollen für alle Menschen blieb bei seiner Arbeit in ihm wach. Er konnte nicht zürnen, wenn seine Seele anbetend zur Güte Gottes aufblickte.

Seine beiden ältesten Kinder Ludwig und Margaretha spielten geräuschlos in seiner Nähe. Die Stieftochter, welche Barbara ihm zugebracht, war schon seit mehreren Monaten bei Fräulein Renata von Eggenberg, welche den Wunsch ausgesprochen, das kleine Mädchen zu erziehen, und obschon Kepler sich ungern von dem ihm liebgewordenen Kinde trennte, so hielt er es doch für seine Pflicht, dasselbe nicht der Gelegenheit zu berauben, bei den reichen und

angesehenen mütterlichen Verwandten eine glänzende Erziehung zu genießen und in Verhältnisse zu treten, die ihrer Geburt angemessen waren. —

Apolloniens Eintritt löste seine Gedanken vom Himmel los. „Da bist Du ja, meine liebe Mutter!“ sagte er freundlich, „wie schön das ist, Dich so eintreten zu sehen, Dich, die mir sonst immer ferne war und deren Liebe mir doch so sehr Bedürfniß ist.“

„Ich glaube das,“ entgegnete die Matrone, „Du hast der Sorgen gar viele, und an Deinem Weibe nicht die Stütze, deren Du gerade benöthigt wärest.“

„Warum tadelst Du Barbara? liebe Mutter,“ sagte Kepler mit einigem Schmerz, „Du gerade mit Deinem hellen und scharfen Verstande müßtest einsehen, daß sie viel durch meine, ihr fremde Natur, viel durch das mich verfolgende Unglück zu leiden hat, und daß ihr Herz gut ist und mich liebt.“

„Ich tadle sie nicht, mein Sohn,“ entgegnete Apollonia, „und ich erkenne ihre Vorzüge sehr wohl. Es ist nur dieß Eine traurig für Dich und in Eurer Ehe, daß Du Dich alle Tage im Jahre stimmen mußt, um ihr Freude und Glück zu bereiten, daß Du aus Dir herausgehen mußt, um so neben ihr zu sein, wie Du es für Deine Pflicht hältst. Dieß ist für eine Frau schon eine schwierige Aufgabe, jedoch nicht ganz gegen die Natur. Die Frau hat

einen andern Beruf, als Mann und Kind, kein anderes Studium, als wie sie sich ihrem Gatten lieb und angenehm machen könne, keine andere Ehre, als die ihr im Hause erwächst. Du, mein Sohn, mußt gleichsam in jeder Minute Deines Lebens bereit sein, von einer Höhe herabzusteigen, um Dein junges Weib, das tief unter Dir wandelt, zu stützen, zu schützen und ihr zu Willen zu sein. Uebt Dich das auch in der Selbstverläugnung, so ist es doch Deinen Werken und Studien nicht förderlich. Eine Frau, das heißt eine echte Frau, ist an die Seite eines denkenden und schaffenden Mannes von Gott gestellt, auf daß sie ihm alles aus dem Wege räume, was seine Thätigkeit hindern oder unterbrechen könne, auf daß sie alle kleinen Sorgen von ihm fernhalte, ihm in ihrer Liebe und Freundlichkeit heitere Ruhepunkte und in ihrer Theilnahme, in ihrem Verständniß für seine Arbeiten den besten Lohn; für dieselben, ja einen Ersatz gebe, wenn die Mitwelt sie nicht zu schätzen weiß. — Die Kaiserin und die Bäuerin stehen neben ihrem Manne nach Gottes Ausspruch: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen."

Kepler lächelte; „Ja wem der Herr solch eine Frau beschieden," entgegnete er, „der könnte sich wohl vertiefen in Weisheit und Wissenschaft; aber weißt Du nicht, liebe Mutter, daß das Vorschreiten in

allerlei Wissenschaft und Erkenntniß nur eine Hälfte unserer Erdenaufgabe ist? Die Uebung unserer Willenskraft ist die andere und zwar zur Vorbereitung für das ewige Leben wohl nie nothwendigere. Wo aber kann der Mensch dieselbe besser üben, als in der Ehe? Immer den Willen festhalten, die uns von Gott anvertraute Gefährtin glücklich zu machen, nie vergessen, was sie wünscht und erfreut, was ihrer Natur zusagt, das übt den Willen zum Guten und macht uns geschickt für den Himmel."

„Wie aber wird nun Deine Zukunft sich gestalten, mein Sohn," sagte Apollonia, „da Du aus Rücksicht auf Dein Weib Dich mit Herrn Tycho erzürnet und wieder Dein Brot verloren hast?"

„Wie Gott will, liebe Mutter, für jetzt arbeite ich noch an den prutenischen Tafeln in jeder Stunde, da mir dieß möglich ist, fort. Der Kaiser hat mich angestellt, nicht Tycho de Brahe, und gelingt es mir, nur einmal den Kaiser zu sprechen, so wird es auch nicht unmöglich sein, ihn zur Zahlung meines Gehaltes zu vermögen; dann kann ich abwarten, ob im lieben Schwaben" —

„O mein Sohn! mein Sohn!" unterbrach ihn die Matrone, „träumst Du diesen Traum noch immer? Glaube mir, es ist besser für Dich, hier zu leben, wo unser Glaube unterdrückt und angefochten wird, als da, wo er triumphirt, denn die Noth lehrt die Priester

und Geistlichen Bescheidenheit, während das Glück sie übermüthig und tyrannisch macht. Gott regiere das Herz des Kaisers, daß er für Dich besser sorgt, als für sein Reich. — Aber ich kam nicht um solchen Gespräches willen, sondern Dich zu bitten, die Truhe aus der Verlassenschaft unseres lieben Wohlthäters sogleich an die Frau Gräfin Rosenberg zu senden, da sie ihrem Schwiegervater gehörte und jetzt ganz eigentlich ihr als Erbe zukommt."

Als der Abend dämmerte, trugen zwei Männer das alte Kabinetstück in den Palast Polirena's, die es bereits mit Spannung erwartete. In einem versiegelten Kästchen brachte Frau Apollonia auch den Schlüssel des schönen Schreins, und Eva von Lobkowic befand sich bei ihrer Freundin und Schützerin, um bei der Eröffnung desselben auch zugegen zu sein. Der alte Haushofmeister öffnete das Schloß und schraubte die rostig gewordenen Schrauben los, mit denen die Marmorstatue an die Kiste befestigt war. Polirena aber öffnete die Seitenfächer und nahm aus denselben veraltete Bücher und Briefe aus einem verborgenen Fach, das ein Metallknauf schloß, eine Schnur Perlen und eine glänzende Armspange von kostbaren Edelsteinen, und endlich ein kleines auf Elfenbein gemaltes Bild einer schönen Dame mit nachtschwarzen Augen und Locken. Polirena betrachtete das Bild voll Aufmerksamkeit und Theilnahme und

legte es dann seufzend an seinen Ort. — Das schöne Steinbild aber ließ sie auf einer Tragbahre so befestigen, daß es sogleich ohne Gefahr des Zerschlagens aufgehoben und weggetragen werden konnte.

Wenige Augenblicke darauf meldete man den Herrn Ritter von Brahe, und die Gräfin ging ihm eilig entgegen, während Eva und Apollonia sich in ein anderes Zimmer verfügten.

„Sie sehen, Herr Ritter," sagte Polirena, „daß ich hier einen Schatz habe, der im höchsten Grade würdig ist, in den Besitz unseres Kaisers zu gelangen; wollen Sie aus Freundschaft für mich anordnen, daß bei Ihrem Eintritt in den Statuensaal meine Leute mit diesem Kunstwerk Ihnen folgen und es lin der eeren Nische rechter Hand aufstellen? Ich möchte des Kaisers Majestät erfreuen und an seine treueste, wenngleich im Augenblick verkannte, Unterthanin erinnern."

Tycho betrachtete das Kunstwerk mit dem Blick des Kenners: „Das ist etwas, das des kunstsinnigen Monarchen Herz erfreuen wird," sagte er mit den Augen zwinkernd, „und mit Freuden stehe ich Ew. hochgräflichen Gnaden zu Diensten; darf man aber fragen, wo dieß große Kunstwerk, wie es dessengleichen vielleicht auf Erden nicht mehr gibt, bis daher gewesen?"

„Das ist eine lange und traurige Geschichte, es

ist ein Erbe vom Vater meines Gatten, dem Herrn Peter von Rosenberg, der aber leider nicht Zeit fand, es in die Hände seiner Familie zu bringen, da es Euch vielleicht bewußt ist, daß er durch Meuchelmord frühzeitig seinen Tod fand. Ein glücklicher Zufall hat es mir zugeführt, aber nur der Kaiser ist würdig, diesen Schatz zu besitzen."

„Ich werde selbst für die Aufstellung Sorge tragen, gnädigste Frau," sagte Tycho, noch immer in die Betrachtung des Kunstwerkes versunken, „das ist — ja, kein Zweifel, das ist Urania, der erhabene Muse der Sternkunde, und das Meisterwerk eines griechischen Meißels. Ich könnte jetzt, jetzt gleich hinübergehen und mich von Lang in den Statuensaal führen lassen, wo ich ohnedieß noch einiges zu thun habe, wenn Ew. Gnade befehlen wollen, daß man dieses Prachtstück mir nachtrüge."

Tycho de Brahe befand sich in seinem Element, eine Ueberraschung für den Kaiser, durch ihn veranstaltet, ein großes Kunstwerk seiner Beurtheilung übergeben — er eilte, er ordnete an, und ehe noch die Nachtstunde nach des Kaisers Gewohnheit, diesen durch den Statuensaal nach seinen Marställen führte, stand die Antike an einem Platz, der die Schönheit ihrer Formen aufs beste ans Licht treten ließ. —

Acht Tage waren seitdem vergangen.

Es war früher Morgen, und in den Gemächern

der kaiserlichen Hofburg herrschte noch tiefes Schweigen. Der Brunnen im Hofe des Hradschin unter der Erzstatue des Ritters Skt. Georg rieselte leise in sein Steinbassin. Die prächtige Kathedrale war verschlossen, denn Meßner und Priester pflegten noch der Ruhe; doch war dieß herrliche Gotteshaus nicht leer, ein Mann ging mit übereinander geschlagenen Armen darin auf und ab und blieb endlich vor dem kostbaren Marmorgrabmale des Kaisers Max stehen.

Er erhob die Augen, tiefliegende traurige Augen, in deren Sternen eine Welt voll Sorge und Schmerz zu liegen schien, und betrachtete den Marmor und seufzte tief und schwer.

„Wer auch so weit wäre, wie Ihr, meine theuern in Gott ruhenden Eltern, wer das Leben mit all seinem Jammer und Elende hinter sich hätte, und zu Füßen des lieben Heilandes Ruhe und Frieden fände," sagte er halb laut vor sich hin. „O diese Erde ist ein Jammerthal, und es bedürfte kaum des Fegefeuers zur Reinigung der gemarterten Seelen. Ich bin der Herr der Christenheit, und was habe ich an Glück genossen in meinem Leben? einsam, immer einsam auf meinem öden Throne, ausgeschlossen vom Glück der Ehe, weil ich nicht Rebellen zu Söhnen haben will, da meine rebellischen Brüder mir schon Last und Leid genug machen, ohne Freunde, ohne die rechte Liebe eines Weibes! Was gibt mir das Leben? Pflichten und wieder Pflichten!"—

„Philipp, Philipp Lang! wo bist Du, Mann? warum verläßt Du Deinen Herrn und gibst ihn vielleicht dem Dolche eines Meuchelmörders preis?"

Der vertraute Kammerdiener des Kaisers schlüpfte hinter einer der Säulen hervor und stand in unterthäniger Haltung neben seinem Gebieter.

„Was steht zu Ew. Majestät Befehl? soll ich durch den verdeckten Gang vorangehen nach Ew. Majestät Zimmer, und wollen Sie sich jetzt endlich zur Ruhe begeben?"

„Höre, Lang," sagte der Kaiser, und legte die schmale Hand auf die Schulter seines Dieners, „schau, wie die Morgensonne so wundervoll durch dieß Fenster scheint, wüßten wir nur, daß unsere Feinde und Neider noch schliefen, wie gerne möchten auch wir einmal das Glück genießen, unsern Leib im goldenen Lichtstrahle zu baden."

„Es ist spät und Ew. Majestät ist die Ruhe noth," entgegnete Lang, „in den Gärten wanken sicherlich schon Menschen, und wer kann wissen, ob die Wachen Ew. Majestät so achtsam sind, als sie sein müßten, um Ihr kostbares Leben gegen Meuchelmord zu schützen."

„Wahr! wahr!" seufzte der Kaiser, „o meine Brüder! meine Brüder! was hab' ich Euch gethan, daß Ihr mich also verfolgt! — aber komm, Lang, wir wollen uns zur Ruhe legen und Gott bitten, daß Er uns in seinen Schutz nehme."

Er ging die Treppe hinauf und durch den verdeckten Gang, der den Dom mit dem Kaiserpalast verbindet, nach seinem Schlafzimmer, das einfach und ohne Prunk nicht kostbarer war, als das jedes Bürgers.

Philipp Lang half dem unglücklichen Mann, dessen Mißtrauen und Furcht vor Meuchelmord sich von Jahr zu Jahr mehr und fast bis zum Wahnsinn gesteigert hatte, beim Entkleiden. Er legte Mantel, Wamms, Schuhe und Beinkleid ab, aber unter allem diesem trug er ein feines Panzerhemd von florentinischer Arbeit und mit diesem legte er sich auch zur Ruhe.

An der Thür des kaiserlichen Schlafkabinets stand der Trabantenobrist Herr von Roßwurm, und als Lang heraustrat, fragte dieser flüsternd: „Wie steht es heute mit Sr. Majestät?"

„Er wird alle Tage toller," sagte Lang hämisch, „und wie es heute mit der großen Abendtafel werden soll, bei der er der Gräfin Polixena zu erscheinen versprochen zum Dank für die Marmorpuppe, die sie ihm geschenkt, das weiß ich nicht. Bilder und Statuen und allerlei Raritäten an ausländischem Vieh, das sind nun einmal die Steckenpferde unseres Herrn. Er ist die Gelehrsamkeit selbst, und gutherzig ist er auch, 's ist ein Elend, daß die Furcht und das Mißtrauen bei ihm zur Krankheit geworden."

„Lang! Lang!" schrie in diesem Augenblick der Kaiser, und mit einem Fluche auf der Lippe, kehrte

der Kammerdiener in das Kabinet zurück. „Wir können nicht schlafen, Lang, unser Athem geht schwer," sagte der Kaiser, sich im Bette aufrichtend, „auch dürfen wir nicht schlafen, Mann, wir haben unser kaiserlich Wort gegeben, heute bei der Frau Gräfin von Rosenberg zu speisen, und das müssen wir halten. Komm, Mann, und rüste unser Wamms von braunem Sammt, und vergiß nicht die Kette des goldenen Vließes, einer so schönen und edlen Dame gegenüber muß auch der Kaiser sich als Ritter zeigen."

Während Philipp Lang im Ankleidezimmer des Kaisers lange nicht gebrauchte Staatskleidung rüstete, ging dieser selbst in den Saal, der die nicht unbedeutende Antikensammlung enthielt, welche er mit großem Geschmack und ungeheueren Kosten gesammelt hatte, und blieb zuweilen bewundernd vor dem schönen Geschenk stehen, durch das Frau von Rosenberg dieselbe vergrößert.

„Ah, das ist schön, wunderbar schön," sagte er laut, als ob er zu einem Andern spräche. „Ja, sie verstanden zu leben, zu dichten, zu denken, diese Griechen, unter ihnen hätte ich leben müssen — aber auch unter ihnen gab es Brüderzwiste, Neid um Krone und Reich! und Eteokles und Polynicees waren nicht glücklicher, als Rudolph und Mathias!" —

„Majestät," sagte der rasch eintretende Leibdiener, „Sr. Gnaden der Ambassadeur von Spanien wünschen" —

„Den spanischen Botschafter soll der Teufel holen," schrie Rudolph, „ich will auch einmal Ruhe haben und mich einem kleinen menschlichen Genuß hingeben, ich will ihn nicht sprechen."

„Auch der Herr Kardinal Dietrichstein bitten —"

„Fort mit dem Herrn Kardinal, fort mit allen Geschäften und kaiserlichen Sorgen, man soll mir Ruhe lassen, ich bin beschäftigt."

„Auch von Sr. Durchlaucht dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark ist eine Botschaft gekommen, und der Botschafter fragt an" —

„Wer ist's?" sagte Rudolph barsch.

„Der ehemalige Präzeptor des durchlauchtigen Herrn Erzherzogs, Herr Johannes Fickler. — Auch Herren von den böhmischen Ständen, Herr Wenzel von Budowa und der jüngere Herr von Lobkowic, sowie der Herr Peter Wok von Rosenberg, der Frau Gräfin Schwager, bitten um gnädige Audienz," setzte Lang hinzu, als er bemerkte, daß der Kaiser im Begriff sei, dem Jesuiten Gehör zu bewilligen.

„Die verfluchten, aufsätzigen, ketzerischen Böhmen, die mit meinem liebreichen Bruder Mathias unterhandeln," brüllte der Kaiser, in heftige Wuth gerathend, „sie sollen sich alle, alle mit einander zum Teufel scheren und mir Ruhe in meinen eigenen vier Pfählen gönnen, nur soviel, als jeder Holzhauer sie hat. Bin ich doch wie ein Hundewärter, den die

verdammten hungernden Kläffer von allen Seiten lärmend umspringen, wenn er sich nur sehen läßt. — Sperrt sie aus, schlagt sie todt, wenn's nöthig ist, und gebt mir endlich Frieden."

Der Kaiser sah nicht den Ausdruck tückischer Freude auf dem Gesicht seines vertrauten Dieners, als dieser sich rasch umwendete, um den abschlägigen Bescheid allen auf Audienz Harrenden zu bringen. Er betrachtete die schöne Statue wieder und wieder, stäubte mit seinem Tuche den leicht gebogenen Arm derselben ab, und ging endlich in das Zimmer, das er sein Arbeitsgemach nannte. Malergeräth und astrologische Bücher, Erzstufen zu alchemistischen Arbeiten, und Himmelsgloben, langhalsige Phiolen von Glas, mit allerleifarbigen Flüssigkeiten gefüllt, Versuche und Proben, das Lebenselixir zu brauen, standen hier in wüstester Unordnung durcheinander. Auch ein Destillirofen war da zu finden, eine Camera obscura, das Geschenk Rabbi Löw's, und tausend andere Dinge, die heutzutage das Entzücken jedes Alterthumsforschers sein würden. Mitten unter all dem seltsamen Plunder stand aber ein behaglicher, weichgepolsterter Lehnstuhl, so gerückt, daß der Kaiser, darauf ruhend, durch das nahe Fenster sein schönes Prag wie ein Gemälde übersehen konnte.

Hier setzte er sich ermüdet nieder, und war nach wenigen Minuten, den bleichen Kopf an die Kissen

gedrückt, die Hände auf den Lehnen ruhend, fest entschlafen. —

In dieser Zeit ging Polirena durch alle Räume ihres stattlichen Schlosses und besichtigte die Einrichtungen zum Empfange ihres kaiserlichen Gastes aufs genaueste.

Ihr zur Seite schritt in seiner schwarzen Amtstracht der Lehrer ihrer Jugend, Pater Johannes. — Sein schönes Gesicht noch bleicher wie früher, sein Haar mit Silber gemischt, um den feinen Mund von Zeit zu Zeit ein Zucken, wie von einem plötzlichen Krampfe.

„So war also der Retter und Freund, den der sterbende Vater Ihres Gatten so eifrig seinen Söhnen empfahl, niemand anders, als mein alter Verwandter. Meister Johannes Guldenmann," sagte er leise. „O wie oft liegt uns neben der Hand, was wir in weitester Ferne suchen!"

„Er war es, und daß er niemandem die näheren Umstände dieser Rettung mitgetheilt, das ist etwas, das wir alle ihm nicht genugsam danken können," sagte Polirena. „Ja! Herr Peter von Rosenberg war der Gatte einer stolzen und edlen Dame, der Vater von zwei Söhnen, die schon heranwuchsen, als er nach Madrid reiste mit anderen böhmischen Herren, um den zum künftigen Könige Böhmens gewählten Erzherzog Max in der Sprache ihres Landes zu

unterrichten. Dort hatte er die Dame kennengelernt, seine entfernte Verwandte sogar, aus dem edlen Hause der Urbino, und es hatte sich eine leidenschaftliche Liebe zwischen ihnen entsponnen. Ob er so weit gefehlt, seine Verheiratung zu verläugnen, die Sünde der Polygamie auf sich zu laden, das geht aus den Papieren nicht ganz genau hervor, doch könnte man es fast fürchten. Von Spanien aus war er mit ihr nach ihrer Heimat, dem schönen Italien gereist, und von ihren Gütern in der Nähe von Florenz stammt das Götterbild, das sich jetzt in den Händen Sr. Majestät befindet. — Sie wollte ihn nach Böhmen begleiten, doch wußte er es abzulehnen, und reiste nach Deutschland, vielleicht um Rücksprache zu nehmen mit lutherischen und kalvinistischen Geistlichen wegen der Trennung seiner ersten Ehe. Sie aber hatte erfahren, daß der Mann, dem sie sich ergeben, sie also getäuscht, und in ihrem Zorne schickte sie ihre Meuchelmörder nach, unter deren Streichen er gefallen wäre, wenn nicht jener wackere Handwerker, Johannes Guldenmann, ihm zu Hilfe gekommen. In seinen Händen ließ er genesend die Andenken an sein Vergehen und kehrte reuig zu seiner Gattin, seinen Kindern, wie auch in den Schooß der heiligen Kirche zurück."

„Auf seinem Todtenbette beichtete er den Hergang, und daß die Donna Olivia ein Töchterlein geboren und Buße thuend gestorben sei. — Ich habe

geforscht nach jenem Kinde, als Ihr seliger Herr Gemal mich ins Vertrauen zog, aber ach! das Resultat dieser Forschungen, das sich jetzt erst bestätigt, ist ein trauriges. Die Tochter der Donna Olivia Urbino und Eures in Gott ruhenden Schwiegervaters ist eine fahrende Dirne geworden, die nach langem wüsten Lebenswandel einen Mann geheiratet, wohl zwanzig und mehr Jahre jünger, als sie selbst, den Bruder des Astronomen Johannes Kepler, Heinrich."

„Helfe uns Gott," sagte Polixena, „die Unglückliche soll und darf nicht verlassen sein, eilt und laßt ihr und ihrem Manne jede Unterstützung an Geld zukommen, sorgt für beide, daß sie in Ehren leben und ihre Kinder wohl erziehen können. Wenn der Ehemann dieses armen verlassenen Weibes seinem Bruder gleicht, so ist sie glücklich zu preisen, sobald ihr Leben vor allzuschweren Sorgen geschützt ist."

Pater Johannes zuckte die Achsel. „Heinrich Kepler ist ein wüster, verschwenderischer, boshafter Geselle, mit keiner Ader vom Charakter seines Bruders, der, obgleich leider ein unverbesserlicher Ketzer, doch ein ebenso edles Herz, als einen großen Geist besitzt. Ich freue mich, daß ich für ihn günstige Nachrichten bringe. Auf des Erzherzogs Wunsch und Befehl haben die steierischen Stände ihm die Hälfte dessen angewiesen, was er nun schon seit Jahren zu fordern hat, es sind nahezu zweitausend Gulden, und sie werden der Familie gar sehr zugute kommen."

„Eilen wir diese frohe Nachricht der würdigen Frau mitzutheilen, die ihn erzog," rief Polixena eifrig; „wenn die Gesellschaft erscheint, so weiß es dann auch Magister Johannes, mein werther Freund schon und kann dem Resultat seiner Zusammenkunft mit Tycho in Seiner Majestät Gegenwart mit Ruhe entgegensehen. Die Welt wird Großes von ihm erleben, wenn er einst mit freiem Herzen sich ganz der Wissenschaft widmen kann." — —

Einige Stunden nach diesem Gespräche brannten mehr als zweihundert Wachskerzen in den geschmückten Sälen der verwitweten Gräfin von Rosenberg. Eine gedeckte Tafel, von Silber und Gold strahlend, prangte in einem derselben, Diener in reicher Kleidung gingen unter Befehl des alten Haushofmeisters noch ab und zu, und allmälig kamen in Kutschen und Sänften, denen Läufer mit brennenden Fackeln voraneilten, die höchsten Herren des böhmischen Adels mit ihren schönen Gattinnen. Polixena hatte ohne Rücksicht auf die religiösen Streitigkeiten alle eingeladen, die auf diese Ehre Anspruch machen konnten, da war denn der Schwager der edlen Wirthin, Herr Peter Wok von Rosenberg, der letzte seines Stammes; Herr Wenzel von Budowa, Graf Schlick und die Herren von Martinic und Slawata, von Sternberg und andere mit ihren hochgebornen Gemalinnen, sowie der jugendliche Zdenko Adalbert von Lobkowic,

der, seit er sich in Ungarn den Sporn verdient, das Bild der schönen Gräfin im Herzen trug. Da fanden sich ein die berühmten Dichter Capella, Troilus und Cuthenus, da waren die Geschichtsschreiber Weleslawina und Stránský, und von den dem Kaiser nahestehenden Astronomen, Herr Hájek, der Ritter von Brahe und Johannes Kepler.

Frau Barbara Kepler sah gar schön aus in einem Kleide von schwarzem Brokat mit goldenen Blumen, das schöne Haar geschmückt mit einer Schneppenhaube von den allerfeinsten Brabanterspitzen, wie sie die unglückliche Königin Maria Stuart zu tragen geliebt hatte; auch die Frau Gräfin von Rosenberg erschien in einem Kleide von ähnlichem Stoff und Schnitt, und es mußte jedermann in die Augen fallen, daß die beiden Damen die schönsten in dem glänzenden Kreise und einander sehr ähnlich waren. Frau von Brahe, am Arme ihres Gatten, war noch eine stattliche Matrone. Der Kreis von Menschen, der sich flüsternd und summend durch die glänzenden Gemächer bewegte, war einer von denen, wo auch nicht ein Mitglied unbedeutend erscheint; auch hat die Geschichte den Namen aller bewahrt bis in die spätesten Zeiten, und einer der Anwesenden, der hochberühmte Zeichner und Kupferstecher Sadler, hat Abbildungen jener Räume hinterlassen, die heute noch dem Beschauer

eine Vorstellung von ihrem Glanze und ihrer Schönheit geben.

Auf den Arm ihres Gatten gestützt und verschämt wie ein junges Mädchen, flüsterte Frau Barbara leise: „Schau, Johannes, Du bringst mich doch in die vornehmste Gesellschaft, die ich je besucht habe, ich werde dem Fräulein von Eggenberg schon schreiben, wie man Dich hier ehrt, und Gottlob, da die steierischen Stände nun zahlen, so können wir diesem hochmüthigen Tycho, der mich ansieht, als wolle er mich umbringen, ein Schnippchen schlagen."

Der Eintritt Kaiser Rudolph's ließ für einen Augenblick alle Lippen verstummen.

Der Kaiser führte an seinem Arme die Gräfin Polirena, die ihm bis auf die Marmorstufen an der Pforte des Palastes entgegengegangen war. Hinter ihnen schritt der treueste Minister Rudolph's, der Kardinal Adam von Dietrichstein, dem die edle Gestalt des Pater Johannes auf dem Fuße folgte.

Sie saßen um die glänzende Tafel, ein Kreis von glänzenden Geistern, von denen jeder Einzelne weit hinaus leuchtete über die Zeit seines Erdenlebens, Einer mehr, der Andere minder den Flackerschein des Ruhmes oder das sanftere Licht der Weisheit auf die Nachwelt sendend, doch keiner von Allen in so hohem Grade, wie der sanfte, stille Magister Kepler, der seiner Hausfrau gegenüber zwischen dem

berühmten Sadler und seinem Gönner, dem Jesuiten Johannes, seinen Platz gefunden hatte.

Kaiser Rudolph, an der linken Seite der Gräfin unter einem Thronhimmel von Sammt mit reicher Goldstickerei sitzend, verlor im Gespräche mit der Dame, die seit Jahren schon den günstigsten Einfluß auf ihn ausübte, mehr und mehr von dem Trübsinn, der seine Seele zu umdüstern begonnen hatte.

Er plauderte, er lachte sogar und Stunde nach Stunde verrann, ohne daß er das Zeichen zum Aufbruch gab.

Polixena hatte die Gelegenheit wahrgenommen, den Streit Kepler's mit Tycho zur Sprache zu bringen, sie erzählte, daß die gelehrten Herren sich über die Sonnensysteme entzweit hätten, und der Kaiser, sich direkt an den Ritter wendend, sagte sehr gnädig: „Nicht also, Herr von Brahe, Ihr seid wieder gut Freund mit dem Magister, Euerem ehrenwerthen Gefährten, laßt ihn in seiner Weise rechnen und rechnet Ihr in der Eurigen; was am Besten mit den Naturerscheinungen stimmt, das wird wohl das Richtige sein." Dann aber sich zu Polixena wendend, flüsterte er ihr halblaut zu: „Der ungelehrte Pöbel, der mit dem rechten Fuß in den linken Stiefel fährt, kann wohl noch glauben, daß die Erde stillsteht. Dem Philosophen, der das Zusammenpassende in

Ursache und Wirkung zusammensucht, muß es wohl einleuchten, daß Kopernikus Recht habe."

Tycho hatte diese Worte gehört. Er war während des ganzen Abends ungemein schweigsam gewesen, und sein sonst rothes Gesicht mit der seltsamen Nase von Silber sah bleich, ja hohl aus. — Er fühlte sich unwohl, und wollte doch aus Rücksicht auf den Kaiser die Tafel nicht verlassen, und saß nun da, gefoltert von körperlichen Schmerzen und der geistigen Pein, die ihm nun schon seit längerer Zeit die Ueberzeugung verursachte, daß sein System, auf das er seinen höchsten Stolz setzte, alles Haltes entbehrte.

Das Zusammenleben mit Kepler war dem stolzen Mann zur Marter geworden, weil die lichtvollen Erklärungen des begeisterten Mannes ihm längst die Wahrheit des kopernikanischen Systems, das jetzt schon durch das erste, von Kepler gefundene Gesetz der Planetenbewegung eine bedeutende Verbesserung erhalten, anschaulich gemacht hatten. — Anders aber als einige Zeit später Galilei, der nach den Qualen der Folter, die ihn zum Widerruf der neuen Lehre bewogen, jene unsterblichen Worte ausrief: „Und sie bewegt sich doch!" verharrte Tycho aus Eitelkeit auf seiner Lehre vom Stillstand der Erde. — Er fühlte die Falschheit, die Unzulänglichkeit derselben, und die Ueberzeugung, daß sein System mit seinem Leben fallen werde, nagte an seiner Seele.

Er war schon seit Tagen leidend, und hatte die Einladung der Frau von Rosenberg nur angenommen, um bei einem Gastmahle nicht zu fehlen, zu welchem alle Notabilitäten vom Hofe Kaiser Rudolph's geladen waren.

Des Kaisers Worte gaben ihm einen Stich durchs Herz. Er blickte auf Kepler. Das gütige Gesicht des jungen Gelehrten zeigte keine Spur triumphirenden Uebermuthes. — Er sah heiter, bescheiden und freundlich aus, wie immer, und wie immer lagerte um die sanften braunen Augen jener eigenthümliche begeisterte Ausdruck, den kein Maler an den Gesichtern der mit der Gabe des Genies von Gott begnadigten Menschen in ihren Bildern wiedergeben kann.

„Er wenigstens," dachte er mit einem Gefühl bitterer Freude, „er wird den Ruhm nicht haben in der Nachwelt, das System des Tycho gestürzt zu haben; alle Welt wird, wie jetzt Kaiser Rudolph, den Kopernikus als den nennen, der mich im Kampfe der Wissenschaft besiegte, und doch ist er es! er, dieser sanfte, stille Mensch, der nie an seinen Ruhm denkt, sondern allein an die Ehre Gottes. Er hat mit seinem Gesetze den Schöpfer gleichsam in seiner Werkstätte belauscht." — Ha! — Ein ungeheurer heftiger Schmerz, ein körperlicher Schmerz hatte ihn durchzuckt. — Er hätte aufstehen, das Zimmer ver-

lassen mögen und müssen, aber die Gegenwart des Kaisers fesselte ihn, ob noch Minuten oder Stunden, er wußte es nicht; denn die Lichter des Saales begannen vor seinen Augen zu tanzen, die Gesichter der Anwesenden schienen bald nah auf ihn einzurücken, bald in ungeheuere Fernen von ihm zu schwinden, und als man endlich aufstand, als der Kaiser, auf den Arm des Kardinals Dietrichstein gelehnt, die Anwesenden huldvoll grüßte und sich mit ganz ritterlichem Wesen von seiner schönen Wirthin entfernte; da mußte er sich auf die Schulter seines Weibes stützen, welcher der rasch hinzutretende Kepler behilflich war, den schwer Leidenden in die nächste Sänfte zu schaffen.

Kepler und Katharina blieben gemeinschaftlich am Bette Tycho's, der bewußtlos dalag, ein wichtiges Lebensorgan war ihm infolge des zu langen Sitzens bei der Tafel gesprungen. Er war unrettbar.

In den Augenblicken, wo er zum Bewußtsein kam, sprach er liebevoll mit Kepler und seinem Weibe, und als er, in die Kissen sinkend, die Augen, die so eifrig in den Sternen geforscht hatten, für ewig schloß, flüsterten seine ersterbenden Lippen: „Kein Stillstand in der Schöpfung, Leben ist Bewegung!"

Der Tod des gelehrten Dänen erregte ungeheueres Aufsehen. Selbst Tycho's höchste Eitelkeit hätte befriedigt sein müssen von der Pracht seines

Begräbnisses, dem sich ganz Prag anschloß. — In der Teynkirche ruhen seine sterblichen Ueberreste, eine Granittafel mit seinem Bilde, im Harnisch, die rechte Hand auf eine Erdkugel gestützt, macht es heute noch der Nachwelt kenntlich. Katharina, die nur für ihn gelebt hatte, folgte ihm bald; Familienglieder und Nachkommen von dem hochberühmten Mann, die seinen Namen tragen, leben heute noch in Dänemark.

Tycho's Tod änderte wie mit einem Zauberschlage die Stellung Kepler's am Hofe Rudolph's des Zweiten.

Der Kaiser ernannte ihn zu Tycho's Nachfolger mit einem Gehalte von zweitausend Gulden. Er gestattete ihm die Benutzung aller tychonischen Instrumente und Arbeiten, und die Zahlung der steierischen Stände setzte ihn in die Lage, für die Zukunft seiner Familie Sorge zu tragen.

Vom Hause erhielt er die Nachricht, daß die Gattin seines Bruders eine bedeutende Erbschaft gethan, und daß beide nach Italien gegangen, um dort in glänzenden Verhältnissen zu leben.

Katharina Kepler zog zu ihrer verheirateten Tochter nach Heumaden, um dem Geklätsche in Leonberg ein Ende zu machen. In seinem neuen, größeren Wohnhause in der Spornergasse fand Apollonia ein Asyl, wo sie, für ihre Bedürfnisse an Frau

Barbara ein hübsches Sümmchen zahlend, die Kinder ihres Pfleglings erziehen half, und ihrem Johannes die treueste mütterliche Freundin blieb.

Gräfin Polirena vertraute ihm, daß eine Schwester ihres in Gott ruhenden Gatten die Frau seines Bruders Heinrich sei, und bat um seine verwandtschaftliche Liebe, und Kaiser Rudolph bewahrte seinem Hofastronomen seine Gnade bis zu seinem Tode.

Polirena, Apollonia und Rabbi Löw bildeten einen Kranz verständnißreicher Freunde um den Gelehrten. Frau Barbara verehrte ihren berühmten Mann, der jetzt auch einen angemessenen Erwerb aufzuweisen hatte, nach Gebühr, und der blühende Kinderkreis, den sie ihm schenkte, war, wenn er von seinen ernsten und tiefen Studien ruhend in seiner Familie weilte, sein höchstes Glück. —

Hier verlassen wir ihn, die Kämpfe seiner Jugend sind ausgekämpft. Selbst seine früheren Widersacher, die protestantischen Theologen Würtembergs, achten in ihrem Schüler den gelehrten und einflußreichen Hofastronomen des Kaisers. Seine Freunde ehren ihn und stehen in fleißig der Nachwelt aufbewahrtem Briefwechsel mit ihm.

Die Sonne des Glückes ist aufgegangen über seinem prüfungsreichen Leben. —

Ende des dritten und letzten Bandes.

Nachwort.

Wenn es mir gelungen ist, für den Helden dieser Erzählung das Interesse meiner freundlichen Leser zu erwecken so wird es denselben vielleicht genehm sein, daß ich auch den Schluß seines bedeutenden, und mit der Geschichte einer der traurigsten Epochen Deutschlands innigst verwebten Lebens, Ihnen in späterer Zeit übergeben darf.

Julie Burow,
(Frau Pfannenschmidt.)

Bromberg, im November 1857.

Druck von Kath. Gerzabek in Prag. 1857.